Staatl. Bibliothek
Regensburg

Aus

Tit. Herrn

Ernst Christian Jasche,

angesehenen Handelsmanns und E. E.
Hansgerichts Assessoris

Vermächtnis zur Rathsbibliothek

1787.

C

Sammlung

der besten und neuesten

Reisebeschreibungen

in einem ausführlichen Auszuge,

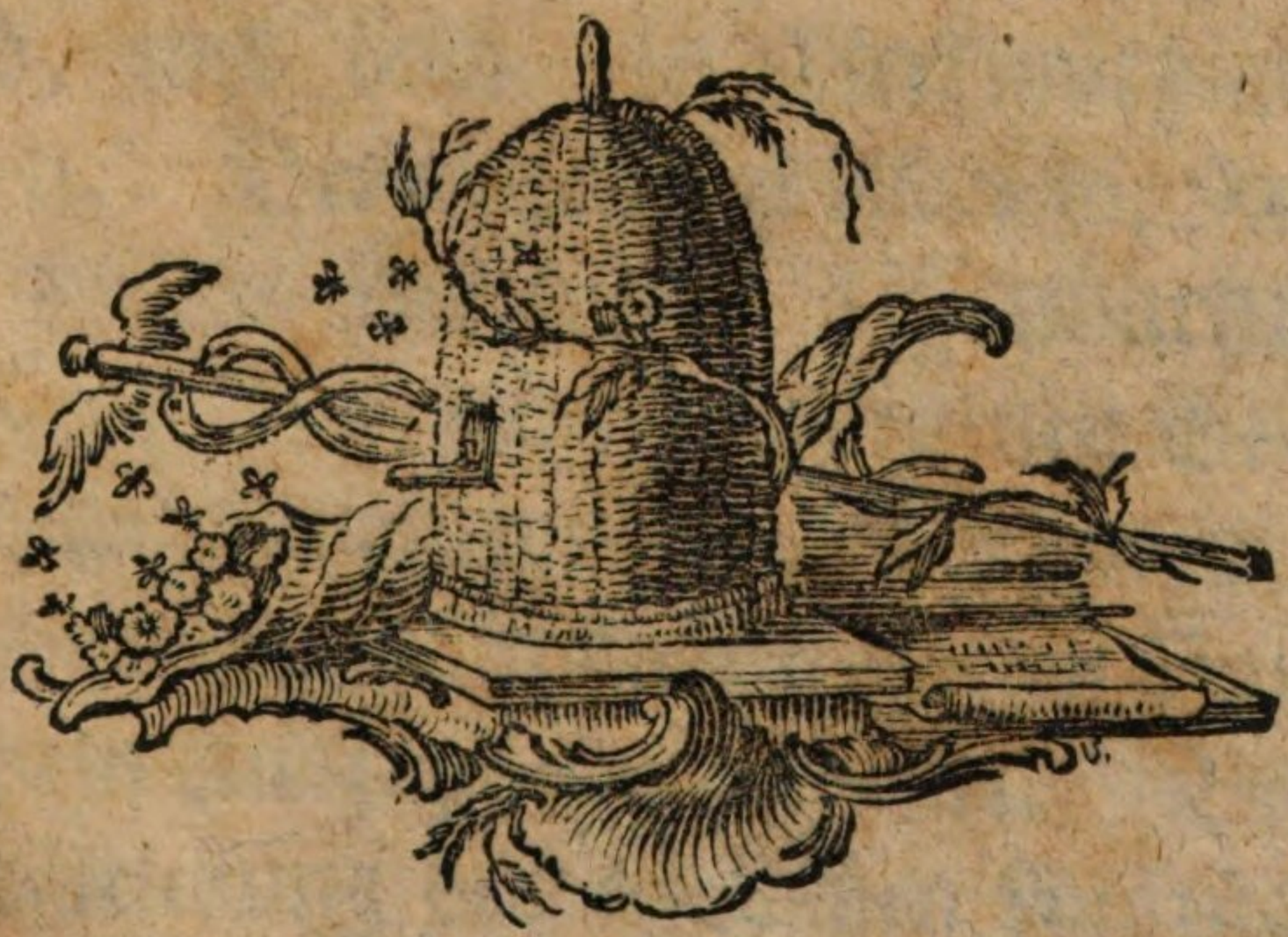
worinnen

eine genaue Nachricht von der Religion, Regierungsverfassung, Handlung, Sitten, natürlichen Geschichte und andern merkwürdigen Dingen verschiedner Länder und Völker gegeben wird.

Aus verschiedenen Sprachen zusammen getragen.

Driter Band.

Mit vielen nützlichen Kupfern.



Berlin,
verlegts August Mylius, 1765.

Sammlung

der besten und neuesten

Reisebeschreibungen

in einem ausführlichen Auszuge,

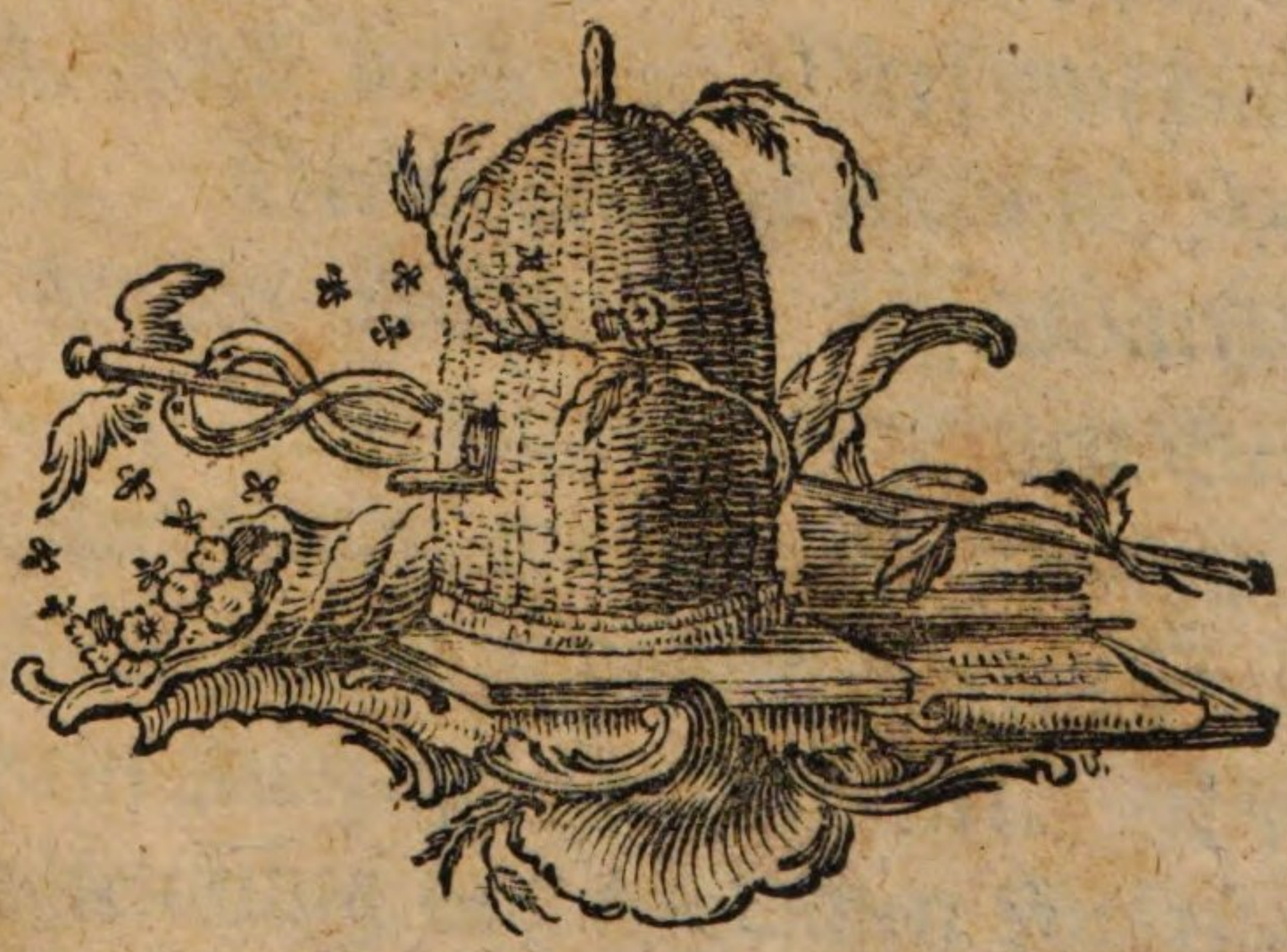
worinnen

eine genaue Nachricht von der Religion, Regierungsverfassung, Handlung, Sitten, natürlichen Geschichte und andern merkwürdigen Dingen verschiedner Länder und Völker gegeben wird.

Aus verschiedenen Sprachen zusammen getragen.

Driter Band.

Mit vielen nützlichen Kupfern.



Berlin,
verlegts August Mylius, 1765.

Staatl. Bibliothek
Regensburg

Vorbericht.

Die geneigte Aufnahme, womit das Publicum die beyden ersten Bände dieser Sammlungen begünstiget hat, ist für den Verleger die reizendeste Aufmunterung zur Fortsetzung derselben gewesen. Da die in englischer Sprache heraus gekommenen Auszüge aus den Reisebeschreibungen manchmal zu eingeschränkt sind, so hat man gegenwärtige deutsche Sammlung dadurch interessanter und gemeinnütziger machen wollen, daß man auch solche Reisen liefert, welche in den Englischen nicht befindlich sind, und doch viel Merkwürdiges enthalten. Deswegen hat man die Reisen des seligen Herrn von Uffenbachs, welche schon lange einen allgemeinen Beyfall erhalten haben, worinn sich jedoch viel überflüßiges findet, in diesem dritten Bande in einem Auszuge mitgetheilet. Bey der Vergleichung der englischen Auszüge mit den Originalen der darin eingerück-

Vorbericht.

ten Reisebeschreibungen hat man befunden, daß sie öfters nicht vollständig sind und nur einen Theil der Reisen enthalten. Denn so finden wir z. E. nur allein die Reise des Herrn von Thevenots nach der Türkey, und des Herrn von Arvieux Reise nach dem Berge Carmel darinn. Die Auszüge aber, die man in gegenwärtigem dritten Bande aus den gedachten berühmten Schriftstellern eingerücket hat, sind vollständiger, und mit dem Merkwürdigsten aller derer Länder, die sie beschrieben haben, erfüllet. Diese Einrichtungen wird man auch bey der Ausgabe der folgenden Bände beständig zum Augenmerk haben, und in denselben den Leser mit lehrreichen Nachrichten aus den entfernten sowol als nähern Ländern zu ergötzen suchen.

Berlin den 13 Martii 1765.

Zacha-

Inhalt.

Zachar. Conrad v. Uffenbach Reisen durch Niedersachsen, Holland und Engelland. Seite = = = 1

Die Reisen und sonderbare Begebenheiten des Marco Polo. S. = = 175

Des Herrn v. Thevenots Reisen in Europa, Asien, und Africa. S. = = 261

Des Herrn v. Arvieux merkwürdige Nachrichten von seiner Reise nach Constantinopel, in Asien, Syrien, dem gelobten Lande, Egypten, und der Barbarey. S. = = = 463

Zacharias Conrad von Uffenbach,

ehemaligen Schöppen und Bürgermeisters der Reichs-
stadt Frankfurt am Mayn,

Reisen

durch Niedersachsen, Holland
und Engelland.

Einleitung.

Der selige Herr von Uffenbach hatte diese Reisen in Begleitung seines Bruders, Johann Friedrichs von Uffenbach, Königl. Großbrittannischen Obrist-Lieutenants der Artillerie, und Schöppen und Burgermeisters zu Frankfurt am Mayn, gethan. Derselbe bereicherte die von seinem Bruder in einem Tagebuch aufgeschriebenen Merkwürdigkeiten mit den darzu nöthigen Zeichnungen. Der Verfasser selbst wurde durch den Tod verhindert, den Druck seiner gethanenen Reisen zu veranstalten. Sie wurden erst nach seinem Absterben in drey Theilen herausgegeben. Reisen, welche von einem Verfasser, dessen scharfen Augen nichts entwischen konnte, mit so großer Aufmerksamkeit und nachforschendem Fleiß angestellet worden, musten allerdings den stärksten Beyfall erhalten. Wir hoffen unsern Lesern ein wahres Vergnügen zu verschaffen, wenn wir hier einen Auszug dieser merkwürdigen

Reisen mittheilen, welche auch hauptsächlich für die Deutschen viel wichtiges, nützliches und angenehmes, enthalten.

Reisen nach Niedersachsen.

Cassel.

Diese Residenz des Landgrafen von Hessen-Cassel war der erste Ort, wo unsere Reisenden, nachdem sie den 8ten November des 1709ten Jahres aus Frankfurt abgereiset waren, über Friedberg, Griel, Gießen, Marpurg, Gilserberg, Frizlar und Werkel, den 11ten anlangten.

Den 12ten giengen sie nach der Französischen Neustadt heraus, um daselbst die neu erbauete schöne Kirche zu sehen. Dieselbe liegt fast am Ende der Neustadt rechter Hand. Sie ist rhomboidalisch oder als ein achteckigt Oval gebauet, von Quaterstücken, und meistens von gebackenen Steinen: Sie war noch nicht ganz fertig; sonderlich vorn am Haupt-Eingang, woselbst noch ein Glockenthurm und eine Orgel fehlete. Sonsten ist sie schön, hoch, helle und wohlgebauet. Die Gestüle sind alle unten auf der Erde, nach Art eines Amphitheatri, was die Männerplätze anbelanget, gemacht. Die Orgel wird über dem herrschaftlichen Stuhl zu stehen kommen. Die Kanzel ist an einem Ende der Kirche viereckigt, von eingelegten und mit Laubwerk gezierten Nußholz. In der Höhe, mitten in der Kirche, gehet ein Ofenthürmchen mit Fenstern und Malerey versehen

sehen hinauf, welches zierlich außiehet, und vieles Licht giebet.

Hinter dem Schlosse ist das Löwenhaus, worinnen verschiedene lebendige ausländische Thiere aufbehalten werden.

Der sogenannte Weiße-Stein liegt zwo kleine Stunden von hier. Von weitem sieht alles gering aus. Unten am Berge, der nicht sonderlich hoch scheinet, liegt eigentlich der sogenannte Weisse-Stein, welches ein schlechtes herrschaftliches Haus ist. Man kann allgemach den Berg bis auf einer gewissen Höhe, wo sich die Treppen und Cascaden anfangen, herauf fahren. Alsdenn siehet man erst das große erstaunliche Werk, welches zwar nur ein Grottenwerk, und Cascade ist, dergleichen man aber in der ganzen Welt wohl nicht finden wird. Es war solches damals noch lange nicht in seiner Vollkommenheit. Es lässet sich auch nur sehr unvollkommen beschreiben. Der ganze Berg, worauf es gebauet, heißt eigentlich der Habichtsberg, und ist oben eine Meile breit und lang; die Gegend und der Ort aber, allwo die Grotte steht, wird der Winter-Kasten genennt. Auf beyden Seiten gehen zwo Treppen und zwo breite Cascaden herunter. In der Mitte sind vier große Bassins, in deren Mitte ein ziemlicher Strahl von Wasser in die Höhe steiget. Es werden noch mehrere derselben, und der Treppen, wenn das Werk bis herunter vor das Haus, (nemlich den Weißen-Stein) welches in einen prächtigen Pallast soll verwandelt werden, und vor dem Hause ein großer, gemachet werden, in welchem, wie der Baumeister versicherte, der Strahl unglaublich,

glaublich, und zwar hundert und zwanzig Schuh hoch steigen soll, ohne künstliche Maschinen und Druckwerke, sondern blos und allein durch den natürlichen Fall des Wassers. Die Grotte selbst ist aus lauter, etwa zwo Ellen hohen, und nicht ganz eine Elle breiten, rauh gehauenen länglicht viereckigten Steinen zusammengesetzet. Die Treppen sind auch von Stein, und hatten damals schon vier hundert und achtzig Stuffen. Ganz oben auf dem höchsten des Berges kommt eine über ein Haus hohe Lage von kraus übereinander gesetzten gewaltigen Steinen. Alle diese Steine, wie auch der Kalk und Sand, werden aus diesem Felsenberge gebrochen und genommen. Auf dieser Höhe soll auch eine Altan kommen, auf welcher die schönste Außicht rings herum über die höchsten in Hessenland häufig befindlichen Berge und Thäler seyn wird. Die Cascaden bestehen aus lauter steinernen, etwa vier Ellen langen, und zweenen breiten, auch dabey über zwo Ellen hohen Cubis, darüber das Wasser ausgebreitet Daumens hoch hinläuft, und vorn über das einer Hand breit hervorragende dünne Bley hinabschiesset, von einem auf den andern, bis ganz hinunter. Der oberste von den Baßins ist vor der Hauptgrotte; selbige bestehet aus vier Schwiebbogen, mit allerhand kleinen in einandergefügten Steinen besetzet, worunter hinten drey Hauptsprünge in die Höhe giengen. Um die Grotten stehen hin und wieder viele Statuen. Das Wasser ist von dem Berge überall aus Gräben und kleinen Bächen zusammen geleitet, und wird in eine hundert Schuh tiefe und sehr weite Cisterne gesammlet.

sammlet. Eine Viertelstunde auf dem Berge hinaus, ist eine ausgehauene Allee, und ein Thiergarten mit allerhand Wild in großer Menge angefüllet. Zu Ende dieses Bergs ist ein Kohlenbergwerk, worinn allerhand versteinerte Muscheln zu finden.

In dem zur Akademie, welche vom Landgraf Carl gestiftet worden, gehörigen Kunsthause, ist eine Anatomie-Kammer, in welcher verschiedene Präparaten von Menschen und Thieren, eine Sammlung von Insekten und Conchylien, befindlich waren; eine Stube, worinn die physikalischen Instrumente verwahrt werden; ein Hörsaal; ein Malerey-Medaillen- und Antiquitäten-Zimmer; eine Mineralien-Kammer; ein Zimmer mit einem unbeschreiblich großen und vortreflichen Vorrath von allerhand der kostbaresten neuesten Instrumenten zur Geometrie, Astronomie, Civil- und Kriegs-Baukunst. Unser Autor versichert, daß er zwar an andern Orten, sonderlich in Dresden, eine gewaltige Menge von dergleichen Instrumenten angetroffen, aber nicht in solcher schönen Ordnung, noch auch von solcher Kostbarkeit und Vortreflichkeit. Oben auf dem Kunsthause ist eine Altan, welche bisher zu einem Observatorio gedienet, bis ein eigenes Observatorium, welches man zu bauen willens war, wird vorhanden seyn.

Die sogenannte große Kirche ist ziemlich groß und hoch, aber etwas dunkel, und hat sonsten eine hübsche Orgel. Die Beschreibung der Monumente von Personen, die darinn begraben liegen,

und der Grabschriften einiger Fürstlichen Grüfte, übergehen wir hier.

Die sogenannte Aue ist hinter dem Schlosse ein ziemlich großes Terrain, das an der Fulda liegt, und mit einem Arm derselben ganz umschlossen wird. Das auf dieser Aue befindliche Draugerie-Haus ist groß und prächtig, in die Länge gebauet und vier hundert Schuh lang. Auf der Seite gegen das Schloß ist es zu, und ohne Fenster, und hat an statt selbiger viele Niches, in welche Statuen sollen gesetzet werden. Gegen Mittag, allwo es die Sonne hat, sind die Fenster und Thüren; auf jeder Ecke und in der Mitten sind drey Pavillons, deren mittelster ein grosses Portal hat, über welchem der herrschaftliche Speisesaal ist. Die andern beyden Pavillons haben übereinander, unten und oben, angenehme Gemächer, das übrige aber ist zu den Gewächsen gewidmet. Jedes von beyden Theilen der Orangerie wird mit vier Oefen erwärmet. Ferner wurde auf dieser Aue der Anfang gemacht, zu einer Plantage von Lindenbäumen, welche aus vielen Alleen, sonderlich drey großen, bestehen wird. In die mittelste und allergrößte wird ein Canal gemachet, in welchem der Arm von der Fulda, der abgedammet werden soll, geleitet wird, daß man mit Gondolen oder kleinen Lustschiffgen mit Vergnügen rings herum zwischen den Bäumen herfahren kann. Auf der andern Seite der Orangerie, und also gegen das Schloß zu, ist der Lustgarten, in welchem nichts besonders zu merken.

Das Schloß ist inwendig schlechter beschaffen, als es von außen scheinet. Die Gemächer sind

irre-

irregulair, zum Theil sehr niedrig, und wegen der kleinen Fenster etwas dunkel.

Das Zeughaus ist ein altes Gebäude von hundert und zwey und dreyßig Schritten lang, und etwan fünf und zwanzig breit. Es ist ziemlich niedrig und dunkel. Unter denen Gestücken waren ein paar, welche zween auch drey Läufte hatten, die zugleich oder auch nacheinander loßgebrennt werden können. Etliche hatten hinten einen Kasten, und konnten mit Patronen hinten geladen werden, da man in einer Minute, wie es wirklich probiret worden, funfzehnmal hintereinander schießen konnte. Das größte Gestück ist eine Carthaune von hundert Centnern, und der größte Mörser wirft hundert sechs und zwanzig Pfund Eisen, oder zwey hundert vier und vierzig Pfund Stein. Oben in diesem Zeughause sind zween Säle voller kleinem Gewehr. Hier findet man das Schwerdt, damit auf Befehl des Duc d'Alba über hundert Menschen umgebracht worden; und eine Fahne, welche dem Prinzen Ludwig in Brabant das Leben gekostet, indem er sie erbeutet. Das Gießhaus stehet dichte bey, und ist ein ziemlich großes Gebäude.

Die fürstliche Bibliothek stehet auf dem Marstall, und enthält ohngefehr viertausend Bücher, darunter die meisten theologisch und juristisch sind. Das Zimmer ist zwar ziemlich groß, aber nicht gar hoch, und wegen der kleinen Fenster, wie auch wegen der den Fenstern nach übelgesetzten mittlern Regalen, sehr dunkel.

Den 21sten November reisete Herr von Uffenbach von Cassel ab, und kam zwo Meilen weiter in

Münden

an. Dieses ist ein ziemliches Städtgen, so guten Handel hat. Hier vereiniget sich die Werra mit der Fulda, welche alsdenn die Weser genennet werden. Vor und hinter der Stadt sind zwey sehr hohe und böse Berge, welche man passiren muß. Sie giengen weiter über Hasten, Nordheim, welches eine alte schlechte Hannöverische Stadt ist, und Sesen, einem artigen Braunschweigischen Flecken am Fuß des Harzes, nach

Goßlar,

wo sie den 22sten Novembr. ankamen. Hier sind zwo Vitriolhütten, in welchen grüner, blauer und weißer Vitriol gemacht werden. Die Materien dazu werden aus dem Rammesberge genommen, in welchem ein großes Bley- und Kupferbergwerk ist, und welcher eine halbe Stunde von der Stadt liegt. An dem Okerfluß, nicht weit hievon, liegen die zu diesem Bergwerk gehörigen Schmelz- und andere Hütten, welche aus der Meßinghütte, den Meßinghammern, dem Drathziehwerk, einem Kupferhammer, und der Frau Marien Schmelz- und Seygerhütte bestehen.

Das Rathhaus auf dem Markt ist ein altes schlechtes Gebäude. An demselben ist in Stein ein Bild ausgehauen, wie ein aufrecht stehender

Bär,

Bär, so einen Spiegel in der Hand hält; man will, daß er den Crodo, einen in heydnischen Zeiten hier angebeteten Abgott, vorstellen soll. Das gläserne Dach sind zween kleine Erker am sogenannten Kramer- oder Kaufhause, welche mit gemeinen Fensterscheiben bedecket sind. An der Ecke der Worthe, einem großen Gasthofe am Markt, ist ein Männgen in Stein ausgehauen, welches den Poder weiset und hofiret. Diese drey Dinge giebt man für die Wahrzeichen der Stadt aus.

Kirchen sind hier folgende: 1) Die Marktkirche. In derselben ist außer dem schönen meßingenen Taufstein nichts Besonderes. 2) Die Domkirche. An dessen Eingang ist der große Christoph so hoch als die Kirche gemalet. Die übrigen Merkwürdigkeiten darinn sind der Kaiserstuhl; die große metallene Krone, welche noch ein Denkmaal des in dieser Kirche geschehenen Blutbades ist, bey dem Präcedenzstreit der Bischöfe; das Teufelsloch neben der Orgel in der Mauer, welches nunmehr zugemacht ist; der hohe Altar; der Ablaßkasten; die Malerey an den Fenstern, welche itzt unter die verlohrnen Künste gehöret; das Monument der Mechtildis, Tochter Kaiser Friedrichs des Ersten, von welcher man eine Teufelshistorie erzehlet. 3) Die Lucretienkirche, ist schlecht, und eigentlich nur ein Spital. Noch schlechter ist 4) die Claus- oder Nicolauskirche, am Clausthore, ist eigentlich für die Bergleute, und eine ordentliche Spelunke. 5) Die Frankenbergerkirche, vor welcher eine kleine Capelle, die zuerst, und zwar von den Franken, hier gebauet worden; an derselben ist das in Stein gehauene

Bild-

Bildniß des Ranna, der das Bergwerk im Rammesberg erfunden, und seiner Frau Gosa. 6) Die Jacobskirche. Hinter dem Dom sind noch einige Rudera des ehemaligen Kaiserlichen Pallasts, als der Kaiserplatz, ein Stück vom Stallhause, und das Kaiserthor. So weit gehet des Herrn von Uffenbachs Beschreibung von Goßlar.

Man kann aber noch folgendes merken. Die Domkirche heißet der große Münster, oder das Stift zu St. Simon und Juda. Der Domprobst ist allemal catholisch, die Canonici aber sind lutherisch, und so ist auch der Gottesdienst. Außer den bereits angezeigten Merkwürdigkeiten in derselben sind noch die aus dem Heydenthum gebliebene Phrygische Tapeten an den Wänden der Stühle der Stiftsherren, das Postument, worauf der heydnische Götze Crodo bey der Harzburg gestanden, zwey Reliquienkasten, verschiedene prächtige Meßgewände aus den heydnischen und catholischen Zeiten, ein rares dyptichon eburneum ecclesiasticum, zwey Ablaßbriefe, und die Maria dolorosa und gratiosa, sehenswürdig. Ein kleineres Stift war ehedem am Petersberge bey der Stadt, nach dessen Zerstörung denen dazu gehörigen Stiftsherren die Catharinencapelle in der Stadt gegeben worden, wo sie auch noch itzt ihren Gottesdienst üben. Außerdem sind auch hier zwey protestantische Nonnenklöster, wovon das eine am Veitsthor, und das andere auf dem Frankenberge ist; ersteres heißet das Kloster zum Neuenwerk. Sonst gehören noch unter die sehenswürdigen Dinge in der Stadt das Marktbecken, der dicke Zwinger und der Blokthurm.

Diese

Diese alte freye Reichsstadt selbst ist ziemlich groß. Vormals haben verschiedene Kaiser in derselben residiret, und sie war lange Zeit eine mächtige und reiche Stadt. Aber itzt hat sie nichts mehr von ihrem vorigen Glanz. Sie ist arm an Gelde und an Einwohnern. Die Häuser sind nach alter Art gebauet, und haben lauter Schieferdächer; die Straßen sind eng, winklicht und abschüßig, damit das von den Harzgebürgen, an deren Fuß die Stadt liegt, häufig herrollende Wasser seinen Abschuß haben kann.

Von Goßlar reisete unser Autor, zu dem wir uns wieder wenden nach

Claußthal.

Der Weg dahin gehet beständig in die Höhe über hohe und steile Berge durch den Harzwald. Man kommt durch Zellerfelde nach Claußthal. Beyde Bergstädte liegen dicht aneinander, und sind nur durch einen Schlagbaum getrennet. Hier fuhr der Verfasser in einige Gruben der großen Bergwerke des Harzes ein, besahe die Schmelzhütten, und die Münze, und setzte darauf seine Reise durch den Harz über die erstaunlichen Berge weiter fort. Die Reisen durch den Harz sind sehr beschwerlich, und erfordern ein eigenes dauerhaftes Fuhrwerk, wegen der vielen engen klippigten und felsigten Wege durch die Gebürge. Wir wollen itzt unsern Autor wieder auf eine kurze Zeit verlassen, und die Beschaffenheit der Bergstädte des Harzes dem Leser bekannt machen, weil er nichts davon in diesen Reisen erwehnet.

Die große Reihe von Gebürgen im Fürstenthum Grubenhagen, Blankenburg und Anhaltharzgerode, ferner in den Grafschaften Stollberg, Wernigerode, und einem Theil von Walkenried heißen die Harzgebürge. Unter diesen ist der Brocken oder Blocksberg bey Wernigerode der höchste; es giebt noch einige, die wenigstens eben so hoch, aber nicht so berüchtigt sind. Die meisten Berge sind mit starken Waldungen versehen. Man reiset daher beständig durch Wälder, Berge, Thäler und Klippen. Vormals waren in den Hölen der Berge und in den dicken Waldungen viele Strassenräuber verborgen, welche die an sich schon fürchterlichen Harzreisen noch unsicherer machten. Itzo hat man nichts zu besorgen. Man trift immer hie und da Bergleute, Köhler, Holzhauer, Tagelöhner an.

Der Oberharz ist eigentlich im Grubenhagenschen, wo die Gebürge meist sanfte streichen. Hier sind die reichsten, vorzüglichsten, und ergiebigsten Silber- und Kupferbergwerke, die theils Churhannover, theils dieses und das Herzogl. Braunschweigische Haus besitzen. Derer Bergstädte sind sieben, als Claußthal, Andreasberg, Altenau, Zellerfeld, der Wilde Mann, Lautenthal und Grunde. Die drey ersten gehören allein dem Churfürsten von Hannover, die vier letztern gehören ihm und dem Herzoge von Braunschweig gemeinschaftlich. Sie liegen alle auf hohen Bergen. Außerdem sind noch einige andere Städte, Flecken und Dörfer im Oberharz. Sie unterscheiden sich aber nicht voneinander. Alle Städte sind offen, ohne Mauern und Thoren, wie die Flecken

und Dörfer. Letztere liegen meistens in den Thälern, und auf den Gehängen der Gebürge. Die meisten Häuser in allen Bergstädten und Flecken des Harzes sind von Holz, und mit Schindeln gedecket. Einige sind noch mit Schiefer, andere mit Ziegeln, auswendig ausgelegt. Die Bergamtshäuser, Rathhäuser, und einige andere, sind ganz maßiv. Sie bestehen insgesamt nur aus zwey Stockwerk, und liegen ziemlich weitläuftig voneinander.

Die Bergleute wohnen in miserabeln Hütten, und führen eine armselige, elende, und doch vergnügte Lebensart. Um die Bergstädte ist alles lebhaft. Man siehet viele Gruben im Betriebe, viele Kunstgestänge, Puchwerke, Schmelzhütten. Sonst ist die Luft auf dem Oberharz die meiste Zeit rauh, kalt, nebligt, regnigt und windigt. Von den Gebürgen hat man die reizendeste und prächtigste Außicht in die benachbarten Provinzen, Felder und Thäler.

Nun kommen wir wieder zum Herrn von Ufenbach. Er reisete den 27sten November von Claußthal durch beschwerliche Wege vor verschiedene einzelne Häuser vorbey, durch Braunlage, einem schlechten Bergflecken, nach Elbingerode. Von hier aus wollte er die im Rübelande gelegene Baumannshöle besichtigen: denn sie liegt eine kleine Stunde von hier. Allein, er wurde genöthiget, noch zwo Meilen nach Blankenburg zu thun. Von hier liegt das Rübeland eine gute Meile. Sie fuhren dahin am 29sten November. Es ist ein Flecken an der Bude, der Eisengruben und eine Eisenhütte hat. Eigentlich

sollte

sollte er Raubeland heißen; denn auf einem benachbarten Berge sowohl als auf verschiedenen andern Bergen dieser Gegend findet man noch Ueberbleibsel von Raubschlössern, wovon ehemals die landwärts gelegene Gegend des Harzes voll war. An diesem Flecken liegt ein großer Berg, darinnen

die Baumannshöle.

Bey der Beschreibung, welche Uffenbach von dieser Höle und den darinn befindlichen Dingen machet, soll zugleich dasjenige hier angezeiget werden, was er nicht bemerket, weil es vielleicht zu seiner Zeit noch nicht vorhanden gewesen; oder was er angezeigt hat, aber itzt nicht mehr zu finden ist. Man gehet einen ziemlich hohen, grossen und steilen Berg fast ganz hinauf. Oben, fast in der Mitte, ist der Eingang zu den Hölen, welcher aus zweenen ziemlich hohen, vermuthlich von der Natur also formirten in den Felsen gewölbten Bogen bestehet. Von da kommt man durch einen engen niedrigen Weg zur ersten Höle. Dieser Berg bestehet durch und durch aus lauter Hölen, aber man zeiget nur fünfe, weil die übrigen sehr unbequem sind.

In der ersten Höle findet man 1) in der Felsenwand ein Bild einer betenden Nonne, sehr natürlich; man nennt es auch das kleine Jungferchen; 2) Oben drüber den Weyhkessel; 3) Den Himmel, dergleichen die Catholiken bey ihren Proceßionen haben; 4) Die Himmelfahrt Christi; 5) Den kleinen Brunnen, welcher ein Loch unter einem hervorragenden Felsen ist, voller wohlschmeckenden, klaren, und, dem Vorgeben

nach,

nach, unerschöpflichem Wasser; 6) darunter den großen Brunnen, den man itzt den Goßenstein nennet. Der Eyerstamm ist itzt nicht mehr vorhanden. Am Ende dieser Höle findet man viele Namen von denen, die sich hier umgesehen haben.

In die zweyte Höle mußte man ehedem über das sogenannte Roß rutschen, welches ein großer Felsen ist, der neben sich unabsehliche Tiefen hat, die noch niemand ergründet. Itzo sind Bretter darüber geleget, auf welche man zwar mit großer Unbequemlichkeit, aber ohne Gefahr, gehet. Hernach kommt man auf Fahrten oder Leitern zur zweyten Höle herunter. Hier sind 1) das kleine Schlößgen; es ist vom Tropfstein formiret, und hat drey Thürme. 2) der Mönch; es ist ein unförmlicher großer Stein, den man so nennet, woran aber die Einbildung die Gliedmassen erdichten muß. 3) die kleine Orgel mit dreyfach übereinander stehenden Pfeifen, ist auch aus dem Tropfstein formiret. Das Crucifix ist nicht mehr vorhanden. Das tiefe enge Loch, in welchem ehemals die Knochen und Zähne von Menschen lagen, ist itzo verschüttet. An dessen Statt zeiget man ohnweit davon einen andern Ort, wo solche Knochen zwischen den Felsen einliegen.

In der dritten Höle sieht man erstlich die große Orgel mit vier Absätzen und vier Reihen Pfeifen, daneben 2) noch ein kleines Schloß. 3) den Taufstein und den Leichenstein. Beyde Stücke sind, wegen ihrer großen Aehnlichkeit mit denen Sachen, die sie vorstellen sollen, in der ganzen Baumannshöle die besten. 4) die drey Gevattern. Mehrere Dinge beschreibet Uffenbach nicht. Aber man findet noch 5) einen Todtenkopf, und 6) eine Menschenhand.

In der vierdten Höle sind 1) eine Standarte. 2) eine große klingende Säule, welche, wenn man mit einem Stein oder Holz dawider schläget, einen hellen und starken Glockenklang von sich giebt. 3) zwey bedeckte Heerpauken. 4) die Krause und Zierlichkeit des obern Gewölbes dieser Höle. Die Confecttafel, die Rinderzungen, die zwey Pistolenhalftern, und die klingende Schaalen, deren insgesamt der Herr von Uffenbach gedenket, sind nicht mehr vorhanden. An deren Statt zeiget man 5) eine Hirschfängerscheide. 6) eine Sirene. 7) eine kleine Säule. 8) das Kälbergekröse. 9) zwey große Wachslichter. 10) die Mutter Maria. 11) die Pferdeohren. 12) die Vulva, 13) die Eißzapfen oder Federposen oben am Gewölbe.

Endlich sind in der fünften Höle zu bemerken, 1) der Oelberg. 2) der Backofen mit den Kuchen. 3) die Stadt Jerusalem. 4) die kleine Kanzel. 5) das Positiv. 6) zwey Weiberbrüste. 7) eine Eule, und 8) zwey kleine Thürme, wie die Zirbelnuß zu Augspurg.

Alle diese Dinge, deren wir bisher kürzlich Meldung gethan, werden entweder bloß von dem Tropfstein, der sich aus dem allenthalben im Berge abtriefenden Wasser generiret, oder von der wunderbaren Lage der Felsen und deren verschiedener Gestalt, gebildet. Viele darunter haben gewiß eine schlechte Aehnlichkeit mit der bezeichneten Sache. Der Herr von Uffenbach bemühet sich zu beweisen, daß diese Hölen von Räubern ausgehauen und gemachet worden, weil man viele Raubschlösser an manchen Oertern in den dickesten und ungeheuresten Felsen gefunden. Er behauptet ferner, daß die calcinirte

cinirte und versteinerte Knochen, die man in diesen Hölen findet, keine Ueberbleibsel der allgemeinen Sündfluth, sondern von den Thieren, welche die Räuber hierher eingetrieben, sind. Wir lassen uns in diese streitige Meynungen nicht ein. Wir übergehen auch unsers Autors Beschreibung des Bergschlosses Reinstein, welches eine halbe Stunde von Blankenburg gelegen, und zu seiner Zeit noch im Flor gewesen; sie ist aber 1759 auf Befehl Sr. itztregierenden Preußischen Majestät gänzlich geschleifet worden, und siehet man nur noch einige geringe Ueberbleibsel davon. Wir kehren also mit ihm zurück nach

Blankenburg.

Hier besahe er die Kirchen und das Schloß. Letzteres liegt auf einem hohen und steilen Berge. Oben präsentiret sich die Gegend herum unvergleichlich. Da dieses Schloß itzo leer stehet, so ist der Brunnen in dem Felsen fast gänzlich zerfallen, und man siehet itzo im Schloß nichts Merkwürdiges. Etwas niedriger ist der Lust- und Schloßgarten, welcher letztere noch in gutem Stande erhalten wird. Besser unten ist der Thiergarten.

Von den Marmorbrüchen ohnweit dem Rübelande konnte Herr von Uffenbach nichts melden, weil sie erst in neuerern Zeiten angeleget worden, so wie die Marmormühle, welche neben bey ist. Hier bricht der vortreflichste Marmor. Vor dem Lünenthor ist auf dem Heydelberge eine Reihe kleiner und großer unordentlich nebeneinander liegender Felsen, welche die Teufelsmauer genennet wird, weil der Teufel sie dahin gesetzt haben soll. Die Stadt

Blankenburg liegt theils abschüßig, theils auf Erhöhungen, und umgiebt das Schloß fast in der Gestalt eines halben Mondes.

Den 30sten November reisete er nach

Quedlinburg,

welche Stadt zwo Meilen von Blankenburg liegt.

In der Cathedral- oder Abteykirche sind in einem Chor, in welches man durch die Sacristey gehet, unzählig viele Reliquien. Es sind deren noch mehrere gewesen, welche an die Catholiken um grosses Geld verkauft worden. Unter obgedachten Dingen war ein Kästgen mit prächtigen und kostbaren Edelgesteinen besetzt, auch voller Reliquien; ferner ein grüngelblichtes, durchsichtiges mit bräunlichten Adern versehenes Gefäß mit zwey Handgriffen, wovon aber einer abgebrochen worden; es soll einer der steinernen Wasserkrüge seyn, die auf der Hochzeit zu Canaan in Galiläa gewesen; ferner ist hier ein Hirtenstaab, ganz schlecht und ohne Zierrath, welchen vor diesem die Aebtißinnen geführet; und endlich ein sauber geschriebener Codex membranaceus. Diese Kirche ist ziemlich, doch wegen der kleinen Fenster etwas dunkel. Der hohe Chor ist schön, hell, und groß, von der Kirche durch eine Mauer abgesondert, und hat bey zwanzig Treppen in der Höhe, und einen ansehnlichen, recht wohl und perspectivisch gemachten hohen Altar. Der Chor ist zwar nur von Holz und Bildhauerarbeit, aber von allerhand Säulen, Schnitz- und Laubwerk, Portalen, verschiedenen Absätzen, und einigen saubern Gemälden. In der Mitte ist ein hohes Portal halb rund eingebogen, neben zweenen perspectivischen

Durch-

Durchgängen mit vielen Schwiebbogen und Säulen, davon die hintersten nach Proportion und Erforderung der Perspectiv immer niedriger kommen. Durch diese können sonderlich die Communicanten rings um den Altar herum gehen. Unter diesem hohen Chor ist ein eben so großes Gewölbe; in selbigem ist in einem schlechten hölzernen Gitter ein etwas erhöheter Grabstein, ohne Schrift, mit Holz eingefasset: Dieses schlechte Werk ist Kaisers Heinrichs des Voglers Grabmaal. In einem großen Gewölbe hinter der Kirche zeigte man eine große Mulde voller Knochen, so in dem Sebichen-Kalkberge nach und nach ausgegraben worden; diese Knochen sind augenscheinlich von Thieren, und man giebt sie für Einhornsknochen aus.

Die St. Blasii Kirche, welche vor diesem ein Franciscanerkloster gewesen, ist die älteste in der Stadt, sehr niedrig, und ungewölbet. Der Altar ist alt, von schlechter Bildhauerarbeit, und vergoldet. Es stehen darauf die zwölf Apostel, und in deren Mitte Maria und Christus, und zwar jene, welches lächerlich, auf der rechten Hand.

Die Marktkirche St. Benedikti hat einen sehr hohen Altar, der erst in neuern Zeiten von sehr guter Bildhauerarbeit und Schnitzwerk gemachet worden. Die Kanzel ist schön, von Holz mit allerhand sehr zartem Schnitzwerk. Die Orgel ist ziemlich, und wohl verguldet. Sonst ist die Kirche an sich etwas dunkel, wozu die drey Gewölbe, darinn sie abgetheilt ist, viel beytragen.

Die Nicolaikirche in der sogenannten Neustadt ist ein altes Gebäude, darinn gar nichts Besonders zu bemerken. Außerhalb der Kirche an beyden

Ecken gegen die Altstadt stehen oben zwey Schäfer mit ihrem Hirtenstaab, kurzen Wammes, und runden großen Hut, in Stein gehauen. Diese sollen, nachdem sie einen Schatz gefunden, die Kirche erbauet haben.

Das Rathhaus auf dem Markt ist ein ziemliches, aber altes Gebäude. Man zeiget hier in einem Schrank mit gläsernen Thüren ein großes breites Haubeil, einen großen Trinkbecher von Kupfer, verguldet, in dessen Mitte ein klein Schlößgen stand; ferner große Sporen nach alter Manier. Diese Dinge haben die Quedlinburger 1336 einem Grafen von Reinstein abgenommen, welcher der Stadt großen Schaden zugefüget hatte, und endlich von den Bürgern gefangen wurde, wie solches ein bey diesen Siegeszeichen hängendes Täfelchen mit mehrern erweiset. Das aus Brettern zusammengeschlagene Gefängniß, worinn er gesessen, ist oben auf dem Boden zu sehen. Dabey stehet auf einer eigenen Maschine eine gewaltig große Armbrust, deren er sich mit kurzen und stark mit Eisen beschlagenen Pfeilen bedienet hat, damit er auch von weitem grossen Schaden gethan. Der Bogen von derselben war acht Spannen lang, in der Mitte Hand breit und drey Finger dick, von einer großen Schwere, und von einem Stück Fischbein. Dieser Bogen ist mit besondern Schrauben aufgezogen und gespannet worden.

Die Stadt Quedlinburg an sich selbst ist alt, und nicht gar groß; doch finden sich einige zierliche Straßen und recht schöne Häuser darinn. In der Vorstadt, durch welche man nach den Schloß gehet, ist eine Straße, welche der Finkenheerd genennet

nennet wird, weil derselbe in dieser Gegend gewesen. Der Finkenheerd war bekanntermaßen der Platz, wo Kaiser Heinrich der Vogelfänger, als man ihm die Botschaft von der Wahl gebracht, gefunden worden. Zu der Zeit stand weder die Stadt noch das Schloß hier. Sondern das Schloß, wo der Kaiser sich aufzuhalten pflegte, siehet man noch in seinen Ruinen auf dem Münzenberg gerade dem itzigen Schlosse gegen über.

Das Stift Quedlinburg ist protestantisch, und bestehet nur aus vier Personen, als einer Aebtißinn, einer Pröbstinn, einer Decanißinn und Canonißinn.

Zwo Meilen von dieser Stadt liegt

Halberstadt.

Unser Autor reisete den 3ten Decembr dahin. Am folgenden Tage besahe er die Domkirche. An dem kleinen Altar ist das Leiden Christi von Alabaster aus einem Stück ziemlich wohl gemacht. In der Mitte der Kirche hänget eine Lampe, so noch aus dem Pabstthum her allezeit brennen muß. Der Bischofstuhl von Stein ist mit vielen Spitzen und Zierrathen sehr wohl verarbeitet. Am Schülerchor siehet man Kaiser Carolum M. als den Stifter dieser Kirche, in Lebensgröße in Stein gehauen, vor welchem, etwas kleiner, Wittikind mit einem Schwerd kniet. Am Ende der Kirche ist die bischöfliche Kapelle, so nicht gar groß ist, aber schön gemalte Fenster nach alter Art hat. Der hohe Chor, so auf der linken Seite, und von der Kirche ganz abgesondert ist, ist ziemlich groß und hoch. Die Domherren sind von allen dreyen Religionen. An den Pfeilern in diesem Chor sind die zwölf Apostel und vier Evan-

gelisten ziemlich wohl in Stein gehauen. Der Taufstein ist eines der schönsten und kostbaresten Stücken dieser Kirche, denn ob er wohl ziemlich groß ist, und anderthalb Ellen im Diameter hat, so ist er doch von einem Stück graulicht braunen Porphyrs mit kleinen goldnen Adern, wohl handdick: Unten aber ist der Fuß von Marmor. Die gegenüber stehende drey ersten Pfeiler linker Hand haben unten jeder sechs kleine Säulen, welche alle, ob sie gleich von gemeinem Steine sind, einen recht hellen Glockenthon von sich geben, wenn man darwider schläget. Außer vielen in dieser Kirche vorhandenen Monumenten der Bischöfe und Domherren, die hier begraben liegen, zeiget man auch ein großes Kniebein von einer Jungfer, welche nur zwölf Jahr soll alt geworden seyn. Unser Verfasser hält es ehe für eine Ribbe von einem Wallfisch.

Die Martinskirche ist nicht gar hoch und groß, aber doch artig gebauet. In derselben findet man viele Bildnisse derer Prediger, die bey dieser Kirche gestanden.

Der große Roland am Rathhause auf dem Markt ist ein sehr großes in Stein gehauenes Bild mit Harnisch, Schild, worauf ein schwarzer Adler ist, und Degen, mit Farben angestrichen. Unten am Degengehenk ist eine Rose.

Die Barfüßerkirche ist zwar ziemlich hell und schön, aber hat nichts Merkwürdiges, wie in den catholischen Kirchen. Denn man muß merken, ohnerachtet Herr von Uffenbach nichts davon gedenket, daß in dieser Stadt fünf Stifte und sieben catholische Klöster, nämlich fünf Mönchen- und zwey Nonnenklöster sind, wie es auch außerdem in diesem

Fürsten-

Fürstenthum, welches ehedem ein Bißthum gewesen, noch verschiedene Dörfer mit catholischen Klöstern giebt.

Die Johanniterkirche ist sehr klein, niedrig und schlecht. Die Marien- oder Lieben Frauenkirche hat vier Thürme, und liegt dem Dom gegen über, hat auch noch ein Stift, und zwar das beste nach dem Dom. Die Kirche bestehet aus drey Hauptgewölben und einer einigen Kapelle, welche zwar alle nicht gar groß und hoch scheinen, aber doch wohl außehen. Insonderheit ist der Canonicorum-Stand gar wohl vor dem hohen Chor halb rund gebauet, und ruhet auf hölzernen Säulen. Er hat auf beyden Seiten, sowohl gegen den hohen Chor, als die Kirche und Kanzel, schöne Fenster, die auf eine besondere und gute Manier herunter gelassen werden können, daß sie nicht hindern. Sie hangen alle in Gewichten, davon man aber, wie auch von den Stricken, nichts siehet, weil solche an den Fensterpfosten herunter gehen, und mit Brettern, so darüber angeschraubet, bedecket sind. Der hohe Altar ist ziemlich, daran die Kreuzigung Christi von Alabaster wohl gemacht zu sehen. Vor demselbigen liegt der Bischof, welcher das Stift errichtet, begraben. Sonst sind noch einige Kirchen hier darinnen, aber nichts Merkwürdiges anzutreffen.

Die Stadt ist ziemlich groß, und hat nach der ersten Anlage noch größer werden sollen. Man leitet auch den Namen Halberstadt davon her, weil sie nur halb ausgebauet. Sie hat hie und da einige schöne Gebäude; ist aber, wie die alten Städte zu seyn pflegen, nicht regelmäßig, sondern altfränkisch gebauet.

Den 5ten December reiseten sie über Grüningen, wo ein Schloß, eine darinn befindliche berühmte und zierliche Kirche, und ein großes Weinfaß zu sehen sind, vor Immersleben vorbey, durch Wannsleben nach

Magdeburg.

Allwo sie den 6ten ankamen, und gleich am folgenden Tage den Dom besahen.

Im Eingang der Kirche ist eine Art von Vorgewölbe, welches das Paradieß heißet. Man findet hierinnen die in Stein gehauene fünf kluge und fünf thörichte Jungfrauen; und die Abbildung von Holz der Gefangenschaft derer Grafen von Gleichen. In der sogenannten Pilatuskapelle siehet man ein Stück von der Leiter, auf welcher der krähende Hahn gesessen, der dem Petro zugerufet; ferner des Verräthers Judas Laterne, das Handbecken Petri, und die in Stein gehauene Maria dolorosa. In einem niedrigen kleinen steinernen Häusgen ist die Abbildung Ottonis I. und seiner Gemahlinn Edittä. Ferner sind in dieser Kirche sehenswürdig, ein Ablaßkasten von Tetzeln; der große und kostbare Taufstein von Porphyr; das Marienbild, Maria miraculosa genannt; der Altar, von einem Stein, der dem Jaspis gleich gehalten wird, und sonst wegen seiner Größe, Zierlichkeit und Kostbarkeit hoch zu achten; der Marmorstein vor dem hohen Altar mit dem Blutstropfen, welcher wegen der Fabel vom Bischof Udone bemerket zu werden verdienet; ein Stück vom Wasserkruge zu Canaan; die schönen Gemälde über der Domherren Stühlen von der Paßion Christi; die Inscription wegen Eröffnung

des

des zwanzig Jahre geschlossenen Gottesdiensts; und das Bildniß des heiligen Mauritii, als Patrons der Kirche. Man findet hier viele Monumente und gute Epitaphien. Unter den ersten ist Kaisers Ottonis I darum merkwürdig, weil er der Stifter dieses Doms gewesen ist. Herr von Uffenbach erwehnet desselben ganz kurz, und das Teufelsgitter hat er gar vergessen. Ersteres ist mitten im Dom über dem Ort, wo Otto begraben liegt; es war ehedem von Silber, da aber solches die Kaiserlichen unter dem General Tilly mitgenommen, so hat man an dessen Statt ein eichenes von demselben Modell dahin gesetzet: Von diesem Grabe gieng vor Alters ein unterirrdischer Gang bis zum Kloster Lilienthal, das itzo Kloster Bergen heißt; aber dieser Gang ist verschüttet, und der Eingang dazu ist unter dem hohen Altar. Letzteres, nämlich das Teufelsgitter, ist ein großes eisernes Gitter vor der großen Kapelle; man hat davon die Fabel von einem Schlössergesellen, welcher es durch Hülfe des Teufels in einer Nacht soll verfertiget haben.

Im Dom stehet in einem Nebengewölbe die zu demselben gehörige Bibliothek, welche damals etwa aus zwey tausend Büchern und einigen Manuscripten bestand. Gleich dabey ist das Archiv, darinnen von Otto I. an ein unvergleichlicher Vorrath von Diplomatibus und andern Documenten vorhanden ist.

Das Kloster Bergen lieget eine Viertelstunde von der Stadt, und sind fast bis dahin noch Häuser gebauet. Es ist daselbst eine Menge von Vorwerken, Scheuren, und dergleichen. Das Kloster selbst ist nicht gar groß, alt und schlecht. Es sind

hieselbst

hieselbst ein Abt, sechs Conventualen, und einige Studenten und Schüler. Man findet hier einen schönen Vorrath von physikalischen Instrumenten. Es ist auch eine Kirche im Kloster, welche unten auf der Erde, gar klein, alt und schlecht ist.

Die Johanniskirche in Magdeburg ist ziemlich groß, schön, hell und wohlgebauet. Die Emporkirchen sind schön, groß, und mit zierlichem grossen Laub- und Schnitzwerk vorn versehen. Die Kanzel ist sehr gut, von schwarz angestrichenem Sandstein mit den Aposteln, von Alabaster sauber gemacht. Der Altar ist sehr hoch von Holz. In der Mitte ist ein sauberes und gutes Gemälde von der Kreuzigung Christi, bey der Finsterniß; ganz oben die Auferstehung, und unten das Abendmahl. Die Orgel ist schön, mit einer halbrunden zierlichen Gallerie.

Die Ulrichs- und Levinskirche ist wohl gebauet, aber nicht so groß als die vorige. Der Altar ist gar ansehnlich. Die zween Beichtstühle auf beyden Seiten sind sehr zierlich, wie zwey kleine Häusgen mit Thürmgen gemacht. An den Pfeilern der Kirche hängen viele Gemälde von biblischen Geschichten mit denen Innschriften, welche theils lateinisch, theils deutsch sind. Ferner sind noch hier ein in Stein gehauener Oelberg, und ein Teufel mit einem eingewickelten Kinde, von welchem man allerley Mährchen erzählet.

In der Catharinenkirche am breiten Weg ist der Altar ziemlich; die Kanzel und der Taufstein sind von Sandstein, und haben nicht viel Besonderes. Der Boden ist, wie in allen Kirchen, ausgenommen dem Dom, vermuthlich, weil die steinernen Platten

ten hier nicht wohl zu haben, mit gemeinen kleinen Gassensteinen gepflastert.

Die Citadelle liegt zwischen zweenen großen und breiten Aermen der Elbe auf einer Insel, welche der Marsch genennet wird. Man gehet über eine lange hölzerne Brücke auf der Elbe dahin. Sie ist sehr wohl angelegt, und hat fünf Bastionen, zwo gegen die Stadt, und drey gegen die Elbe, jenseits. Die Wälle sind ziemlich hoch und breit, und unter denselben, sonderlich gegen die Stadt, Casernen.

Das Augustinerkloster ist anitzo ein Wayssen- und Zuchthaus. In demselben spinnen die kleinen Knaben Wolle. Die Züchtlinge müssen Brasilienholz raspeln, und der liederlichen Weibsleute Arbeit ist Spinnen. Hier ist ein Gemach, welches die Bibliothek heißt, weil die Mönche vor diesem ihre Bücher daselbst gehabt. Hier stehet Luthers Bettlade, die sonst auf einem alten Bau gewesen, welcher auf der andern Seite gegen der Elbe gestanden, allwo auch die Zelle Lutheri war. Dieser Bau aber ist, weil er einfallen wollte, vor einem Jahr abgebrochen worden. Der neue Bau, so eigentlich zum Zucht- und Waysenhaus gemachet worden, ist, ob er schon nicht sonderlich groß, dennoch wohl gebauet, und, weil er auf einer Höhe stehet, sehr hoch, hat auch oben, sonderlich auf die Elbe, eine schöne Außicht.

In der Peterskirche oberhalb des Fischerufers, und in der St. Jacobskirche, ist nichts Besonderes zu sehen.

Das Rathhaus, welches in der bekannten Kaiserlichen Belagerung auch gänzlich ruiniret, und nachher wieder aufgebauet worden, ist ein ziemlich

großes

großes steinernes Gebäude, auf welchem man auserhalb auf zwo breiten steinernen Treppen hinaufgehet. Vor dem Rathhause stehet das Monument von Kaiser Otto dem I. Es ist ein nicht gar grosses rundes Thürmgen, an welchem unten rings herum vier Soldaten stehen, welche ganz geharnischt, und wovon ein jeder einen Wappenschild in Händen hat. Oben gleichsam in der zwoten Abtheilung, oder wie auf einem Fuß, sitzt der Kaiser zu Pferde, und seine zwo Gemahlinnen stehen ihm zu beyden Seiten. Oben darüber ist ein kleines rundes Dach: Sonst ist alles von einem grauen Steine.

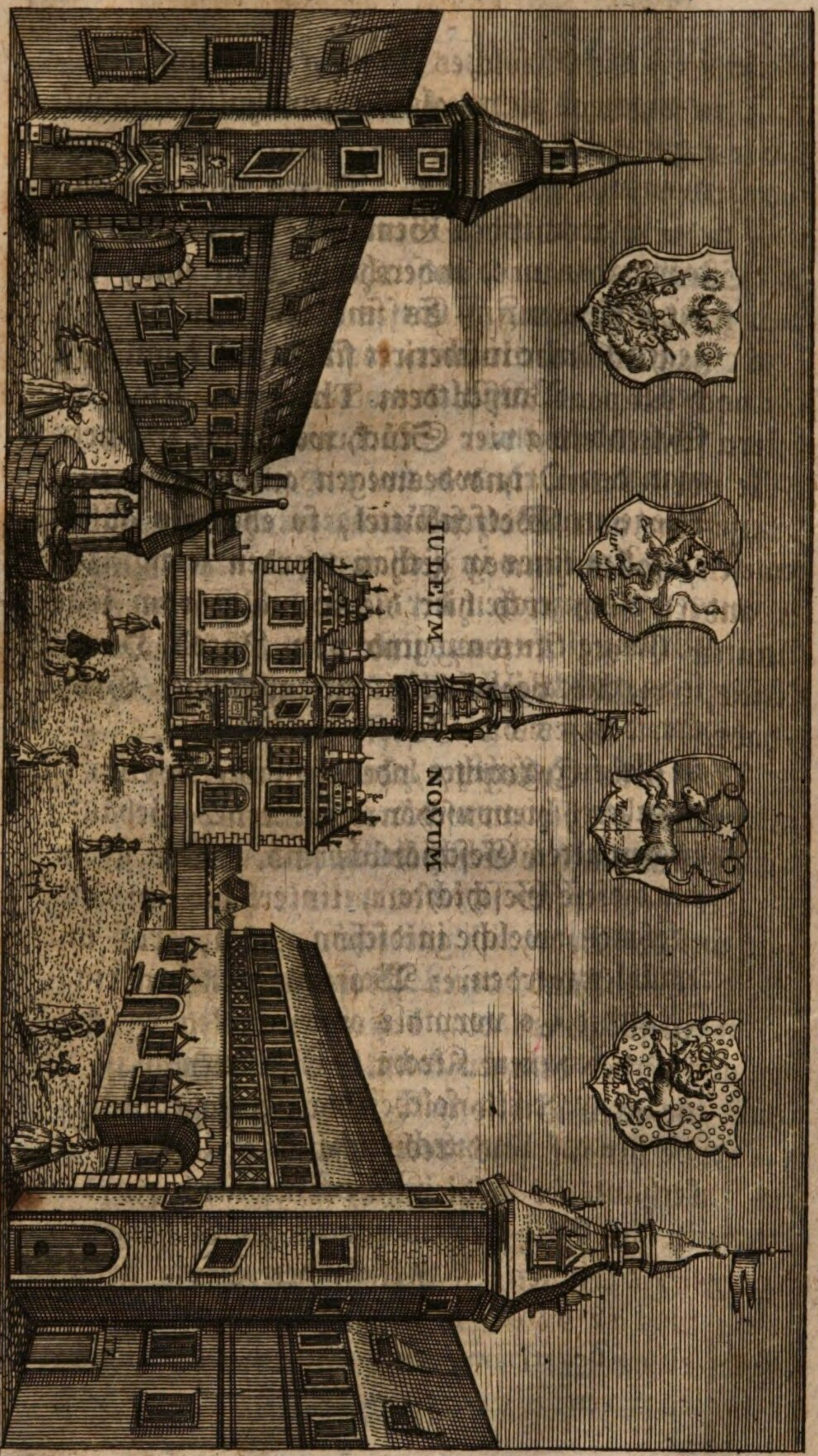
Die liebe Frauenkirche hat ein Kloster, einen Probst, und einige Conventualen. Die Kirche selbst ist eine von den schlechtesten. Das Vornehmste und Merkwürdigste in derselben ist das Begräbniß und Monument des berühmten S. Norberti, welcher den Prämonstratenserorden gestiftet, und um dessen Gebeine vieler Zank nach der Reformation zwischen den Lutheranern und Catholiken entstanden.

Das auf dem großen Platz bey dem Dom stehende königliche Haus lässet von außen sehr schön und groß, inwendig aber hat es keine gar herrliche und große Zimmer, noch viel weniger kostbare oder schöne Meubles. Unten ist eine kleine Kapelle. Vor dem Thor, hart bey Magdeburg, wird Salpeter gemachet.

Den 11ten December giengen unsere Reisenden über Arxleben auf

Helmstädt,

welches sechs Meilen von Magdeburg liegt. Hier besahen sie am folgenden Tage das Theatrum anatomi-


IULEUM
NOVUM

tomicum. Es ist solches ein nicht gar großes Zimmer, in welchem nichts als die gewöhnliche Bänke und einige Schildereyen, aber keine Skelete, wie anderwärts, zu sehen sind. Diesen Mangel aber ersetzen die anatomischen Gemälde, welche nicht gar zwo Ellen hoch, und anderthalbe breit sind, und oben herum hangen. Es sind derselben dreyßig, welche nacheinander numeriret sind, und dann hangen noch ein paar außer dem Theatro. Von den erstern fehlten etwa vier Stück, welche die Geburtstheile vorstelleten, und deswegen auf Befehl einer Prinzeßinn von Wolfenbüttel, so ehemals allhier gewesen, sollen hinweg gethan worden seyn. Unter andern sind auch hier die Gemälde vom sogenannten Grote Anton, und von Jacob Hansen Kleine, welche beyde eine riesenmäßige Größe gehabt.

Das neue Collegium oder Juleum novum ist ein ziemlich großes und schönes steinernes Gebäude, darinnen nunmehro die Hörsäle sind. Der große, oder der theologische Hörsaal, linkerhand im Eingang auf der Erde, ist gar schön, hoch, groß und hell. Die Bänke derer Professoren haben rings herum ein Gegitter, daß bey einem solennen Actu niemand herbey dringen kann. Rechterhand ist die Thüre zur alten Bibliothek. Oben eine ziemlich hohe Treppe hinauf sind rechterhand der juristische, und linkerhand der mediciniſche Hörsaal. In dem letztern ist das Catheder ein rundes hohes hölzernes Häusgen, darinnen die Krücke des Grote Anton, die er, weil er durch einen Zufall lahm geworden, auf der einen Seite brauchen müssen, noch stehet; sie ist gerne drey Ellen lang. Mitten auf dem ober-

sten

sten Pulte des Catheders stehet dieses Antons Kopf von Stein. Unten vor der Thüre dieses Gebäudes ist ein wohlgemachtes Portal von Sandstein. In der Mitte ist ein Schild, darauf Simson, wie er den Löwen zerreißet; rings herum sind die sieben freyen Künste in Stein gehauen.

Die Universitätskirche auf dem Markt war vor diesem ein Kloster, welches, nachdem es lange Zeit wüste gelegen, der Universität gegeben, und zur Uebung der theologischen Studenten im Predigen und Catechesiren bestimmt worden. Deswegen ist auch kein ordentlicher Prediger bey dieser Kirche. So werden auch die Doctores Theologiæ und Magistri in dieser Kirche gemacht; zu welchem Ende unter der Kanzel, welche ganz frey stehet, und den Eingang außerhalb der Kirche durch die Mauer hat, ein Catheder ist. Die Kirche an sich ist zwar von Quaterstücken aufgeführet, aber weder groß noch hoch, und sonder Gewölbe. Der Altar stehet mitten in der Kirche vor der Kanzel, welcher nur ein Tisch ist, der etwas erhöhet, zwischen vier von Schnitzwerk vergoldeten schlecht gemachten und oben zusammengeflochtenen Palmbäumen stehet.

Die St. Walpurgiskirche soll die älteste im Lande seyn. Sie ist alt genug, dazu schlecht, klein und niedrig, auch nichts darinn zu sehen. Besser und schöner aber ist die St. Stephanskirche. Diese ist ziemlich groß und hoch.

Die neue Bibliotheca Rudolphea ist in einem Zimmer unten auf der Erde, welches ziemlich lang, aber nicht gar breit, niedrig und etwas dunkel ist, wozu die Galerien oben herum viel beytragen. Man findet in derselben vierzehn Volumina von Briefen,

welche

welche Herzog August von Braunschweig an den D Andreä geschrieben, und in einem Volumine sind eine Menge von Handrissen und in Kupfer gestochenen Bildern und Figuren, welche die Prinzen selbst, und besonders Anton Ulrich, verfertiget haben. Ferner ist hier ein Schrank voller Briefe von Luthern, Melanchthon, und andern Theologen an verschiedene Fürsten, welche das Reformationswerk betreffen, und nicht gedruckt worden. Ein Ablaßbrief auf Pergament ist darum zu merken, weil er von Alberto, Churfürsten zu Maynz, und seinem Guardian selbst gegeben worden, ehe sich Tezel unterstanden, blos von seiner Hand den Leuten dergleichen zu geben, welche man hier und dar noch wohl antrift. Hier sind auch allerley Stammbücher von großen Herren; ein Schächtelgen, worinnen D. Luthers Do torring, Wapen, Brautring, und eine auf seine Trauung geschlagene goldene Medaille befindlich sind; und eine päbstliche Bulle mit mehr als zwölf Sigillis in ovalen blechernen Capseln von Cardinälen.

Die sogenannte alte Bibliothek, welche Herzog Julius erstlich für sich gesammlet, bey Stiftung der Universität aber dazu gegeben hat, stehet gleich neben dem großen Auditorio theologico in dem Juleo in einem ziemlich großen Gemach. Solches ist weit besser, heller und schöner, als die oben beschriebene neue Bibliotheca Rudolphea; die Bücher sind auch in größerer Menge und ansehnlicherer Ordnung. Hier ist eine ganz ungemeine und nirgends so beyeinander anzutreffende Menge von Briefen und Schriften Lutheri, Melanchthons, und anderer, so zu Anfange der Reformation gelebet, wie auch von

Acten, die zu dem Reformationswerke gehören. Unter diesen ist eines der merkwürdigsten die von Melanchthon mit eigener Hand geschriebene und corrigirte Apologia Augustanæ Confessionis. Ferner ist hier ein handdickes Volumen in Folio, welches die Acta des Reichstags zu Augspurg von Tag zu Tag in sich hält, nebst allen gewechselten Briefen, worunter insonderheit viele von Luthero vorkommen; ferner die Acta Interimistica; item die Acta des Colloquii zu Worms; und die Acta inter Illyricum et Strigelium; endlich einige alte Wachstafeln, auf welche nach römischer Art geschrieben ist, und dann ein malabarisches Manuscript.

Die St. Ludgerikirche, so den Benediktinern zugehöret, ist bey ihrem Kloster hart an dem Thore bey der Stadt. Sie ist klein, aber artig, mit vielem Schnitzwerk oder Bildhauerarbeit, sonderlich einem großen, und zweenen kleinen Altären.

Die Stadt Helmstädt ist nicht gar groß, auch wegen des Alters sehr irregulair, und fast durchgehends von schlechten Gebäuden und finstern Strassen, liegt auch nicht lustig und angenehm. Unsere Reisenden genossen hier des Umgangs mit dem Abt Schmid, denen Professoren von der Hardt, Böttticher und Böhmer.

Den 18ten December reiseten sie auf

Königs-Lutter,

welches zwo Meilen von Helmstädt auf dem Wege nach Braunschweig liegt. Der äußere Theil dieses Ortes wird Ober-Lutter genennet, der auch von dem Städtgen selbst unterschieden, nicht in jenes Mauern beschlossen, und aus einigen wenigen Gebäuden bestehet,

stehet, wovon die Kloster- oder Stiftskirche die vornehmste ist. Selbige ist ziemlich groß, schön und hoch. In der Mitte derselben ist das berühmte Monument Kaisers Lotharii II. seiner Gemahlinn und Tochtermanns. Es ist aber nicht mehr das alte und rechte. Denn ob es wohl in schlechten auf der Erde liegenden Steinen bestanden, ist es dennoch wegen seiner Antiquität höher zu achten gewesen, als das itzige, ob es gleich etwas prächtiger ist. Man hat aber dieses aus Noth machen müssen, weil vor einigen Jahren ein Theil von dem Gewölbe dieser Kirche über diesen Gräbern eingefallen, und die alten Steine zerschmettert. Das Gewölbe und die Kirche hat man von den Steinen der alten Johannis-kirche, in welcher eben dieses Kaisers Lotharii Tochter soll begraben gelegen haben, wieder erbauet. Das itzige Monument bestehet aus einer großen breiten schwarzen Marmortafel, auf welchem in Lebensgröße von Alabaster, in der Mitte der Kaiser Lotharius mit dem Zepter, Reichsapfel, und der kaiserlichen Krone, rechterhand seine Gemahlinn Rushense mit einem langen Gewande und einer Krone, und linkerhand Herzog Heinrich von Bayern und Sachsen, der Hoffärtige genannt, mit dem churfürstlichen Ornat und Schwerd, gehauen. Ohnweit davon ist in einem Oval von Sandstein die dazu gehörige Aufschrift. Die Kanzel und der Altar in dieser Kirche sind sehr schlecht. Der Kreuzgang, welcher doppelt, hat in der Mitte viele, zwar niedrige, aber sehr künstlich in Stein gehauene Säulen, deren keine, wie die andere, sondern jede einen besondern Zierrath hatte. Die dritte von der Kirchthüre war die künstlichste, und wie ein Korb geflochten;

davon man die Fabel erzehlet, daß, weil sie ein Lehrjunge gemachet, und alle, die der Meister verfertiget, übertroffen, er ihm deswegen die Augen ausgestochen. Vor der Kirche auf der andern Seite ist ein Gewölbe, wie eine Kapelle, allwo Tezel seinen Ablaß soll ausgegeben haben. An dem hohen Chor auswendig sind allerhand Fratzenköpfe und Thiere, sonderlich eine Jägerey in Stein gehauen. In der Mitte fressen zwey Hasen einen Jäger auf, welches das Wahrzeichen der Kirche seyn soll.

Vor dem Städtgen, eine kleine Viertelstunde weit, liegt in einer sehr angenehmen Gegend ein grosser Felsen von Toffstein. Aus demselben springt eine über alle massen große und starke Qvelle hervor, welche einen ziemlichen großen Bach giebt, der durch Königs-Lutter läuft; und von diesem Wasser wird das bekannte weiße Bier, Dukstein genannt, gebrauet. Der Felsen und die Steine sind graulicht, und fast so leicht und porös, wie Bimstein; sie werden häufig nach Salzdahlen zu dem Grottenwerk geschickt.

Noch an demselben Tage giengen sie auf

Braunschweig.

Welche Residenz des Herzogs von Braunschweig-Wolfenbüttel viele Merkwürdigkeiten enthält.

Diese Stadt ist von Herzog Braune oder Bruno von Sachsen erbauet worden. Es war an jener Seite des Wassers, die Oker genannt, ein Dorf, welches die alte Wik hieß; dasselbe erweiterte er, machte es zur Stadt und Residenz, und nennete sie Brunos oder Braunes-Wik. Sein Bruder, Herzog Dankwert, bauete an der andern Seite des

Wassers

Wassers Häuser, und eine Burg dabey, die er Dankwerderode nannte, worauf nach der Zeit viele Herzoge ihren Sitz gehabt. Itzo heißet diese Burg das Mosthaus. Auf dem Burgplatz stehet ein kupferner Löwe mit aufgesperrtem Rachen auf einer von Quaterstücken errichteten Säule. Dieses Monument hat Henricus Leo aufrichten, und Herzog Friedrich Ulrich wieder erneuern lassen. Es ist aber schon wieder ziemlich schadhaft; wie denn die Schrift oder Inscription, so auf dem Schilde, oder vornen unter dem Löwen an der Pyramide hänget; von dem Wetter und Regen ganz angefressen und unleserlich ist.

Die Hälfte der Stadt ist wohl befestiget, fast auf Pagans Manier, mit sehr großen und weitläuftigen Bollwerken, in welchen noch verschiedene Retranchements, die man sonst nur in der Belagerung und erst im Fall der Noth macht. Die andere Hälfte der Festung aber ist noch wie sie vor Alters gemachet worden. Jedoch macht sie das Gewässer von der Oker, die sich in viele Aerme theilet, ziemlich feste, wie dann die Oker durchgehends zur Befestigung dieses Ortes sehr viel thut.

Der Dom oder die Schloßkirche, die auch die Kirche St. Blasii heißt, ist ein ziemlich großes schönes Gebäude von Quaterstücken mit drey Gewölben. Hier siehet man die Epitaphien Henrici Leonis. Der hohe Chor ist etwa zehn Stufen erhöhet, und die Kanzel ist vorn daran gemacht, daß man auf dem Chor, ohne einige Treppen zu steigen, nur darauf tritt. Auf dem Chor siehet man folgende Dinge, welche Heinrich der Löwe mit aus Morgenland gebracht haben soll, als: Eine Säule, dar-

an Christus gegeißelt worden; einen Leuchter von Meßing, welcher nach dem Modell im Tempel zu Jerusalem soll gemacht seyn: An dem Knauf in der Mitte ist ein Blumenwerk, und die vier Evangelisten von allerhand gefärbten Steinen eingelegt. Gleich davor stehet ein porphirner Tisch, in dessen mittelster Säule, in einer bleyernen mit Kupfer bedeckten und mit vielen Banden vernieteten Büchse, nebst dem wächsernen Siegel des Bischofs Adelogi, viele Reliquien enthalten sind. In der Sacristey zeiget man auch der Mariä Windelband; den Kranz, den sie auf dem Kopf gehabt, als sie verlobet worden; und das Horn des St. Blasii. Neben der Sacristey hängt die schöne gemalte Tafel von der Paßion Christi. Unter dem hohen Chor ist ein Gewölbe, worinnen des Herzog Rudolph Augusts und seiner beyden Gemahlinnen Monument befindlich, welches nur schlecht ist. Recht unter dem Chor ist das große und hohe Gewölbe, neben welchem noch ein kleines Gewölbe, welches das Beverische Begräbniß ist. Vor dem kleinen Altar ist das Begräbniß Heinrichs des Löwen. Auf dem Kirchthurm hängt eine sehr große Glocke, die von demselben Meister soll verfertiget worden seyn, der die große Erfurter Glocke gegossen.

Die Catharinenkirche ist von einer guten Größe, wohl gebauet, und sehr bunt gemalet. Neben der Kanzel an einem Pfeiler hängt eine Kugel, so eine Hand hält, welche Anno 1615 in der Belagerung der Stadt, durch das Fenster, nahe bey dem dazumal predigenden Pastor vorbey, an eben diesen Pfeiler geschossen worden. In dieser Kirche werden verschiedene Reliquien, ein kostbares Meßgewand, und

ein

ein gesticktes Crucifix verwahret. Man findet hier die Bildnisse des Nickel Lists und des mit ihm hingerichteten Judens, welche beyde berüchtigte Spitzbuben diese Kirche bestohlen hatten, nachher ertappet worden, und in Braunschweig ihren verdienten Lohn empfangen.

Das neue Zeughaus, welches auf dem sogenannten Bollwege stehet, war vordem die Paulinerkirche; weil sie aber sonder Gebrauch wüste gelegen, hat man sie zum Zeughause eingerichtet, nachdem man die Gestühle und Kapellen weggebrochen. Es ist ein ziemlich großes hohes und wohl gewölbtes Gebäude. Unten stehet das grobe Geschütz in zweyen Reihen. Oben sind übereinander zwey sehr breite Emporkirchen, auf welche man auf sehr bequemen Treppen herauf gehet. Auf diesen stehen rings herum viele Tische, darauf sowohl oben als darunter auf vier Leisten oder Latten das kleine Gewehr kreuzweise gegen einander liegt. Hinten ist auf dem Chor ein ziemlich großer Raum für allerhand Rüstungen von Harnischen.

Das alte Zeughaus ist in der Schützenstraße am Bruderkirchhofe. Es ist ein altes und nicht gar großes Gebäude, auch so dunkel und heßlich, als jenes hell, zierlich und schön ist. Es stecket voller kleinen Gewehre, sonderlich von altem, nebst unzählich vielen Harnischen und Fahnen. Hinten ist noch ein schmaler Gang und ein mittelmäßiges Zimmer voll dergleichen Gewehren, worunter insonderheit alle Arten von Pistolen, wie sie nach und nach geändert und verbessert worden, befindlich sind. In einem kleinen Schrank war auch ein ziemlicher Vorrath von allerhand militairischen alten und neuen Büchern

chern in allerhand Sprachen. Bey dem Fenster war das Bildniß Thomas Fillers, der Major von der Stadt, und ein sehr starker Mann gewesen, dessen abscheulich große Pique, schwere und sehr lange Flinte, und großes Schwerd, welche er geführet, gezeiget werden

Die Martinskirche ohnfern vom Markt ist ein ziemliches aber nicht gar großes Gebäude. Linkerhand nicht weit vom Altar ist des berühmten Martini Chemnitii Bildniß. Unter dem Bilde mitten in der Kirche ist sein Leichenstein. Als etwas gar Besonderes in dieser Kirche ist der Taufstein zu merken, welcher allezeit voller Wasser von demjenigen, so nach der Taufe hineingeschüttet wird, bleibet, und weder stinkend, noch unsauber, noch auch zu voll wird, sondern sich allemal, bis getauft wird, ein weniges auf ganz unbegreifliche Art verzehret, daß das letztere dazu geschüttet werden kann. Es ist dieser Taufstein von ziemlicher Größe, und sonst von Metall. Oben darüber liegt ein hölzernes Kreuz, worauf das eigentliche Taufbecken gesetzet, und das Wasser erst nach verrichteter Taufe geschüttet wird. Zu dieser Kirche gehöret die Bibliothek des Ministerii, welche meist aus theologischen Büchern und Manuscripten bestehet.

Die Aegidienkirche, die auch St. Mariä genennet wird, bey welcher vor diesem ein Benediktinerkloster gewesen, ist sehr lang und hoch, aber nicht gar breit. Fast mitten in derselben hängt die ehemals silberne, anitzo aber hölzerne Stadt Braunschweig, so ehedem dem heiligen Autori zu Ehren aufgehänget worden. In der Klosterstube ist ein alter hölzerner Sarg, der dem heiligen Autori zu Ehren mit

Silber

Silber beschlagen gewesen, ferner, die Hirnschaale vom heiligen Autore, nebst seinen andern Gebeinen, in einigen Kasten und Schachteln. Man zeiget auch hier ein altes rostiges Richtschwerdt, welches alle Freytage sich soll beweget, und Blutstropfen haben fallen lassen. Das Merkwürdigste und Sehenswertheste ist die aus vielen langen Stücken bestehende und künstlich in Holz geschnittene Historie, wie Gertrud, Marggraf Egberts Schwester, die Beine des heiligen Autoris von Trier hieher gebracht.

Die Magnuskirche ist niedrig, klein, und schlecht. Die Andreaskirche ist ein ziemliches Gebäude, und hat einen sehr hohen Thurm, welcher 378 Fuß hoch (jeden zu einer halben Elle gerechnet,) und also ein gutes höher als der Wienerische seyn soll. Die Bruder-Barfüsser- oder Ulrichskirche ist eine der schönsten, größesten, und höchsten in Braunschweig. Ueber dem Eingangsthor gegen Westen ist D. Luther in Stein gehauen, wie er die Mönche mit der Bibel verjaget, mit dem bekannten Verse:

Pestis eram vivus, moriens ero
mors tua, Papa;

Auswendig an der Mauer der Kirche ist ein Stein, darauf ein Handweiser, und alte plattdeutsche Worte von den vielen Schlachten der Herzoge von Braunschweig. Unter dem vordersten Altar ist ein schönes Crucifix und eine künstliche Schlaguhr darüber, da daran ein Engel ein Stundenglaß umwendet, der Tod aber das Maul aufthut, und so oft es schläget, mit einem Todtenbein an die Zahl hin zeiget, wie viel Uhr es schlägt. Bey dem Altar im hohen Chor sind Lutheri und Chemnitii Bildnisse in Le-

bensgröße. Außerdem sind viele schöne Gemälde in dieser Kirche.

Die Stadt Braunschweig ist ziemlich groß, aber altfränkisch, weitläuftig, und nicht ganz regulair. Jedoch hat sie einige hübsche Straßen und Gebäude. Herr von Uffenbach verlässet nunmehr diese Stadt. Aber wir können noch nicht mit ihm gehen, ohne vorher das Carolinum und das vortrefliche Naturaliencabinet kürzlich zu beschreiben. Das Gymnasium Carolinum, welches allererst von Sr. itztregierenden Durchlaucht dem Herzog Carl errichtet worden, ist ein ziemlich weitläuftiges, wohl- und schön gebautes Gebäude, ohnweit dem Zeughause. Zu demselben gehöret auch das sogenannte Cavalierhaus, welches auf jener Seite des Zeughauses und ein altes Gebäude ist. Es sind in beyden Häusern eine Menge von Wohnungen für die Studirenden. Die Edelleute haben zu allen publiquen Assembleen freyen Zutritt, und dürfen auch bey Hofe erscheinen.

Die Kunst- und Naturalienkammer auf der Burg oder im sogenannten Mosthofe ist ohnstreitig eines der vortreflichsten und zahlreichesten in Deutschland. Sie enthält eine Menge der subtilesten in Wachs poußirten Figuren; ganze Cabinette von unzählig vielen aus Elfenbein, Elendklauen, Marmor, Bernstein, Perlenmutter und Achat verfertigten Sachen, viele Monumente des Alterthums als Grabsteine mit ihren Inscriptionen u. s. w; eine zahlreiche Erzt- und Mineraliensammlung; eine große Mannichfaltigkeit der Corallen und anderer Seegewächse; eine Menge von Insekten, ausgestopften

stopften Vögeln und Thieren; und viele andere Seltenheiten mehr.

Wir gehen nun mit dem Herrn von Uffenbach weiter. Derselbe reisete den 26sten December, nachdem er vorher das eine kleine halbe Stunde auf der Seite gelegene Kloster Riddagshausen besehen, nach

Wolfenbüttel,

welches zwey kleine Meilen von Braunschweig liegt. Der Weg dahin gehet durch lauter Alleen von Weiden und andern Bäumen.

Das Zeughaus hieselbst ist ein altes Gebäude dem Schloß gegen über. Es ist aber wenig von Stücken, Flinten und anderm Gewehr darinn vorhanden. Oben ist die Rüstkammer, in welcher eine große Menge von allerley sehr sauber polirten Harnischen befindlich sind, darunter auch ein ganzer Harnisch von Kupfer. Viele sind von Braunschweigischen Herzogen selbst geführet worden, so zum Theil auf ihren geharnischten Pferden sitzen. Unter diesen war ein erschrecklich großer und schwerer Harnisch von einem Herzog aus diesem Hause, und dann noch ein sehr zierlich ausgearbeiteter und mit Silber eingelassener von einem andern Herzog, dem in Ostfrießland der Kopf abgeschossen worden, wie dabey auf einem Täflein von Pergament geschrieben stehet.

Die fürstliche Bibliothek ist eine der zahlreichsten und ansehnlichsten. Sie stehet in einem hölzernen Gebäude, und ist also vor Feuerschaden nicht genug gesichert.

Das Schloß ist ein nicht gar großes, irregulaires, hölzernes Gebäude. Die Schloßkapelle ist zwar groß, hat aber nichts Besonderes. Der Dom ist die einzige und Hauptkirche; denn sonst sind keine mehr allhier, als die Schloßkapelle, Garnison- und vor der Stadt noch eine schlechte Kirche. Der Dom ist ein recht schönes und großes Gebäude von lauter Quaterstücken, äußerlich mit vielen Zierrathen, inwendig aber hoch, breit und hell. Die Kanzel und der Altar sind zu Prag von Holz gemacht.

Eine halbe Meile von Wolfenbüttel lieget das unvergleichliche Lustschloß

Salzdahlen,

in einer tiefen Gegend wegen der Bequemlichkeit des Wassers zu den Grotten, welches von einigen Höhen in einem Teiche, nicht weit von hier, sich sammlet. Die Gebäude sind zwar nur von Holz, aber die innere Einrichtung derselben ist prächtig. Man kommt erst in einen nicht gar großen Vorsaal, in welchem nichts als einige Gemälde hangen. Alsdenn gehet man durch einige wohl meublirte Zimmer in den ganz unvergleichlichen großen Saal, oder die Galerie mit Schildereyen. Wenn man hineintritt, muß man sich nicht sowohl über die große Länge, als über den unbeschreiblichen Vorrath von den kostbarsten und schönsten Schildereyen, so auf beyden Seiten von unten bis oben voll hangen, verwundern. Es ist unmöglich, hievon eine genaue Beschreibung zu machen, indem man nicht einmal weiß, wo man anfangen, noch seine Augen hinwenden soll, ja Jahr und Tag haben müßte, wenn man alles recht und wohl besehen wollte. Es ist mit einem

Wort ein ganz ungemeiner, und in der Welt vielleicht sonst nirgends anzutreffender Vorrath von den schönsten Stücken, und meist Originalien, von fast allen denen berühmtesten italiänischen, deutschen, französischen, und andern theils alten, theils neuen Meistern. In der Mitte des Saales stehen auf zwey Reihen sehr viele der schönsten Statuen, und in der Mitte liegt ein von Bildhauerarbeit gemachter und angestrichener Hirsch.

In einem Cabinet ist eine ganz unglaubliche Menge von allerhand italiänischen irrdenen, mit allerhand Historien und Figuren von verschiedenen Farben, auf das sauberste gemalten und glasurten Schüsseln und andern großen und kleinen Gefäßen. Dieselben hatte der berühmte Javernier in Italien zusammen gekauft, und sie nach Indien, als etwas neues und sonderbares, und welches das Porcellan an Zierlichkeit weit überträfe, bringen wollen: Weil er aber darüber verstorben, hat sie der Herzog an sich gekauft.

Auf der andern Seite des Hauses sind noch einige kleine Cabinette mit allerhand Kunst- und andern merkwürdigen Stücken. Der Spielsaal, Tanzsaal, und die Schlafzimmer sind alle prächtig meubliret. Ein großes Zimmer war rings herum mit leinen Tuch bezogen, und in gewisse Felder eingetheilet, in welche ein jeder berühmter Maler, so anhero kommt, zum Andenken etwas malen kann, wie denn bereits von verschiedenen zu sehen. Es ist auch eine Kapelle hier, welche zwar klein, aber sehr artig und zierlich ist. Die Gemahlinn des Herzogs Anton Ulrichs hat ein kleines Stift hieher gemacht, welches außer der Domina, die allemal adelich ist, aus

acht Personen und zehn Kindern bestehet. Diese Klosterjungfern werden wohl unterhalten, wohnen neben der Orangerie, und haben ihren eigenen Prediger. Sie können daraus heyrathen.

Unter dem ganzen Schloß gehet an statt derer Keller, die sogenannte Crypte, welche gleichsam ein aus vielen Kammern und Gängen bestehendes Grottenwerk ist, und durchgehends mit Tofffstein, Muscheln, Statuen, und al fresco gemalten Wild, in künstlicher und artiger Unordnung ausgezieret. Die erste dieser Grotte ist die größte, und in der zweyten Grotte an der Wand ist ein großes Baßin. Zu diesen Grotten gehet man aus dem hintern Schloß befindlichen Garten herein.

Der Garten hat drey große Alleen. In der mittelsten sind vier Grotten, wovon die erste ein großes Baßin, die zwote klein, die dritte die Najadengrotte, und die vierte, welche ganz am Ende, der Parnaß ist. Letztere raget über die andern hervor, und ist so gut in der Nähe als in der Ferne sichtbar. Der Prospect von derselben ist auf allen Seiten, sonderlich aber über die große Allee im Garten hin, gar angenehm. Im Baßin sind viele metallene Frösche, welche aus dem Wasser kuken, und kreuzweise Wasser gegeneinander speyen.

Linkerhand gehet man zu der Eremitage, welche von eben dergleichen Tofffstein, wie die Grotten, recht unvergleichlich gemacht ist. Herr von Uffenbach saget, er habe dergleichen viele in seinem Leben gesehen, aber keine, die so wohl und artig ausgesonnen. Sie ist nicht gar groß, und wie ein altes zerfallenes Gebäude mit Fleiß gemacht. In der Mitte ist erstlich ein kleiner Vorplatz; auf der rechten Seite

aber

aber eine Höle, darinnen sitzt Hieronymus in Lebensgröße von Holz, mit einem langen Bart, ganz tiefsinnig, und hat ein zusammengerolltes Papier, und etliche halb aufgeschlagene Bücher vor sich liegen. Diese sind von Holz so künstlich gemacht und angestrichen, daß unser Autor es vor Papier und Bücher wirklich anrührete, und sehen wollte, was es vor welche wären. In der Ecke daneben war ein Altar ganz schlecht gemacht, darüber oben ein auf Kupfer gemaltes Crucifix hieng. Gegenüber auf der andern Seite war ein anderes kleines Cäbinetgen, in welchem ein kleiner Baßin mit einem Strahl war, davor ein steinerner mit Farben schlecht angestrichener Löwe stund, als wenn er saufen wollte. Wenn man den Gang, der in der Mitte ist, bey dem Cabinette, worinnen Hieronymus sitzt, vorbey gehet, ist gleich an demselben eine ganz kleine Kapelle, in deren Mitte ein Tisch oder Altar stand, mit einem Crucifix von Elfenbein. Diese Kapelle hatte nur ein Fenster von gefärbtem Glas, aus einer alten Kirche genommen, welches sich sehr artig schickte. Gegenüber der Kapelle auf der andern Seite war die Küche. Besser nach hinten zu war rechterhand hinter der Kapelle ein kleines Schlafgemach, darinnen eine kleine niedrige Bettlade ohne Himmel und Vorhang war, auf welcher nichts als eine schlechte doch saubere Matte, wie man zum Embailliren braucht, geleget war, und wobey ein schlechter hölzerner Stuhl stand. Gegenüber war ein kleines Gemach, fast wie ein Audienzzimmer, mit einem hölzernen Tisch und auch dergleichen Stühlen. Aus diesen sechs kleinen Zimmern bestand die Eremitage. Hinter dran war ein kleiner schlechter aber artig angelegter Gemüßgarten.

Die sogenannte grünen Irrgänge sind nichts anders, als einige wenige Gänge mit hohen Hecken, davor ein hohes Portal von Brettern zusammengeschlagen, ziemlich schlecht gemacht, auch nicht grün bewachsen, sondern nur mit Laubwerk bemalet ist. Das übrige, was man sonst noch hier findet, ist nicht eben sehr merkwürdig.

Nachdem dieses unser Autor hieselbst besehen hatte, kehrete er wieder nach

Wolfenbüttel

zurück. Er besahe noch einmal die Bibliothek, und ließ sich folgende hier in Verwahrung befindliche Raritäten von Luthero zeigen; nämlich sein Dintenfaß, seinen Löffel von Silber mit den Buchstaben V. D. M. I. A. (Verbum Domini Manet In Aeternum,) ein Trinkglas, und ein Manuscript von ihm.

In Braunschweig, Wolfenbüttel, und durch ganz Niedersachsen sind die Fußboden der Zimmer von gegossenem Gyps gemacht, und sehen, wenn sie nicht reißen, nicht übel aus. Man hat diesen Boden darum eingeführet, weil das Holz an den meisten Orten rar ist, weil sie dauerhafter und vor Feuersgefahr unvergleichlich sind. Allein, sie kälten die Füße zu sehr, und deswegen werden sie in vornehmen Häusern zur Winterszeit mit Matten beleget.

Ferner haben sie durch ganz Niedersachsen sehr große und breite Fenster, deren jedes mit vielen Klappfenstern versehen sind, wovon man eines aufmachet, wenn man hinaussehen will. Zur Bequemlichkeit der Fußgänger sind in den meisten Straßen an den Häusern Gänge von Sandsteinen.

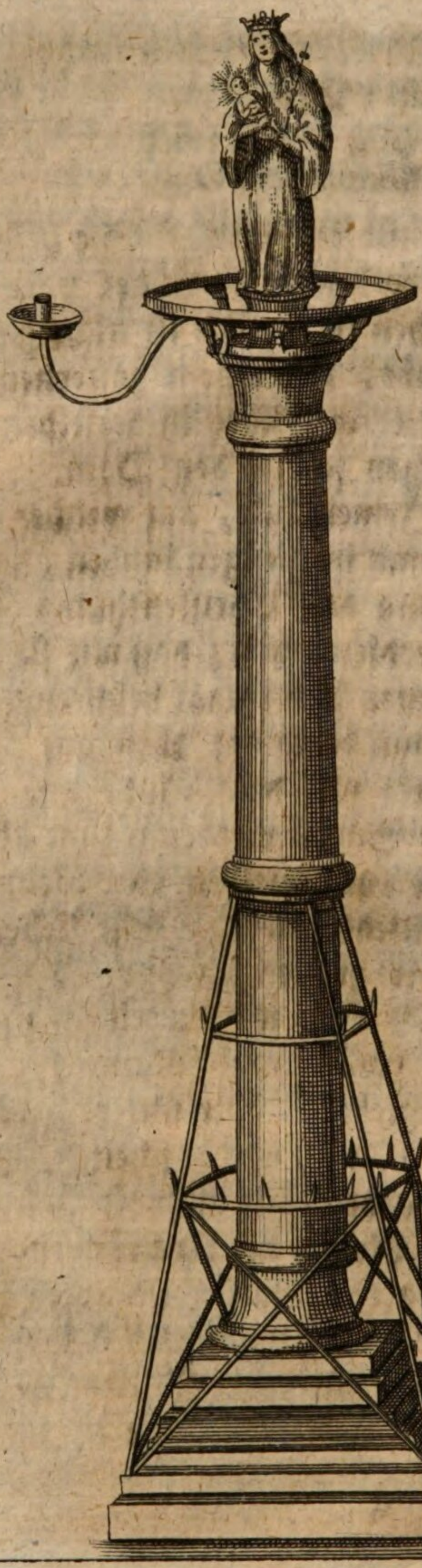


Abbildung der Irmensäule zu Hildesheim.

Den 5ten Jenner des 1710ten Jahres giengen unsere Reisenden über Elve nach

Hildesheim,

fünf Meilen von Wolfenbüttel. Sie besahen die St. Paulskirche, welche eine von den vornehmsten unter den lutherischen ist. Sie ist nicht gar groß, und sonder Gewölbe, mit einem hölzernen Dach. Sonst ist nichts Merkwürdiges in derselben.

Nachdem giengen sie in den Dom. Die in derselben stehende Irmensäule, auf welcher der zur Zeit des Heydenthums in hiesigen Landen angebetete, und bey Einführung des Christenthums zerstörte Götze gestanden, verdienet billig, daß wir sie hier als ein treffliches deutsches Denkmaal beschreiben. Die Säule dienet itzo zum Leuchter; oben auf derselben aber stehet die Maria mit dem Kinde und Zepter; folglich dienet diese Säule wiederum zum Aberglauben, indem die Leute vor derselben, oder vielmehr vor dem Marienbilde niederknien. Sie stehet etliche Stufen hoch auf der großen Treppe, so nach dem hohen Chor gehet. Sie ist von einem streifigten braungelben und röthlichten Marmor, welcher einen hellen Klang giebet. Der untere Fuß ist nur von schlechtem Stein, und, wie es scheinet, erst nachher dazu gemacht worden, wie auch die andern Zierrathen, als die drey Reiffe, der Kranz oben, und der Leuchter von Meßing, das Marienbild aber von Holz. Wie diese Säule bey den heydnischen Götzen ausgesehen, findet man in Meiboms Tractat von dieser Irmensäule. Die Domkirche selbst ist für ein so vornehmes und ansehnliches Stift ein sehr schlechtes Gebäude. Sie ist nicht groß und auch nicht

zierlich. Fast in der Mitte der Kirche hänget eine große eiserne Krone mit vielen Leuchtern, und mit allerhand Farben angestrichen.

Auf dem hohen Chor zeiget man vielerley Meßgewände, und andere Zierrathen, die eben nicht kostbar waren, vor die Altäre. Auf dem hohen Altar stehen neben dem Marienbilde Carolus M. und Ludovicus Pius auf der rechten Seite; auf der linken aber St. Gotthardus und Bernwardus, welches zwey heilige Bischöfe gewesen. Diese fünf Bilder, so zwar nach ganzer Statur, aber etwa zwey Ellen hoch, sind von Silber, von getriebener Arbeit übers aus wohl gemacht. Sie bestehen nur aus einem Blech, so hinten wider eine schwarz sammetne Decke, damit der Altar überzogen, fest gemacht sind. Von weiten aber sollte man meynen, daß sie maßiv wären. Auf dem Altar selbst standen drey silberne Aerme; zwischen solchen waren in einer Monstranz drey Finger von denen heiligen drey Königen. Hinter dem Altar sind in verschiedenen Schränken vielerley Meßgewände, und dabey zwey Peda oder Bischofsstäbe, die gar alt und schlecht waren. Hinter dem Altare stand noch ein silbernes Gefäß, wie eine Muschel gebildet, worinnen verschiedene Reliqvien befindlich. Ueber den beyden Thüren; neben dem Altar, durch welche man hinter denselben geht, stehen zwey kleine mit silbern- und vergulderen Blech überzogene Todtensärge. In dem ersten sollen die Gebeine des heiligen Bernwardi liegen. Der heilige Gotthardus aber soll in dem erhöheten steinernen Sarge, an der unter dem hohen Chor befindlichen Kapelle, begraben liegen. In einem kleinen Gewölbe des Chors sind verschiedene Schränke mit

Reli-

Reliqvien. Es stand auch in demselben auf der Seiten, in einem großen hölzernen Futteral, eine über sechs Ellen lange und zwey breite silberne getriebene Tafel, so in Cölln gemacht worden, und an Feyertägen unten vor den Altar gesetzt wird. Zuletzt zeigte man noch in der Kirche unter der Orgel eine sonderbare Thüre vor einer alten Kapelle, das Paradies genennt, welches mit dieser Thüre verschlossen wird. Sie ist sehr merkwürdig; denn sie ist nicht allein ganz von Metall, und von einem Stück gegossen, sondern es waren auch viele biblische Figuren ziemlich wohl darauf zu sehen. Man giebt vor, daß sie der heilige Bernwardus selbst gegossen habe.

Die Michaeliskirche gehöret denen Lutheranern zu. Sie ist klein und schlecht, hat aber zweyerley Merkwürdigkeiten. Die erste ist an dem Altare das Leiden Christi in vier mittelmäßigen und zwey kleinen Feldern, sehr künstlich in Holz geschnitzet. Die andere Merkwürdigkeit ist eine sehr große herrliche Säule von Metall. Diese stehet unter dem Thurm gleich bey dem Eingange der Kirche. Sie mag wohl dreyßig Schuh hoch, und drey dick seyn. Sie hatte unten einen zierlichen Fuß, und oben gleichfalls einige Zierrathen. Rings herum aber waren allerhand biblische Figuren, welche zierlich genug. Sie ist, wie man unten an einem Loch fühlen kann, inwendig hohl. Sie soll vom St. Barbaro, dem Stifter dieser Kirche, selbst gegossen worden seyn.

Die Andreaskirche ist eine schöne lutherische Kirche, zwar nicht gar groß, aber ziemlich hoch, hell, und annehmlich. Der Altar und die Kanzel sind von

mittelmäßiger Bildhauerarbeit, und jener abscheulich groß.

Da unser Verfasser weiter nichts Merkwürdiges von Hildesheim meldet, so wollen wir nun mit ihm nach

Hannover

gehen, woselbst er, als er den 9ten Jenner aus Hildesheim gereiset, am Abend desselben Tages anlangte; denn diese Hauptstadt des Braunschweig-Lüneburgischen Churfürstenthums liegt nur drey Meilen von Hildesheim.

Er besuchte hier mit seinem Bruder den berühmten Herrn von Leibnitz. Derselbe hatte, ob er wohl über sechzig Jahr alt war, mit seinen Pelzstrümpfen und mit Pelz gefüttertem Schlafrock, wie auch mit seinen großen Socken von grauem Filz, und einer sonderbaren langen Peruke, ein wunderliches Ansehen. Es war aber ein sehr leutseliger Mann, und unterhielt sich mit unsern Reisenden von allerhand politischen und andern gelehrten Dingen.

Den 11ten Jenner fuhren sie nach dem Churfürstlichen Lustschlosse

Herrenhausen,

welches eine Viertelstunde von der Stadt lieget. Der Weg dahin gehet durch eine schöne dreyfache Allee. Das Schloß ist ein ziemlich großes Gebäude, aber nur von Holz, so daß es scheinet, daß die Braunschweig-Lüneburgische Herren nur allein vor sich bauen. Es hat schöne, auch wohl meublirte Zimmer, sonderlich was die vor die Churfürstinn betrift. Die Gemälde bestanden mehrentheils aus allerhand

Portrai-

Portraiten von fürstlichen und andern hohen Personen, und waren darunter schöne und kostbare Stücke. Die Zimmer des Churfürsten sind unten auf der Erde gegen den Garten. Der Garten ist sehr groß, allein nicht gar regulair angelegt. Auf der linken Seite sind lauter schöne und hohe offene Alleen. Fast am Ende derselben ist ein Theatrum und Amphitheatrum von Sträuchen. Beydes ist etwas niedrig, und jenes, nämlich das Theatrum, zwar tief und lang, aber nicht gar breit. Auf der andern Seite ist der Lustgarten, welcher ziemlich groß und wohl angelegt ist. Vorn an dem Hause ist eine ziemliche Cascade, da das Wasser in verschiedene Muscheln herunter fällt. Die Grotte aber, so zur Seite gestanden, und von dem vorigen Herrn, der dergleichen sehr geliebet hat, verfertiget worden, ist von dem itzigen Herrn abgebrochen, und sind nun an deren Statt kleine Cabinettgen, um im Sommer darinnen zu speisen, gemachet, und solche mit allerhand farbigten, aber gemeinen Steinen, a la Mosaique von einem Franzosen artig besetzet worden.

Von hier giengen sie wieder zurück nach

Hannover.

Sie besahen nun in der Neustadt die Johanniskirche, in welcher aber nichts merkwürdiges zu sehen, als eine besondere Kanzel, die sehr hoch in der Höhe schwebend ist, mitten in der Kirche gegen den Altar zu, ganz frey auf einigen dünnen Säulen, stehet. Vor der Kirche auf dem Platze ist eine Grotte. Selbige ist wie ein kleiner Grottenberg, darunter in der Mitte zwey steinerne Männer auf Bären reiten. Rings herum ist ein Baßin, in welches das Wasser

durch einige Röhren läuft. Auch rings herum ist ein Gegitter von steinernen Säulen, auf welchen oben etliche steinerne Statuen stehen. Auf beyden Seiten sind Stufen herunter, die zu dem Baßin gehen. Dieses war die erste Grotte, so unser Verfasser in einer Stadt auf einem freyen Platz stehen gesehen.

Er besuchte hier einen blinden Magister, Libbas genannt, von Hameln gebürtig. Tenzel gedenket seiner im IV Theil der monatlichen Unterredungen S. 815. Er ist ein Mann von bey nahe funfzig Jahren, der gewiß die Gedächtnißkunst vollkommen inne hat, auch gar wohl tausend Namen nicht nur ordentlich, sondern auch hinterwärts, und von der Mitte an, zu sagen weiß. Er gab unserm Reisenden eine Probe seiner Kunst. Denn er ließ sich so viele Zahlen, als man wollte, auf einen Schieferstein schreiben, nur mußten sie lauter einfache seyn. Er ließ sich dieselben nur einmal vorsagen, und denn numerirte er sie nicht allein aus dem Kopf, sondern sprach sie auch hinterwärts und vor sich, wie man verlangte, aus. Er versicherte, daß er, so oft er wolle, ganze Predigten, die er nur einmal höre, ohne Anstoß wieder nachsagen könne. Er berühmte sich ferner, daß er einem Knaben den Syntax in sechs Regeln beybringe, welche Regeln zu gleicher Zeit ihre Beweise in sich hatten, wie er denn viele junge Knaben unterrichte, und sie in einem Jahre die Latinität vollkommen gelehret, wie auch das Griechische in einem Jahr. Er betheuerte auch, daß er zu Hameln vor dem Burgermeister Spielker aus der Historie alle Patriarchen, alle Könige und Kaiser von den vier Monarchien mit ihren Jahrzahlen,

wenn

wenn sie regieret, vor sich und hinterwärts, wie man verlanget, hergesagt habe. Endlich erzehlte er, daß ihm Morhof, bey seiner Durchreise durch Hannover etlichemale zugesprochen, und er ihn das Kunststück mit den Zahlen gelehret habe.

Die St. George- und Jacobi- oder Marktkirche ist ziemlich groß und wohl gebauet, sehr breit und hell. Sonsten hat sie nichts merkwürdiges.

In einem Gewölbe oder einer Kapelle von der Hofkirche wird eine unsägliche Menge von Reliqvien verwahret. Man kann nicht leicht ein Stück von der Kreuzigung Christi und fast keinen einzigen Heiligen erdenken, davon nicht etwas hier zu sehen wäre.

Uebrigens fanden unsere Reisenden in dieser Stadt weiter nichts, das ihrer Aufmerksamkeit werth zu seyn geschienen. Sie fuhren daher am 20sten Jenner über **Engesem**, drittehalb Meilen, nach

Zelle,

welches noch drittehalb Meilen weiter. Hier besahen sie erstlich das Schloß, welches von außen sehr wohl in die Augen fällt. Es liegt gar ein weniges erhöhet. Die Brücke über den Graben hat rechterhand einen bedeckten Gang mit Fenstern, daß man trocken und sauber darüber gehen kann. Die beyden Thore, sonderlich das hinterste, sind gar zu niedrig. Das Schloß siehet inwendig noch ziemlich regulair aus, aber etwas alt. Die Zimmer sind von ziemlicher Größe, allein, nicht gar hoch und itzt nicht meublirt. Das Schloß hat rings herum einen ziemlichen Wall.

Die Pfarr- oder Stadtkirche ist von mittelmäßiger Größe und Höhe, aber sehr sauber und schön, und hat schöne Pfeiler mit Statuen und Zierrathen von Laubwerk. Das Gewölbe, sonderlich über dem hohen Chor, wo der Altar, ist sehr schön von Gyps und Stuccaturarbeit. Die Stühle sind alle gar sauber, mit vergoldeten Leisten und Fenstern zu sehen, daran das Bley auch vergoldet ist. Unten sind ziemlich saubere Gemälde von biblischen Historien. Sie hat sehr schöne Monumente und Grabschriften.

Eine Stunde von hier ist der **Endtenfang** überaus lustig und wohl gelegen. Er ist verpachtet, und stehet ein Haus dabey, worinn der Pachter wohnet. Ein hundert Schritt von diesem Hause ist der Fang an einem See oder Weyher, der eine halbe Stunde lang ist. Der Fang an sich ist in allem wie der Torgauische, ausgenommen, daß die Wände an den sogenannten Peypen allhier von Holz, dort aber nur von Stroh sind. Der Peypen oder Pfeifen sind allhier viere; auf beyden Seiten aber gar schöne und lange Alleen von Tannenbäumen. Im Sommer muß es hier wegen der Gegend sehr angenehm seyn; es wird auch von Johannis an bis in den Jenner das meiste gefangen. Denn wenn die Kälte kommt, und die Wasser zu sind, so machen sich die Antvögel, weil ihnen alsdenn die Nahrung entgehet, fort nach der offenen See. Der Mann allhier hält hundert und funfzig Enten, so alle abgewohnt sind, die doch mit den wilden Antrachen hecken. Er hat deswegen so viele, damit sie ihm nicht abgehen. Denn obwohl wenige mit den wilden fortgehen, so werden sie ihm doch öfters, wenn sie des Nachts nach der Nahrung fliegen, von den Edelleuten hie herum

geschossen, obgleich eine Stunde von hier im Bezirk ein scharfes Gehege, und das Schießen verboten ist. Er hat zwey roth gelblichte kleine Dachshunde, die er zum Treiben braucht. Zuweilen fängt er des Tages öfters mehr als ein hundert.

Das Fasanenhaus bey der Stadt ist ein mittelmäßiges Gebäude mit vielen Höfen. Die Fasanen waren allhier in ziemlicher Menge. Sonst sind noch andere Vögel hier. Allhier ist die Wasserkunst, durch welche das Wasser aus dem kleinen Allerfluß in die Stadt geleitet wird.

An den beyden Jagdhäusern, dem französischen und deutschen, in deren jedem eine große Menge Hunde aufbewahret werden, ist nichts Besonderes.

Das Reithaus ist sehr groß, hoch, lang, und wohl gebauet, auf einer Seite gegen dem Graben von Stein, auf der andern von Holz. Es sind schöne Reitpferde darinnen.

Die reformirte Kirche in der Neustadt siehet wie ein Wohnhaus aus, und bestehet nur aus einem großen Saale. Die deutschen und französischen Reformirten haben wechselsweise ihren Gottesdienst darinnen. Sonst sind noch allhier die Schloßkirche, eine catholische, die Garnison- und denn noch eine Kirche vor dem Thore, so aber alle schlecht sind.

Am 23sten Jenner gieng die Reise weiter über Eschede, Höspering, Nelzen, durch die Lüneburger Heyde, wo der Weg wegen der vielen Hügel, welche viele Herzens- und Kopfstöße geben, und wegen der um diese Jahrszeit sehr tiefen durchgefahrenen Geleisen, verzweifelt böse ist, weiter durch Bienenbüttel nach

Lüneburg,
eilf Meilen von Hannover.

Gleich am neuen Thore vor der Stadt ist der sogenannte Kalkberg, welchem man es unten nicht ansiehet, daß er so hoch sey, als er von den Wällen oben herunter, und auf der Seite scheinet, wo die Kalkhütten sind. Der Eingang und die Thore zu der Festung gegen die Stadt zu sind sehr enge. Auf der Hälfte des Berges liegt die Garnisonkirche, so ziemlich groß, aber schlecht. Auf der andern Seite gegen die Stadt ist das Commendanten-Haus. Kommt man etwas höher hinauf nach den auswärtigen Wällen, so ist oben ein nicht gar großes und schlechtes Arsenal. Der Umfang des ganzen Berges ist nicht gar groß, und das ganze Festungswerk nicht besonders. Die Höhe thut das beste; die Wälle sind nach alter Manier, und gar nicht regulair, auch schon ziemlich verfallen. Gleich unter dem Berge liegen die Kalkhütten, in welchen der auf diesem Berge gebrochene Kalk gebrannt wird. Wegen der Kostbarkeit des Holzes ist der Nutzen von dieser Kalkbrennerey so groß nicht. Jedoch soll sie jährlich nach Abzug der Unkosten zwey tausend Reichsthaler eintragen.

Auf der andern Seite der Stadt liegt eine Viertelstunde weit das Jungfernkloster Lühne, in einer artigen mit Bäumen besetzten Gegend. Es bestehet aus alten und irregulairen Gebäuden, welche alle, wie auch die Häuser in Lüneburg von rothen Ziegelsteinen sind. Die hier befindliche Kirche, welche einen Superintendenten hat, ist schlecht, und nicht gar groß; allein, das Chor in der Höhe, da die Klosterfräulein

fräulein hinter dem Gegitter stehen, ist ziemlich, und machet dasselbe fast die Hälfte von der Kirche aus. Der Eingang in das Kloster gehet durch die Kirche, welche ziemlich groß ist. Der Kreuzgang ist noch ziemlich sauber und gut, und hat schöne auf Mönchsart gemalte Fenster. Der Kirchhof ist zwischen dem viereckigten Gebäude des Klosters, und zwischen dem Kreuzgang, über welchem die Cellen sind. Auf beyden Seiten liegen drey Reihen von Leichensteinen. In der Mitte gehet ein Gang durch, wie auch zwischen denen Reihen. Die Leichensteine sind viereckigte, etwa Schuh hohe Kasten, so mit Erde angefüllet, und Sommerszeit mit allerhand Blumen besäet und besetzet sind; welches sich vor Jungfräuliche Gräber nicht übel schicket, und ihnen zugleich anstatt eines Garten dienet, in welchen alle Fenster der Cellen gehen. Die Cellen sind ziemlich und zum Theil artig aufgeputzt; die Gänge aber nicht gar zu helle. Die Domina dieses Klosters hat jährlich bey fünf hundert Reichsthaler; eine andere Fräulein aber hundert und zwanzig Reichsthaler, und davor müssen sie sich selbst beköstigen. Sie bekommen Butter, Milch, Käse, und sind kornfrey. Der Klosterfräulein sind an der Zahl vier und zwanzig, meist lauter adeliche; eine jede hat ihr Mägdchen, so ihr aufwartet. Ueber das haben sie einige junge Fräulein und Kinder in der Kost, die allda erzogen werden, sonderlich diejenigen, die darinn zu bleiben gedenken. Die Klosterfräulein dürfen sich eigentlich nicht verheyrathen, allein, man läßt es doch noch zu Zeiten geschehen. Eine jede hat ihr Amt, wie bey den Catholischen. Es sind sonsten noch vier iungfräuliche Klöster hier herum, aber dieses ist das vornehmste.

Am Ende der Stadt gegen den Kalkberg liegt die Sülze, oder die Hütten, wo das Salz gemacht wird. Die Hütten liegen eben so tief, und sind eben so schlecht und räucherig, wie die zu Halle. Eine jede Hütte hat vier Pfannen. Das in denselben aus der Sohle gaar gekochte und nachher mit hölzernen Scharren auf die Narden herausgeschöpfte Salz trocknet in zwey Stunden von selbsten. Das ist etwas gar Besonderes; denn in Halle brauchen sie große Zeit und Mühe und viel Holz, um es in der Höhe von der Hütte zu dörren und zu trocknen. Solches scheinet von der Güte der hiesigen Sohle herzurühren, welche nicht viel wildes Wasser hat. Die Sohle wird aus der Quelle heraus gepumpet. Was der Verfasser übrigens noch von diesem Salzwerk meldet, gehöret eigentlich nicht hieher.

Die Lamprechtskirche ist ein ziemlich großes hohes steinernes Gebäude, dessen Gewölbe aber viele Risse hat, auch die Säulen, auf welchen es ruhet, sonderlich eine, ganz auf die Seite hangen. Die Orgel in dieser Kirche ist sehr groß. Am ersten Pfeiler am Altar rechterhand ist unten D. Luther in Lebensgröße abgemalt; dabey stehen diese Worte:

Aus Japhets Blut und Heydenstamm,
Kein größer Licht auf Erden kam,
Dann Doctor Luther, der große Mann,
Damit will Gott beschlossen han. 1574.

Hierunter stehet ferner D. Martinus Lutherus, natus Islebiæ &c. Auf der andern Seite ist D. Luthers Wapen mit der Rose und dem bekannten Verse:

Pestis eram vivus, moriens ero mors tua, Papa.

Die

Die Nicolaikirche ist ein von Backsteinen aufgeführtes sehr hohes Gebäude, das aus dreyen (sonderlich das mittelste) sehr hohen Gewölben bestehet. Sie ist aber dabey sehr enge und schmal, und hat nichts merkwürdiges.

In dem alten Rathhause in dem sogenannten grünen Zimmer hängt oben an der Decke eine große runde Leuchte mit crystallenen Gläsern, in welcher ein Fuß oder Schinken von der schwarzen Sau hänget, welche die hiesigen Salzquellen soll entdecket haben. Unten am Boden dieser Leuchte standen diese Worte:

Hic tibi cernere licet
reliquias porci,
qui primus aquarum
quæ Luneburgi salsæ scatent
Repertor
dici meretur.

Ein ander Viertel davon soll auf dem Kalkberg, das dritte auf der Sülze, und das vierte anderswo aufgehoben worden seyn, daß also diese Sau in alle Theile der Stadt vertheilet worden. In diesem alten Rathhause kommen die Rathsherren im Winter zusammen, im Sommer aber versammlen sie sich in dem daran gebaueten neuen Rathhause. Es wird hier sehr vieles kostbares Silbergeschirr verwahret, wovon wir nur hier des silbernen Kästgen erwehnen wollen, welches etwa einen Schuh lang und hoch ist. An selbigem waren allerhand Figuren von durchbrochener Arbeit, und zwar auf einer Seite die Kreuzigung, auf der andern aber Christus auf einem Stuhle, den Thron und Zukunft desselben vorstel-

lend.

lend. Oben auf dem Deckel desselben war ein run-des crystallenes Glas mit Silber eingefaßt, dane-ben zwey Engel knien, die es gleichsam halten. Auf dieses Kästgen müssen die, so Bürger werden wol-len, die Finger legen, wenn sie den Eid schwören. Es mag vor diesem vermuthlich allezeit eine conse-crirte Hostie darinn gewesen seyn, wie es denn noch inwendig hohl war, und ein Thürgen oder Schie-bergen hatte, darinn die Hostie vermuthlich ver-schlossen gewesen.

Auf einem ziemlichen sehr großen und hohen Saale, so vor diesem zu einem Franciscanerkloster gehöret, aus welchem aber itzo ein Zucht- und Way-senhaus gemacht worden, stehet die Rathsbibliothek, in welcher auch viele Manuscripte und Codices be-findlich sind.

Die Johanniskirche ist ein sehr großes, weites, schönes und helles Gebäude, welches viele Neben-kapellen, und ein großes sogenanntes hohes Chor hat, welches letztere aber nach Proportion seiner Größe und Breite etwas niedrig ist. Die Kanzeln oder Predigtstühle sind alle in hiesiger Stadt gar be-sonders, indem sie sehr klein sind, der Deckel aber darüber ist erschrecklich breit und groß, wie ein Bal-dachin. Sonst findet man in dieser Kirche nichts merkwürdiges, als in dem zweyten Seitengewölbe bey der großen Schulthüre die Säule, darauf das Simulacrum Lunæ, welches die heydnischen Ein-wohner dieser Gegend auf dem Kalkberge sollen an-gebetet haben, gestanden. Sie ist accurat nach dem verjüngten Maaßstab vom Herrn Verfasser abge-zeichnet, von unpolirtem Alabaster, aber nachher wie Marmor roth mit braunen Adern angestrichen

worden,

worden, welches man an einigen Orten, wo etwa ein Stück abgesprungen, oder auch, wenn man nur ein wenig mit dem Messer daran kratzet, sehen kann. Es ist thöricht gethan, daß man alte Denkmäler anstreichet oder ausbessert; denn ob sie alsdenn gleich besser in die Augen fallen, so verlieren sie doch ihre rechte Antiqvität und Curiosität dadurch. Ob sie nun in alten Zeiten zu dem Götzenbilde der Luna gedienet, ist schwer zu sagen, weil man weder eine Aufschrift, noch Figur, noch das geringste Zeichen von dem Götzendienst daran siehet, (eben so wenig als an der Irmensäule zu Hildesheim.) Itzo dienet diese Säule, das Gewölbe von ermeldeten Kapellen zu tragen.

Die Michaeliskirche liegt an einem Kloster gleiches Namens, wozu sie auch gehöret, und ist das Kloster vor diesem ein Stift gewesen, nunmehro aber ist die berühmte Akademie darinnen. Diese Kirche ist kleiner als die Johanniskirche, und hat unter dem Chor noch ein Gewölbe oder Kapelle. In der Mitte dieser Kirche ist das Begräbniß Ottonis. Auf dem hohen Chor, der mit einem schönen und zierlichen eisernen Gegitter abgesondert, ist der an sich selbst kleine, alte und schlechte Altar, in welchem ehedem die so berühmte güldene Tafel gestanden, welche Nickel List 1698 mit seinen Spießgesellen gestohlen. Das bey dieser Kirche liegende Kloster ist sehr alt, niedrig, schlecht, und nicht gar groß.

Den 2ten Febr. fuhren unsere Reisenden nach Bardevik, welche sonst so berühmte Stadt und Stift itzo nichts als ein schlechter offener Flecken ist. Sie hofften, sich hier einige Tage aufzuhalten, aber

der

der Ort war zu schlecht. Sie kehrten daher nach Lüneburg zurück, und reiseten am 3ten Febr. nach

Adelburg,

wo sie nach zwo Meilen ankamen. Es ist ein Dorf, und liegt an der Elbe, da man sonst mit großen offenen Schiffen oder Nachen überfähret, weil aber selbige nun zugefroren war, mußten sie es wagen, mit dem Wagen auf dem Eis hinüber zu fahren, welches auch glücklich abgieng. Die Elbe war nur den zweyten Tag vorher Abends zugegangen, und das Eis noch kaum an sich zwey Finger dick. Allein, so bald die Elbe zugehet, nehmen sich die Leute, so sonst überfahren, gleich die Mühe, und machen eine Bahn, das ist, sie machen oder hauen auf beyden Seiten Löcher, und schöpfen Wasser, und schütten es auf das Eis, so breit sie eine Bahne machen wollen. Dieses thun sie sonderlich Abends und Morgens ganz frühe, wenn die Kälte am größesten ist. Dieses Wasser frieret, und macht das Eis, wo es hingeschüttet worden, gar dick, so daß es in vier und zwanzig Stunden so viel trägt, daß man mit Schlitten darüber fahren kann; wenn man Stroh streuet, und das Wasser darauf gießet, wird es noch fester, auch eher dick und hart. Wenn sie so eine Bahne gemacht, so bringen sie Kutschen und Lastwägen auf die Art herüber, daß sie nämlich die Räder abmachen, und jedes besonders auf Schlitten mit einem Pferde herüber ziehen lassen. Sind es Frachtwägen, werden die Ballen nach und nach auch herüber gebracht, bis das Eis so dick ist, daß man gänzlich darüber kommen kann. Unsere Reisenden glaubten, daß man ihre Coffres und Räder

auch von ihren Chaisen abnehmen, und eins nach dem andern hinüber bringen würde; allein, die Leute waren so kühn, und fuhren mit dem Wagen selbst hinüber, und unsere Reisenden giengen von weitem hinten nach. Es lief alles glücklich ab. Es ist die Elbe allhier so breit, wo nicht breiter, als der Rhein bey Maynz. Endlich kamen sie Abends nach **Lauenburg**, nachdem sie eine halbe Stunde umgefahren; denn wenn die Elbe offen gewesen wäre, hätten sie von Lüneburg gerade auf Lauenburg fahren, und sich übersetzen lassen können. Allein, weil dorten keine Landstraße ist, so verlohnet es sich der Mühe nicht, daß sie eine Bahn machen.

Lauenburg

ist unten an einem Berge, und auf der andern Seite an die Elbe hart angebauet, und ein viel schlechterer und geringerer Ort, als man sich einbilden sollte. Auf dem Berge stand das Schloß der ehemaligen Herzoge von Lauenburg; itzo ist dasselbe gänzlich zerfallen, und aus dessen Ruderibus ein großes und schönes Amtshaus dahin gebauet worden. Doch stehet noch ein alter großer dicker Thurm da, darauf man sich sehr weit muß umschauen können, wie denn der Berg, auf welchem er stehet, sehr hoch ist. Hart an dem Berge, wie auch unten hart an den Häusern, fließt die Elbe. Sonst ist die Gegend hierum sehr schön. Die Leute in dieser Stadt haben noch viele Eulenspiegelspossen und Gewohnheiten unter sich.

Den 5ten Febr. giengen sie weiter auf Möllen,

vier starke Meilen. Diese kleine Geburtsstadt des Eulenspiegels liegt in einem tiefen Grunde an einem See, der drey Viertelstunden lang ist, und siehet nicht gar besonders aus, hat aber doch eine breite, lange, und mit ziemlichen Häusern besetzte Straße. Sie kehrten bey einem Wirth ein in der Lüneburger Herberge, der ein rechter Eulenspiegel war. Fast am Ende der Stadt liegen das Rathhaus und die Kirche beysammen. An der Kirche, welche auf einer kleinen Höhe stehet, siehet man, gleich wenn man die Treppe auf den Kirchhof hinauf gehet, ohnfern der Thüre, das Häusgen, worinnen der Grabstein des Eulenspiegels aufgerichtet, und wider die Mauer der Kirche gelehnet ist. Er hat sonst bey der Kirche auf dem Kirchhofe unter der daselbst noch wirklich befindlichen Linde gelegen, weil er aber öfters von bösen Buben verletzet, und vom Regen und Wetter verderbet werden wollen, so hat ein hochlöblicher und wohlweiser Magistrat allhier selbigen schon vor langen Zeiten an die Kirche lehnen, und ein Häusgen, so rings herum zugeschlagen ist, und vorne nur ein offenes Loch hat, setzen lassen. Es ist nicht nur auf des Steines beyden Ecken eine Eule und ein Spiegel gehauen, sondern Eulenspiegels vornehmes Bildniß ist in Lebensgröße, obgleich nicht völliger Statur und Länge nach, darauf, und hat obbemeldete Stücke selbst in seinen Händen. Daß er Schellen anhat, mag nicht sowohl daher kommen, daß er einen klugen Narren oder Schalksknecht vorgestellet, sondern daß die Schellen

zu der Zeit groß Mode waren. In das Holz am Häusgen haben sehr viele Eulenspiegel ihre Namen eingeschnitten.

Auf dem Rathhause zeiget man in einem kleinen Schrank einen ganz alten Panzer von Eisendrat, und giebt solchen in allem Ernst vor des Eulenspiegels Kleidung aus. Man machet überhaupt allhier so großes Wesen vom Eulenspiegel, daß man fast hier in allen Häusern sein Gemälde findet.

Von hier fuhren unsere Reisenden eine starke Meile weiter auf

Ratzeburg.

Das Allermerkwürdigste allhier ist der Dom. Er liegt am Ende der Stadt auf einer kleinen Höhe, und gehöret dem Herzog von Meklenburg-Strelitz, wie dann der Herzog gegenüber auf dem Domplatz ein ziemliches Haus hat. Der Dom ist ein ziemlich großes und hohes Gebäude, von gebackenen Steinen aufgeführet. Bey dem Eingang zeiget man verschiedene Merkmaale von der dänischen Belagerung, welche die Stadt ausgestanden, wodurch sie fast gänzlich eingeäschert worden, ausgenommen den Dom, der doch davon sehr beschädiget worden. Fast in der Mitte der Kirche gegen das Chor zu ist ein großer Balken von Holz, darauf mit goldenen Buchstaben die Worte aus 2 Petri 2, v. 24. stehen: Welcher (nämlich Christus) unsere Sünden selbst geopfert hat an seinem Leibe auf dem Holze, auf daß wir der Sünde abgestorben, und der Gerechtigkeit leben. Ein Donnerstrahl hat aber alles ausgelöschet, daß nichts davon als die Worte: Christus = = hat = = leben,

ben, allein stehen geblieben. Man hat es etlichemal wieder wollen repariren lassen, es hat aber kein Gold annehmen wollen. Solches ist sonder Zweifel der Eigenschaft und Natur des Donnerstrahls und Schwefels zuzuschreiben.

Fast gegen der Kapelle über an der Mauer des Chors ist eine gemalte Tafel, auf welcher in etlichen kleinen Feldern die Historie des heiligen Ansveri, so zuerst Bischof allhier gewesen ist, abgebildet. Erstlich wie er noch als ein Heyde von seinen Eltern Abschied nimmt. Nach dem, wie er unter einem Baum ein Gesicht siehet, dadurch er vermahnet wird, den christlichen Glauben in dem gleich auf dem Berge hier gegenüber liegenden Kloster anzunehmen, davon man noch die kleine Kirche aussen vor dem Dom gegenüber liegen siehet. Im dritten ist vorgestellt, wie er sich bey den Patribus meldet, und ein Mönch wird; im vierten, wie ihn in der Kirche im Beyseyn der Brüder das Kind Jesu zu einen Bischof machet, und ihm die Mütze aufsetzet; im fünften, wie er Bischof zu Ratzeburg wird; im sechsten, wie er als Bischof prediget; im siebenden, wie er die Wenden bekehret; im achten, wie er Anno 1066 mit achtzehn Brüdern eine Stunde von hier bey Buchholz von den heydnischen Wenden zu Tode gesteiniget wird, woselbst er auch am Lübeckischen Fußsteig begraben liegen soll, wie noch das daselbst aufgerichtete steinerne Kreuz anzeiget; u. s. w. Oben drüber war mit goldenen Buchstaben obermeldete Historie kurz beschrieben. Auf dem hohen Chor ist eine schöne in Stein gehauene Tafel, auf welcher die ganze Paßion in dem Stein gehauen

hauen und gemalt ist. Dieses ist gewiß ein schönes und künstliches Stück.

Ehedem war eine Festung bey dieser Stadt, welche aber gänzlich demoliret ist. Dieser Ort ist wegen des großen Sees und Morastes, und daß alles sehr weit unter Wasser gesetzt werden kann, so fest, daß ihm ohne Hunger und Bombardirung nichts anzuhaben ist. Die See ist so groß, daß sie fast bis Lübeck gehet, und wo sie aufhöret, ist ein kleiner Fluß, darauf man bis Lübeck fahren kann. Die See sowohl als die Handlung machen die Gegend hierum sehr lustig und angenehm.

Von hier ist

Lübeck

drey kleine Meilen, woselbst unser Verfasser am 7ten Febr. mit seinem Bruder ankam. Sie besahen gleich des folgenden Tages die Marien- oder wie sie gemeiniglich genennet wird, unserer lieben Frauen Kirche. Sie liegt dem Rathhause gegenüber, und ist ein sehr großes sonderlich hohes und schönes Gebäude. Hinter dem Altar ohnweit dem Uhrwerk rechterhand zeiget man an einem Pfeiler das Wahrzeichen der Kirche. Es ist eine in Stein gehauene Maus, so einen Mann in Fuß beißet. Der Altar auf dem hohen Chor ist von Marmor und Alabaster sehr gut gemacht, worauf die Einsetzung des Abendmahls recht wohl gearbeitet zu sehen. Auf beyden Seiten stehen zwo große Statuen von Alabaster, deren die eine den Glauben, und die andere die Hoffnung oder die Liebe vorstellen soll. Derselbe Künstler, welcher diesen Altar verfertiget, hat noch außerdem in dieser Kirche bey zwölf unver-

gleichlich schöne und große Epitaphien von Marmor und Alabaster gemacht, die hier so merkwürdig und schön sind, daß man nicht so leicht in einer Kirche in der Welt so viel schöne Bildhauerarbeit beysammen finden wird. In dem Chor vor dem Altare ist der Burgermeisterstuhl, welcher durch eine eiserne überzwerch liegende Stange verschlossen wird, weil in selbigem der Burgermeister Oldenburger bey der Messe 1367 entleibet worden. Man siehet auch an der Mauer die hölzerne Winde, mit welcher man dem Mörder, als man ihn geviertheilet, die Gedärme aus dem Leibe gewunden. Die Kanzel ist sehr sauber von schwarzem Marmor, daran die zwölf Apostel und andere Zierrathen von Alabaster angesetzet sind. Der Deckel aber ist von Holz und zierlicher Bildhauerarbeit. Rechterhand bey der Thür der Kirche ist ein Kaiser auf einem Stuhl sitzend in Stein gehauen. Vor dieser Thüre, dabey itzgemeldeter Stein stehet, ist eine Kapelle, die Brieffkapelle genannt, vermuthlich weil die Buchbinder Calender und dergleichen täglich darinn verkaufen, wie auch allerhand Nürnbergerwaaren vor Kinder darinnen feil sind, als Puppen, Trommeln, Pfeifen, und dergleichen, welches sich wohl hieher nicht schicket. Wie denn auch sonst in der Kirche verschiedene Läden, sonderlich von Buchführern, sind.

Der Dom ist ein ziemlich großes Gebäude, so auf beyden Seiten viele kleine Kapellen hat. Doch ist er viel niedriger, und lange nicht so schön als die Marienkirche. Man findet hier auch viele steinerne und meßingene Epitaphien, worunter das des Herrn von Lente, welches Thomas Qvellinus, der Künstler, der die schönen Epitaphien in der Marien-

kirche

kirche verfertiget, ebenfalls gemachet hat. Der Altar ist ziemlich groß von Holz, Bildhauerarbeit; die beyden Gemälde daran sind ziemlich fein. In einem Schrank zeiget man eine alte Bulle auf Pergament, von vielen Cardinälen unterschrieben. Es ist ein Ablaßbrief vor St. Rochi Kapelle allhier in Lübeck. Das Epitaphium an dem großen Gewölbe, in welchem Herzog August Friedrich von Hollstein, Bischof zu Eutin, mit seiner Gemahlinn, begraben liegt, ist auch schön. Etwas zur Seite des Altars ist das Begräbniß des Canonicus Rabundus, von welchem man die Fabel hat, daß man unter seinem Grabe ein großes Klopfen höre, wenn ein Domherr sterben soll. Bey diesem Stift sind vier und zwanzig Canonici, von welchen zwölf abwesend seyn können; sie sind anitzo alle adelich und meistens lutherisch. Endlich ist in diesem Dom die Paßionstafel eines der schönsten und merkwürdigsten Stücke.

Bey der Catharinenkirche ist zugleich ein Kloster, in welchem das Consistorium, Gymnasium, und die öffentliche Bibliothek ist. In der Kirche sind sieben auf Tuch ziemlich gemalte Schildereyen von allerhand biblischen Historien; wie auch eine kleine meßingene verguldete Tafel, darauf einige Verse zierlich gestochen. Aber das schönste und merkwürdigste in dieser Kirche ist das überaus künstliche Stück von Lazari Erweckung, so ein Italiäner gemachet. Die Geschichte von Mannoah nahe bey der großen Thüre, so von einer Lübeckischen Jungfer gemalet, ist auch nicht zu verachten.

In der Jacobskirche findet man das Monument von dem ersten lutherischen Prediger in Lübeck, Friemersheim. Das in Stein gehauene Marien-

bild neben dem Taufstein an der Wand ist schön und recht wohl gemacht. Noch besser aber und recht unvergleichlich ist auf der andern Seite die in der Bromsischen Leichenkapelle in Stein gehauene Kreuzigung Christi mit vielen Figuren. Die gleich dabey am Pfeiler hangende große Tafel vom jüngsten Gericht ist auch sehr schön gemacht.

Die Trave fließet auf einer Seite der Stadt vorbey; auf derselben stehen eine ziemliche Menge von Schiffen nebeneinander, welche aber alle von mittelmäßiger Größe sind. Man muß sich verwundern, daß sie damit bis hieher kommen können, da das Wasser so schmal und nicht den dritten Theil so breit, als der Mayn bey Frankfurt ist; es muß aber wohl sehr tief seyn. Die Schiffe nehmen fast nach ihrer Länge (wie sie denn überzwerch längst der Stadt bis an die steinerne Brücke stehen) die ganze Breite des Flusses ein, so schmal ist er.

In der Peterskirche ist unter den vielen Gemälden nichts besonderes und merkwürdiges. Außer den bisher beschriebenen Kirchen sind noch hier die Marien- Magdalenenkirche, die Ottilien- Johannis- und Heilige Geistkirche, welche alle gering sind. Der Dom und die Marienkirche sind die sehenswürdigsten.

Das Rathhaus ist zwar ein großes, aber altes und irregulaires Gebäude. Der große Audienzsaal ist voller großen Gemälde von ziemlicher Malerey. Vorn in diesem Saale hängen zwey auf Pergament geschriebene und auf Holz geklebte Tafeln, deren das eine die Copie von dem Privilegio, so Kaiser Rudolph *II.* dieser Stadt gegeben, de non appellando, nisi summa quingentos florenos exce-

excedat; und das andere der Bürgereid in platter und hochdeutscher Sprache ist. Dieser Saal ist ziemlich groß und hoch, aber etwas dunkel, wegen der kleinen wunderlichen Fenster, die vermuthlich deswegen so hoch in der Höhe und klein gemachet worden, daß man von außen, weil der Saal unten auf der Erde ist, nicht herein sehen könne. Oben zeiget man sechs ausgestopfte Löwen, von welchen man sagt, daß sie im Lawerholz, nicht weit von hier gefangen worden, welches, wenn es wahr ist, merkwürdig genug ist; und man sollte es fast glauben, weil ein junger dabey, so nicht so groß als eine Katze ist. In denen übrigen Zimmern findet man verschiedene Gemälde und Zierrathen, an welchen eben nichts besonderes, außer der alabasternen Tafel über dem Camin im sogenannten neuen Gemach, auf welcher das Gericht und Urtheil Salomonis, 1 Kön. 3, mit vielen Figuren von Bildhauerarbeit sehr wohl gemachet. Dasselbe ist ein unvergleichliches Stück.

Den 14ten Febr. nahmen unsere Reisenden eine Chaise auf

Travemünde,

anderthalb Meilen zu fahren. Es wird von den Leuten allhier gemeiniglich nur nach der Münden genennet. Sie mußten, weil es im Winter war, jenseit fahren, da sich die Trave sehr krümmet. Sie brachten damit drittehalb Meilen zu, da es sonsten im Sommer, wenn das Wasser nicht so hoch, und die Wege nicht so tief sind, und man mit der Nache überfahren und dießeits kommen kann, nur zwey Meilen ist. Da sie öfters bey der Trave herfuhren, sahen sie mit Verwunderung, wie schmal dieser Fluß

an einigen Orten sey, daß er auch keine zwanzig Schuh breit ist, da denn fast nicht zu begreifen, wie die ziemlich großen Schiffe aus der Ostsee beladen bis nach Lübeck kommen können. Allein, die Tiefe des Flusses macht es, und daß an verschiedenen Orten, wo die Trave zu seichte, sie Stöcke und Winden haben, damit sie die Schiffe fortwinden. Es gehet aber die Trave nicht bis Münden, sondern ein ziemlich breiter Arm von der See erstreckt sich über eine Viertelstunde in das Land, da denn die Trave, ehe sie nach Travemünde kommt, hineinfällt und sich vermenget. An obgedachtem Arm der Ostsee liegt nun Travemünde, so ziemlich groß ist und viele Häuser hat. Landwärts sind die Häuser zwar klein und niedrig, an der See aber, oder gegen das Wasser ist eine sehr lange Reihe von lauter schönen Häusern, so alle Wirthschaften haben, gebauet, darinn sowohl die mit den Schiffen ankommenden logiren, als insonderheit sich die Lübecker zur Sommerszeit erlustigen. Es ist nicht allein die Gegend und die Aussicht in die See sehr angenehm, sondern man findet auch allda zweyerley besondere Delicatessen. Die erste ist ein frischer Dorsch. Diese Art Fische hat man an der Ostsee nirgends besser, und werden nirgend so wohl zubereitet, als hier; deswegen auch sogar die Hamburger, die ihn gar nicht haben, hieher fahren, um selbigen zu essen, da es doch ein ziemlicher Weg ist. Die zweyte Delicatesse ist ein Münder-Pfannkuchen, der gewiß sehr gut, und besser als die köstlichste Torte ist: Man machet ihn aus klein geriebenen Weißbrod, vielen gestoßenen Mandeln, kleinen Rosinen, bey zwölf Eyern, Zucker, Zimmet, und anderm Gewürz. Die Häuser allhier sind inwendig ungemein

sauber,

Prospect des Leuchtthurms zu Travemünde

sauber, und fast ganz auf holländische Manier, welches wohl daher kommt, daß die Schiffer von hier mit ihren Weibern in Holland fahren.

Nach dem Essen setzten sie sich in ein kleines Boot, und ließen sich nach dem Leuchtthurm, oder wie man es gemeiniglich nennet, nach der Leuchte fahren. Man fähret bey der Festung, so an dem Strande lieget, und aus vier alten Bollwerken mit doppelten Wällen bestehet, vorbey, von welcher Festung etwa sechs bis acht hundert Schritte der Thurm, neben einem Hause, stehet, darinn der Mann wohnet, der die Aufsicht darüber hat, und die Lampen anzündet und schüret. Der Thurm soll zwey und zwanzig Klaftern hoch seyn. Sie mußten eine ziemliche hohe Treppe von gebackenen Steinen hinauf steigen. Oben unter dem Dach ist ein kleines Rondel, welches auf allen Seiten Fenster hat, die aber alle fest zugemachet und verwahret sind, daß kein Wind die Lampen auslöschen kann. Die See war itzt eben eine gute Meile hineinwärts gefroren, daß man also nichts als Eis sahe, den Arm an Travemünde ausgenommen, der wegen des starken Stroms nicht leicht zufrieret. Sie besahen nachher die Lampen, welche des Nachts angezündet werden. Selbige hangen vor den vordersten Fenstern in einem Brett, zu welchem man fünf bis sechs Treppen hinauf steiget, um sie zurecht zu machen und zu schüren. Sie bestehen aus zwey polirten mittelmässigen Spiegeln, etwa von einem Schuh im Diameter. Vor jedem Spiegel sind zwo Lampen, jede mit zwo Schnauzen und Dochten. Die Lampen haben Aerme, damit sie an die Spiegel befestiget, hin und her beweget, und zurecht gemacht werden können. Diese Lampen werden, wenn es dunkel ist, angesteckt,

und

und nur alle fünf bis sechs Stunden einmal geschüret. Diese Lampen geben einen so hellen Schein, daß sie auf neun Meilen in die See zu sehen. Hinten stand ein großer eiserner Armleuchter auf einem Gestell, mit zwölf Löchern, da man vor diesem Wachskerzen statt der Lampen gebrennet, welches aber kostbarer, mühsamer, und nicht so gut gewesen, als die itzt gebräuchlichen Lampen.

Nachdem sie dieses alles gesehen hatten, kehrten sie nach Lübeck zurück, und machten sich zur weitern Reise fertig. Man hat hier keine rechte Postpferde, sondern es sind gewisse Fuhrleute, an der Zahl zehn, außer welchen niemand Fremde auf Hamburg führen darf. Diese fahren nicht allein die ordinaire, sondern auch die extraordinaire Posten von fünf bis sechs Meilen. Hat man aber einen eigenen Wagen, so muß man doppelt so viel geben, weil sie alsdenn leer zurück reiten, da man denn unsern Reisenden zwey und dreyßig Mark vor die acht Meilen bis Hamburg abfoderte. Ueber das muß der Wagenmeister achtzehn Schillinge vor Bestellung der Pferde haben, da man doch anderwärts nach Belieben, und nur ein weniges, giebet. Endlich sind gewisse Leute, die man Lüzenbrüder nennet, die mit Ungestüm, man habe es nöthig oder nicht, die Bagage aufpacken; und wollte man gleich alles selbst verrichten, so muß man ihnen doch Geld geben, sonst kommt man nicht zum Thor hinaus.

Sie reiseten also den 17ten Febr. einen schlimmen, verdrießlichen, und recht beschrieenen bösen Weg über Schönenberg und Neu-Rudelstadt nach

Ham-

Hamburg,

acht Meilen, wo sie den 18ten ankamen.

Man muß sich verwundern, daß alle Buchläden hieselbst in denen Kirchen, und zwar nicht etwa ausserhalb in dem Chor, sondern selbst inwendig in denen Kirchen und deren Kapellen sind; da, wenn sie gleich währender Predigt verschlossen sind; doch Bücher angemalet, und der Name des Buchhändlers und der Officin zu lesen.

Von dem ziemlich hohen Thurm auf der Nicolaikirche kann man die Stadt sehr wohl übersehen, welche fast so breit als lang, und sehr groß ist.

Die Börse ist ein ziemlich langes Gebäude, unfern dem Rathhaus, das auf Säulen ruhet, darunter die Kaufleute, wann es regnet, auf- und abgehen; sonst stehen sie vor demselben. Oben auf sind einige wiewohl schlechte Zimmer, da die Notarii Wechselbriefe protestiren, und anderes bey Wechseln vorfallendes verrichten.

Wenn hier ein vornehmer Kaufmann oder sonst eine andere angesehene Person stirbet, so ist dessen Leichenbegängniß von großem Gefolge, und ziemlich sonderbar. Der Leichenkorb wird von zwölf Männern (so wie Schweizer gekleidet, und Rathsdiener sind) getragen, und zwar mit so wunderlich großen Schritten von einer Seite zur andern, daß man meynen sollte, sie wären trunken, und würden Sarg und Bahre hinwerfen. Darauf folgen die Trauerleute und Anverwandten, jeder zwischen zweyen Rathsherren. Auf diese folgen die Doctores in großer Menge, deren jeder von einer Leiche einen Species- oder Bancothaler bekommt, dahero viele davon leben;

ben; und je mehr Doctores dabey sind, desto ansehnlicher ist die Leiche. Endlich folgen zuletzt andere Bürgersleute. Wenn sie an die Kirchthüre kommen, werfen viele von den ersten Paaren sehr viel hartes Geld hin, ja einige große Goldstücken von zehn bis zwanzig Dukaten, welches alles die Verwandten oder Erben geben müssen. Es ist also wegen dieser und der Doctorskosten hier nicht gut zu sterben.

Vor dem Altonaerthor ist die Thranbrennerey, woselbst das aus den Wallfischen, welche die hiesigen Grönlandsfahrer gefangen, abgesonderte Fett in besondern Kesseln zu Thran gebrennet wird.

Das hiesige Zuchthaus ist ein sehr großes, aus vier Theilen oder Seiten bestehendes Gebäude, und größer, ansehnlicher, und besser als das in Amsterdam. Durch den innern verschlossenen Hof kommt man dahin, allwo in einer gewöhnlichen Stampfmühle, so durch ein großes Rad, welches getreten wird, getrieben, der Hanf, anstatt des sonst gewöhnlichen Brechens, gestampft wird. Aus selbigem wird grob Garn gesponnen, und Segeltuch verfertiget. In einem langen Gang sind etliche Jungen, welche Kuhhaare ausklopfen und spinnen, und andere, welche auf großen Webstühlen Matten davon weben. Solche werden, auf den Boden in die Stuben und Säle anstatt anderer Matten geleget. Sie sind braun und weiß, fast einen kleinen Finger dick, und sehr bequem, sonderlich in hiesigen Landen, da alle Stuben mit Stein beleget sind, und im Winter ohne dieselben für Kälte nicht zu bleiben wäre. In Wohnstuben sind sie unvergleichlich; man siehet das Unreine von den Füßen, weil sie dunkelbraun sind,

nicht

nicht darauf. Sie sind bis drey Ellen breit, und legt man entweder nur eine Breite in die Mitte der Stube, oder man nehet sie zusammen, und belegt das ganze Zimmer damit.

In einem langen Gemach sind viele Züchtlinge, welche Brasilienholz raspeln. Eine Stiege hinauf ist in zwey Stuben eine große Menge von Weibsleuten, welche spinnen. Das letzte Zimmer stößt auf die Kirche, und hat einige Fenster, welche ihnen währendem Gottesdienst zum Gehör eröffnet werden. Bey dem einen Ofen war in der Höhe ein Stuhl, wie ein Kefig, darinnen diejenigen, so faul in der Arbeit sind, sitzen, die andern speisen sehen und hungern müssen. Auf der andern Seite gegen die Elster sind lauter kleine schmale Behältnisse, darinnen diejenigen, die nicht arbeiten, und nur zur Zucht hinein gesetzet werden, gefangen sitzen, nichts als eine härene Matte, um darauf zu schlafen haben, und dann nur gemeiniglich Wasser und Brod bekommen.

Die Kirche in diesem Zuchthause ist zwar nicht breit und hoch, aber lang und sauber. Die Weibsleute hören oben durch ihre Fenster; unter denselben sitzet das Mannsvolk, und ganz unten sind die schlimmsten Züchtlinge und Gefangenen, deren Fenster mit Gegittern verschlossen, daß also von denen, die im Hause sind, niemand in die Kirche kommt, und doch alle zuhören können. Gleich bey dem Zuchthause ist noch ein besonderes Spinnhaus.

Es sind hier, wie man sagt, zwey und funfzig Zuckerraffinerien. Vorerst lösen sie den rohen Zucker, welcher als ein gelbbräunlichter Sand in Kasten nach Europa gebracht wird, in vielem Wasser auf, vermischen diese Auflösung mit Kalkwasser, und

kochen

kochen dieses zusammen in Kesseln; währendem Kochen wird etwas Ochsen- oder Kälberblut hineingethan, welches die Stelle derer Eyer vertritt, welche man bey andern ähnlichen chymischen Processen brauchet, indem es coaguliret, und alle Unreinigkeit aus dem Zucker an sich ziehet. Der Zusatz des Kalks aber geschiehet darum, damit der Zucker dichter und süßer werde. Der also eine Zeitlang gesottene, gehörig geschäumte, und dicklich gewordene Zucker wird mit kleinen kupfernen Gefäßen ausgeschöpfet, und durch ein dickes Tuch in einen andern Kessel geseiget, worinn sich das feinste und beste crystallisiret. Dieses wird ausgehoben, und in Formen, die wie Zuckerhütte formiret sind, geschüttet, welches sodann den besten, weißesten und feinesten Zucker giebt. Was nicht anschießet, wird noch einmal gekocht, und daraus wird die zweyte Gattung feinen Melis; und so immer bis es nicht mehr anschießet; was denn übrig bleibt, ist Syrup. Sobald er in die Formen kommt, setzt er sich aufeinander, und bekommt nach und nach die Härte und Gestalt eines Kegels. Die Feuchtigkeit, welche unten aus dem kleinen Loch an der Spitze der Form in die Gefäße, darauf die Formen gesetzt werden, abläuft, ist auch Syrup. Auf solche Art ist der Zucker zwar schon gereiniget, aber noch nicht gänzlich raffiniret, sondern letzteres geschiehet vermittelst einer gewissen hellgrauen Erde, so aus Engelland und auch aus Westfrießland kommt. Dieselbe wird in Wasser dissolviret, und in jede Zuckerforme etwa drey Finger hoch gegossen, da denn das imprägnirte Wasser nach und nach durch den ganzen Hut ziehet, und also den Zucker weiß machet, oder,

wie

wie sie es nennen, bleichet; die Erde aber selbst bleibet als ein Kuchen oben drauf sitzen, und wird zuletzt ganz hart, und denn oben herab genommen. Der gebleichte Zucker wird nun in den Formen in hohen sehr eingeheizten Stuben getrocknet.

Auf der Schiffergesellschaft, eine von denen Innungshäusern, deren es in allen Reichsstädten sehr viele giebt, zeiget man den sogenannten Störtenbecker oder Stürzenbecher, welcher ein silberner Becher ist, dessen sich der berühmte Seeräuber dieses Namens, welcher mit seinen Gesellen, so man Victualienbrüder nennte, von den Hamburgern gefangen und enthauptet worden, bedienet hat Wenn man diesen Becher sehen will, muß man ihn wenigstens halb voll Wein geben lassen, welches des Wirths Gewinnst ist. In die Armenbüchse wirft man nach Gefallen etwas hinein, und zuletzt schreibt man seinen Namen in ein Buch.

In dem hiesigen Zeughause ist nichts zu sehen. Das Geschütz ist gar nicht beysammen, sondern liegt wohl an zehn Orten zerstreuet. Das vornehmste davon, sonderlich von kleinem Gewehr, ist auf dem Bauhof am Teichthor, woselbst ein ziemlicher starker Schiffbau ist, und werden allhier die größesten Schiffe gebauet. Der Bauhof ist ein überaus langes großes Gebäude, und unter allen hiesigen öffentlichen Gebäuden das beste. Oben stehet auf einem langen Saal vieles Kriegsgeräthe. Man zeiget auch hier eine besondere Art von Gabeln, deren sich Stürzenbecher mit seinen Gesellen bedienet; sie sind wegen des zweyschneidigen Züngleins in der Mitte sehr gefährlich, indem sie das Fleisch so zerreißen, daß die Wunden unheilbar sind. An einem

Balken hängen vier Schwerdter, womit gedachte Seeräuber enthauptet worden. In dem Kornhause auf dem Wantrum zeiget man ein Schiffgen, auf welchem zwey Wagehälse, eine Wette zu gewinnen, aus Engelland bis auf Hamburg gefahren. Es ist kaum dreyßig Fuß lang, fünf viertel Ellen tief, und zwey breit, so daß man sich gewiß über die Verwegenheit dieser Leute nicht genug verwundern kann.

Die Domkirche ist sehr niedrig und schlecht, auch für eine Hauptkirche nicht gar groß. Ueberhaupt sehen alle Kirchen allhier sehr wüste aus, und sind, weil sie beständig offen, wegen der vielen durchlaufenden Leute nicht wohl zu besehen; denn wenn man vor einem Epitaphio oder sonst etwas stehet, es ansiehet, oder etwas notiret, hat man gleich viele Menschen um sich herum, die Wunder meynen, was da zu thun sey. Der Dom und die Johanniskirche haben eine jede ihre eigene Bibliothek. An der Catharinenkirche ist der Thurm das schönste und zierlichste. Uebrigens muß man sich verwundern, daß zwey so nahe gelegene Reichsstädte in Ansehung der Kirchen so sehr unterschieden sind. Denn die Kirchen in Lübeck sind so schön, und enthalten so viele sehenswürdige Dinge, daß sie fast das Vornehmste sind, was man in Lübeck zu sehen hat. *)

Unsere Reisenden besahen auch das Rathhaus, und zwar erstlich die berühmte Hamburger-Banco, welche aus zweyen kleinen und schlechten Zimmern beste-

*) Itzo ist die Michaeliskirche in Hamburg, nachdem sie wieder erbauet worden, gewiß schön, uud wegen der artig angebrachten Todtengewölber merkwürdig.

bestehet, in deren einem drey Schreiber oder Buchhalter sitzen, und alle Bancozettel ab- und zu schreiben. In dem andern werden die Depositengelder empfangen. In diesem letzten Zimmer hangen alle die Wapen von den Bürgermeistern, und Oberalten, das ist, derjenigen Personen, so die Aufsicht über die Banco von Jahren zu Jahren gehabt. Nach dem sahen sie den Saal, welcher auch nicht gar groß ist. Die Bürgerschaft pflegt, wenn etwas vorgehet, und was hauptsächliches zu schließen ist, in demselben zusammen zu kommen. Die fünf Kirchspiele, in welche bekanntermassen ganz Hamburg eingetheilet ist, hat ein jedes seinen besondern Platz in diesem Saale. Wenn sie nun beysammen sind, so treten sie miteinander unter die Krone, das ist, unter den in diesem Saal hangenden großen meßingenen Leuchter. Alsdenn lässet der Magistrat durch einen ihres Mittels vernehmen, ob sie stark genug, das ist, ob Bürger genug von jedem Kirchspiele vorhanden seyen. Wenn dem also ist, so werden die Thüren verschlossen, und geschiehet von dem Bürgermeister der Vortrag, was zu deliberiren, dabey denn der ganze Magistrat zugegen stehet. Wenn solcher Vortrag geschehen, gehet der Magistrat wieder fort, und die Bürger müssen so lang beyeinander bleiben, bis sie sich vereinigen.

Die Stadt Altona liegt nur ein paar Büchsenschüsse von Hamburg an der Elbe. Sie ist zwar nicht völlig so groß als Hamburg, aber doch auch nicht klein. Die Hamburger verzehren hier viel im Sommer.

Den 10ten März packten sich unsere Reisenden mit ihrem Wagen und ganzer Equipage auf ein Schiff ein, und ließen sich über die Elbe nach

Harburg

übersetzen, wohin man, wenn der Wind vollkommen gut, nämlich Nordwest ist, in einer Stunde überkommen kann; bey contrairem Winde aber, als Süd, bringt man oft vier bis fünf Stunden zu.

Den 11ten besahen sie das sogenannte Schloß oder vielmehr die Festung von Harburg. Dieselbe ist rings herum mit der Elbe umschlossen, durch welche man auch zwey Seiten der Festung an drey Meilen unter Wasser setzen kann, daher auch auf diesen beyden Seiten, und vorne gegen den rechten Strom der Elbe keine Außenwerke sind. Auf der Seite aber gegen die Stadt ist ein einziges Ravelin, und da ist die Festung am schwächesten, wegen des gegenüber liegenden Galgenberges, der ihr gar sehr schädlich ist. Sonst hat die Festung in allem fünf Bollwerke. Die Wälle an den Flanken sind an einigen Orten sehr schmal und schlecht, doch haben sie ihre Casematten. Das Schloß, so in der Mitte der Festung lieget, ist ein altes kleines Gebäude, worinnen vor diesem die sogenannte Madame de Harburg, nunmehr aber der Landhauptmann wohnet. Neben herum sind einige Zeughäuser und andere kleine Gebäude. Die Stadt an sich selbst ist gar mittelmäßig, und siehet aus wie ein Flecken.

Von hier fuhren sie auf **Buxtehude**, einer kleinen und schlechten Stadt, auf deren einer Seite die Ester durchfließet. Dieser kleine Fluß, welcher sich eine Meile von hier in die Elbe ergießet, hat mit

der

der Elbe die Ebbe und Fluth, worüber man sich wundern muß. Wenn großer Sturm hieher wehet, übergießet er sich so sehr, daß man wohl in den Straßen fahren kann. Man kann mit ziemlich großen Schiffen darauf fortkommen, doch ist kein Handel allhier. Von Buxtehude, welches drey Meilen von Harburg ist, gieng der Weg weiter über Neu-Closter und Hornberg auf

Stade,

wo sie den 12ten Abends ankamen. Den 14ten wollten sie gern sehen, wie breit die Elbe allhier wäre. Deswegen setzten sie sich auf ein Schiffgen, und fuhren mit der Ebbe nach der Elbe. Sie fließet eine halbe Stunde von hier; es gehet aber ein nicht gar großer Fluß, die Schwinge genannt, durch die Stadt, und fällt in die Elbe. Auf diesem, obwohl schmalen, doch tiefen Fluß können große Schiffe des Winters in Sicherheit vor die Stadt gebracht werden; wie denn auch wirklich etliche da standen, von welchen eines von sechszehn Canonen war. Wenn es Ebbe, ist die Schwinge sehr seichte. Man hat eine halbe Stunde zu fahren, bis man an des Zolleinnehmers Haus kommt, wo sie ausstiegen, und nach der Elbe noch ein paar Büchsenschüsse über das Feld giengen. Sie ist allhier mehr denn viermal so breit als der Rhein bey Maynz, ja dem Augenschein nach, wohl eine Stunde. Der Prospect allhier war sowohl nach der See, als gegenüber an das Land sehr schön. Als die Fluth wieder kam, fuhren sie nach der Stadt zurück.

Die Kloster- und Marienkirche auf dem Sande liegt am Ende der Stadt bey der Hauptwache und

der Kanzley. In dieselbe gehen die Vornehmsten von der Regierung und der Stadt, wie auch die Soldaten. Es ist aber ein altes schmales niedriges und schlechtes Gebäude. Der Altar, über welchem die Kanzel, ist nur von Brettern, und angestrichen, und hat in der Mitte eine ziemliche Schilderey, das Abendmahl vorstellend. Hinter dem Altar im Chor ist das Begräbniß des berühmten alten **Königsmark**, der Prag belagert hat.

Die St. Wilhaldikirche ist noch größer und zierlicher als die vorige; es ist aber nichts Besonderes in derselben. Die dritte Kirche allhier ist S. Cosmi und Damiani, welche aber auch gar klein und schlecht ist, mit einem niedrigen hölzernen Gewölbe. Ferner sind noch allhier die Nicolaikirche, bey dem Wasser, und die Pancratiikirche, alle beyde auch sehr schlecht. Die letztere wird auch die Burgkirche genennet, weil vor diesem allda eine Burg gestanden, davon aber nichts mehr zu sehen.

Stade ist sonst eine mittelmäßig-große und ziemliche Stadt, und gar wohl fortificiret; allein, die auf der einen Seite, sonderlich gegen Bremervörde zu, liegende Höhen und Berge sind ihr schädlich. Sie gehörte damals denen Schweden, und war die Regierung vom königlichen Bremen und Verden darinn. Sie hat einen großen Markt, und ein feines Kauf- und Rathhaus.

Den 17ten reiseten sie weiter. Es sind allhier keine rechte Posten zu haben, sondern nur Ordonanzpferde, da man denn viel Geld dafür geben muß, und doch schlecht fortkommt. Der Weg von hier auf Bremen gehet erstlich über die obgemeldeten Höhen und Berge, welche, ob sie gleich so gar hoch

nicht

nicht sind, dennoch der Festung und den Reisenden sehr unangenehm fallen. Nach dem muß man über lauter Heyden, darüber eben so übel zu fahren ist, als wie oben von der heillosen Lüneburger Heyde gemeldet worden. Sie halten aber dieses hiesigen Landes noch für einen gar guten Weg, und nennen es Gerst; wenn sie aber von Hamburg gleich auf Bremen, und zwar über das Kloster Zeven gegangen wären, hätten sie lauter Marsch, das ist, morastig Land gehabt, allwo sonderlich um diese Zeit des Jahres fast nicht fortzukommen seyn soll. Vorerst kommt man nach

Bremer-Vörde,

drey Meilen. Dieser Ort war ehedem eine ziemlich große wohlbefestigte und sehr berühmte Residenzstadt der Bischöfe von Bremen gewesen. Nachdem er aber in schwedische Hände gekommen, ist er ganz geschleifet worden, und nunmehr ein schlechter offener Ort. Das bischöfliche Schloß ist auch ruiniret, und ist anitzt nur ein Amthaus allhier. Nachher geht der Weg durch ein ziemliches Dorf, Bosdalen genannt, auf Gueler-Moelen, drey Meilen, und endlich nach

Bremen,

vier Meilen, wo sie den 18ten Nachmittags ankamen.

Das hiesige Rathhaus ist zwar ein altes mittelmäßiges, aber doch zierliches symmetrisches steinernes Gebäude am Markt. In demselben ist auch ein großer Saal, auf welchem insonderheit die Versammlungen der Bürger geschehen, wenn etwas zu

proponiren ist, sonderlich Auflagen, zu dem Ende er unterschieden, da in dem vordersten Theil die Bürgerschaft, in dem hintersten aber, in welchem Schranken sind, der Rath sitzet. Die Bürgerschaft bleibt so lange, bis sie einig ist, verschlossen. Ein Schwerdfisch und ein junger Wallfisch, welche beyde allhier in der Weser gefangen worden, hängen in diesem Saal. Etwa zehn Schritte vor dem Rathhause stehet der sehr große in Stein gehauene und angestrichene Roland; Auf der Seite linkerhand ist klein gemalt ein Wolf, so einen Raub vor sich liegen hat, davor ein Löwe stehet, der es ihm entwenden will.

Gleich bey dem Rathhaus ist die Börse, welche ein mittelmäßig großes, aber sonst gutes steinernes Gebäude, und größer, auch weit schöner, als das Hamburger ist.

Gerade gegen dem Rathhaus über stehet der Schütting oder das Kaufhaus, darauf die Bürgerschaft, sonderlich die Kaufleute, zusammen kommen. Es ist auch ein ziemlich großes und gutes steinernes Gebäude. Unten in diesem Hause hiengen zwey Modelle von Orlogsschiffen, nach allen Theilen und Zubehör sehr artig gemacht. Das größte war etwa vier Ellen lang, mit drey Verdecken, und ein und sechzig kleinen meßingenen Stücken. Das andere von drey Ellen, mit zwey und vierzig. Diese werden, wenn ein Aeltermann erwählet wird, ordentlich losgeschossen, nachdem die Fenster ausgenommen worden. An der Wand waren die Tonnen abgemalt, von welchen die schwarzen die Tiefe, die weißen aber die Sandbänke auf der Weser anzeigen. Diese zu unterhalten, ist auf

jedes

jedes Schiff, so oft es abfähret, eine Auflage gesetzet, die allhier in einem kleinen Zimmer gegen ein Zeichen abgeleget wird. Zwey Treppen hinauf ist ein großes Zimmer, darinn die Kaufleute zusammen kommen. Vorn an der Thüre stehet ein geharnischter Mann, welcher, wenn man hinein tritt, allemal beyde Aerme beweget, und zwar mit der linken mit einem Javelier die Sturmhaube aufhebet, und das hölzerne angestrichene Gesicht zeiget. Dieses ist sehr artig auf folgende Manier gemacht, daß, wenn man auf die erste Treppe tritt, auf welcher man in das Gemach hinunter gehet, sich die Treppe etwa zwey Zoll unvermerkt herunter beugt, und vermuthlich durch eine eiserne Feder, so drunter liegt, den einen Arm beweget. Tritt man hernach auf die zweyte Treppe, hebt sich eben also der linke Arm itztgedachtermaßen auf.

Das Zeughaus ist in der Kirche bey dem alten ehemaligen Dominicanerkloster. Dieses ist nächst dem braunschweigischen das zweyte Zeughaus, welches Herr von Uffenbach in einer Kirche gesehen. Das hiesige macht ein sehr gutes Ansehen, ist auch ziemlich wohl mit großem und kleinem Geschütz und Gewehr versehen. Unter andern sind hier zwey geharnischte Männer auf hölzernen Pferden, deren das eine, wenn man ihm den Schweif aufhob, einen tremulirenden Ton, als wenn es f. v. farzete, von sich gab, welches das Wahrzeichen von dem Zeughause ist, und ohne Zweifel durch einen inwendig verborgenen Blasebalg geschiehet.

Gleich bey dem Weserthor ist das Wasserrad, dadurch das Wasser aus der Weser in die Stadt geleitet wird. Dieses Rad ist erschrecklich groß, und

hat, so schlecht es aussiehet, dennoch drey tausend Thaler gekostet. Es bringet allemal neun Tonnen Wasser in die Höhe, deren eine hundert und fünf und zwanzig Stübgen, jedes zu zwey Maaß, hält, und läuft in einer Stunde funfzig mal herum. Oben läuft das Wasser aus der Rinne in einen Behalter, so nur vier bis fünf Ellen in der Vierung, und funfzehn Schuh tief ist; weil aber das Wasser stets durch die Canäle in die Stadt abläuft, ist er groß genug. Die dabey befindliche Weserbrücke ist ziemlich schlecht, auf beyden Seiten ohne Gelender, ganz von Holz. Sie ist hundert und fünf und siebenzig Schritt lang; und rechterhand sind zwölf Schiffmühlen.

Die Weser ist nicht halb so breit als der Mayn bey Frankfurt. Auch ist sie nicht tief genug, daß große Schiffe vor die Stadt kommen können, sondern es muß alles in kleinen hin und her gebracht werden. Auf der andern Seite ist eine kleine Insel, welche die sogenannte kleine Weser machet, welche ein Arm von jener ist. Wenn man über die Brücke derselben gehet, kommt man in die Neustadt.

In der Altstadt ist der Dom, in welchem unter dem hohen Chor ein Gewölbe ist, welches eben die Kraft hat, die Körper unverweslich zu erhalten, wie das in einem gewissen Kloster in Frankreich, davon so viel Wesens gemacht wird. Dieses Gewölbe ist sehr schön, hoch, hell, und groß, und haben etliche Särge lange Jahre in demselben gestanden, ehe man die darinn befindlichen unverweßten Körper bemerket. Denn als einmal die Orgel repariret, und von denen Gesellen in diesem Gewölbe gearbeitet

worden,

worden, haben selbige aus Vorwitz einen dieser Särge eröffnet, und den Körper mit aller Kleidung unverwesct gefunden; welches man dann in allen also angetroffen. Es sind derselben achte, sieben große, und ein kleines mit einem Kinde. Die zwey vornehmsten, und die auch am besten, vermuthlich, weil sie nicht lange gekranket haben, aussehen, sind ein Obrist und Cornet. Der Obrist soll, wie der Küster versicherte, ein Pommerischer von Adel, einer von Winsen, seyn. Sie sind alle ohne einige Verwesung, Verletzung, und dem geringsten bösen Geruch. Sie sind so hart, daß man sie in die Höhe richten kann. Sie haben nicht allein alle Gliedmaßen, sondern auch die Nägel, Zähne, Haare, und den Bart am Kopf. Die Haut ist nicht sonderlich verändert, sondern fast natürlich von Farbe. Das Fleisch aber ist ganz trocken und hart. Es ist hier nicht der geringste Betrug, noch ein Zeichen von einer Einbalsamirung zu sehen, indem die Körper nicht die geringste Anzeige von einer Secirung haben, sondern diese gewiß sonderbare Sache kommt vermuthlich allein von den Dünsten aus der Erde her, welche hier die specifique Eigenschaft haben, die menschlichen Körper auszutrocknen; wie denn hier die Luft sehr rein und gut ist. Es wird dieses Gewölbe gemeiniglich der Bleykeller genannt. In diesem Dom, welcher die einzige lutherische Kirche allhier ist, zeiget man neben dem hohen Chor in einer Seitenkapelle ein anderes Gewölbe, das mit einer eisernen Thüre versehen ist. In demselben sollen vor diesem die heiligen Brüder Cosmus und Damianus begraben gelegen haben, deren Gebeine nach der Reformation vor eine große Summe Gel-

des

des an einen Bischof von Paderborn sollen verkauft worden seyn.

Den 27sten März fuhren unsere Reisenden von Bremen auf

Delmenhorst,

eine Meile. Man fähret über einen langen Damm und Steinweg, da auf beyden Seiten fast lauter Wasser und Morast, wie es fast hier zu Lande durchgehends ist. Dieser Ort ist nicht gar groß, und hat lauter geringe und schlechte Häuser; die Kirche ist auch schlecht, und sieht von außen wie ein Privatgebäude aus; das Schloß aber, da die Grafen vor diesem residiret, ist ganz verfallen, hat keine Fenster, und wird nur ein Stück davon vom dasigen Commendanten bewohnet.

Den 28sten gieng der Weg weiter über lauter theils sandigten, theils morastigen Heyden über Dingstede nach

Oldenburg,

fünf Meilen. Dieser Ort ist größer als Delmonshorst, und hat auch etwas bessere Häuser. In der Hauptkirche St. Lamperti sind bey dem Altar zwey marmorne Monumente von zweyen Grafen zu Oldenburg. Gleich hinter der Kirche liegt das alte Schloß derer ehemaligen Grafen, welches aber itzt ganz zerfallen ist.

Von hier gieng es den 30sten weiter über Apen, einem ziemlich großen offenen Flecken, mit einer Schanze, und Holt-Gast, Dettern und Stikhusen nach

Leer,

Leer,

sechs Meilen. Dieser Weg ist sehr übel zu reisen. Es ist zwar zu aller Zeit in Ostfrießland wegen der vielen Moräste schlimm zu reisen, aber am schlimmsten im Herbst und Frühjahr, wenn vieler Regen gefallen, und die lang anhaltende Nordwestwinde vieles Wasser aus der See durch die Ems an Land bringen. Die Wasser sind zu solcher Zeit so angeschwollen, daß sie eine große Breite Landes einnehmen, und man mit Schiffen überfahren muß an Oertern, wo sonsten im Sommer kein Wasser zu sehen.

Leer ist ein volkreicher und nahrhafter Ort, wo allerhand Religionen geduldet werden. Es ist ganz offen, und ziemlich groß, etwas auf holländische Art. Es ist auch ein gutes Gymnasium allhier, dahin die Emder ihre Kinder häufig schicken, von dannen auch die Schiffahrt auf der Ems und ein ziemlich starker Handel hieher gehet. Der Ort liegt zwar nicht recht an der Ems, doch gehet in einen Arm derselben ein kleiner Fluß, Soht, auf welchen beyden, nämlich dem Arm und diesem Flüßgen ziemlich große Schiffe von Leer kommen können. Mit einem solchen Schiff, welches man gemeiniglich ein Fehrschip nennet, fuhren auch unsere Reisenden den 2ten April auf der Ems ab. Man richtet sich bey der Abfahrt allemal nach der Ebbe, denn mit dieser müssen sie, ehe das Wasser weglauft, fortgehen. Sie hatten guten, aber Anfangs sehr schwachen Wind. Die Ems ist beynahe noch halb so breit, als der Rhein bey Maynz. Gleich Anfangs sahen sie eine Schanze an der Ems, so Ort oder Leer-

ort genennt wird. Darinn lagen einige holländische Soldaten. Nicht weit hievon erblickten sie eine dem Ansehen nach kleine Höhe, welches der höchste Berg in ganz Ostfrießland ist, und der Plütens- oder Plutonsberg genennet wird. Nach dem sahen sie den Flecken **Oldarsum** und denn die Herrlichkeit **Perkum** liegen, und bekamen endlich die Stadt

Emden,

zwey Meilen von weitem zu sehen, welche von der Wasserseite ein gar gutes Ansehen hat. Sie konnten nicht gleich darauf zuseegeln, weil das Wasser schon zu viel gefallen, und die eine Seite des Hafens rechterhand des Nesterlands ohnedem gar seicht war. Linkerhand aber ist es tief genug, und können da die großen Schiffe mit ihrer Ladung in die Stadt bis an die Brücke bey dem Platz vor dem Rathhaus laufen. Sie mußten also um das Nesterland, welches eine kleine Insel ist, herumfahren, und liefen endlich linkerhand glücklich in den Hafen ein. Als sie obgemeldete Insel herumfuhren, kamen sie recht auf den Dollaert, welches der Meerbusen vor Emden ist. Er hat den Namen daher, weil er bey Stürmen schlimmer ist als die See selbsten.

Die Stadt ist groß, und hat viele schöne Strassen, aber auch sehr viele eng und schlechte. Die Häuser sind auf holländische Art, von gebackenen Steinen, und die Giebel vorwärts gebauet. Das Rathhaus hat ein recht gutes Ansehen. Der Markt ist ziemlich groß, die Waage aber darauf sehr schlecht. Die feste Burg, oder das feste gräfliche Schloß ist ein altes schlechtes Gebäude, daran auch gar nichts festes, als daß es mit einem Graben umgeben ist.

Der

Der Eingang im Rathhause ist, wie an dem Amsterdammer, ziemlich schlecht; es ist eine nicht gar hohe und weite Thüre, durch welche man bey zwanzig Stufen hinaufgehet. Oben ist ein mittelmäßiger Vorplatz, und linkerhand die Rathsstube. Diese letzte ist ziemlich groß. Oben an der Decke hängt eine papierene Laterne, in welcher inwendig der Wallfischfang und eine Jägerey von Pappendeckel zierlich ausgeschnitten, welches sich durch den Dunst eines Lichtes (das man deswegen anzündet) immer herum drehet. Dieses an sich schlechte und läppische Stück soll dem Fürsten von Ostfrießland zu Ehren, als derselbe zum erstenmal hier gewesen, gemacht worden seyn. Dabey hieng auch ein klein Modell von einem vollkommenen Kriegsschiff. Unter den verschiedenen Schildereyen in dieser Rathsstube siehet man auch einen Abriß des Landes und derer Flecken, welche untergegangen, und daraus die Dollaert entstanden. Ferner einen künstlichen Abriß des Rathhauses, welcher mit der Feder geschrieben, und aus dem langen 119 Psalm bestehet. Oben auf dem Rathhause ist die Rüstkammer, in welcher ein ziemlicher Vorrath von kleinem Gewehr und alten Harnischen ist. Auswendig rings um das Rathhaus und diese Rüstkammer ist ein schmaler Gang gemacht, auf welchem man die Stadt wohl übersehen kann.

Die sogenannte Groote- oder Hauptkirche ist zwar ein großes, aber etwas niedriges und sehr alt aussehendes Gebäude. Man findet nichts merkwürdiges darinnen, außer einigen steinernen Monumenten, und dem Braut- oder Brutstuhl. Denn man hat in dieser Kirche zu den Copulationen einen eigenen

nen Platz, welcher ein mit drey Stufen erhöheter hölzerner Stuhl ist, fast wie ein Beichtstuhl. Auf selbigen tritt der Prediger, und der Bräutigam kniet mit der Braut auf zwey auf dem obersten Tritt liegende Kissen. In einem Nebengebäude der Kirche ist das Zimmer, wo Consistorium gehalten wird.

Reisen durch Holland.

Den 4ten April des 1710ten Jahres fuhren unsere Reisenden von Emden mit einem Fehrschip über den Dollaert nach

Delfzyl.

Sie hatten ziemlich guten Wind, und kamen zu rechter Zeit glücklich über. Man rechnet von Emden aus bis hieher vier Stunden, oder zwo Meilen. Wenn der Wind recht gut seyn soll, muß er Südost seyn. Sie waren recht herzlich erfreuet, als sie das Land der Provinz Gröningen nur von weitem sahen, und das bisher hart empfundene Niedersachsen und noch schlechtere Oldenburgische verlassen würden. Ostfrießland ist etwas besser; sie sind aber darinnen zu Lande nur eine Meile, von Dettern bis Leer, gekommen, da sie also wegen des Gewässers wenig gesehen haben.

Delfzyl ist ein mittelmäßig großer aber sonst schlechter Ort, der jedoch sonderlich gegen Morgen und Mitternacht, oder gegen das Wasser, ziemlich wohl befestiget ist; gegen Abend und Mittag, oder die Landseite, aber nicht so wohl. Es hat sechs Bollwerke; die Wälle sind niedrig und sehr schmal. Sie fuhren Mittags mit der Schuyte wieder ab. Man

nennet

nennet selbige allhier Schnecken, welche Benennung so übel nicht ist, weil man wie die Schnecke im Häusgen sitzet, und mit selbigem, so zu sagen, ganz unvermerkt und doch fortkommt. Sie haben bey selbigem noch etwas besonderes hier, so man in Holland nicht antrifft, nämlich, daß die Jäger, oder kleine Jungen, (so öfters nicht über acht Jahr alt sind) welche das Pferd reiten, Hörner, wie die Sauhirten in Deutschland, haben, auf welchen sie, wenn sie abfahren und ankommen, blasen, anstatt der in Deutschland gewöhnlichen Posthörner. Diese aber sind für die Holländer gut genug, ob es gleich nicht anders lautet, als wenn man die Säue zusammen bläset. Der Canal, darauf sie fuhren, war anfangs sehr breit, bis etwa eine halbe Stunde, da sie durch einen großen und langen Ort kamen, so vor diesem eine Stadt gewesen, und Opingerdamm, in denen Landcharten aber Dam genennet wird. Die Gegend war sonsten auf beyden Seiten sehr angenehm. An dem Canal liegen hie und da einige Häuser und kleine Flecken. Abends kamen sie glücklich in

Gröningen,

drittehalb Meilen, an.

An dem Gymnasio oder der lateinischen Schule, und an dem akademischen Gebäude ist nichts Besonderes. Die Akademien- oder Broer-Kerke ist ziemlich groß und hoch, hat aber sonst nichts merkwürdiges.

Der Generaliteyt Magazin am Oosterende der Stadt ist ein ziemlich großes aber niedriges und schlechtes viereckigtes Gebäude, so rings herum mit

Wasser umgeben. In der Mitte ist ein schlechter großer Küchengarten, in welchem einige Gestücke lagen. Sonst sind in diesem Gebäude vier lange niedrige und dunkele Gänge, in welchen allerley Kriegesgeräthe befindlich. Es ist zwar noch ein Stadtmagazin in der Pelsterstraße, in welchem aber wenig vorhanden.

Auf dem Platze bey der Martinskirche stehen der Stadt Houdershof und das Provinci-Huys, an welchem nichts Besonderes. Von dem Thurm der St. Martinskirche haben die Holländer recht lächerliche große Gedanken. Sie bilden sich ein, daß der zu Babel nicht viel höher habe werden sollen, und daß itzo kein größerer in der Welt sey. Wenn ein Fremder ihn ansiehet, treten sie wohl herbey, und fragen: Wel myn Heer is dat nicht een hooge schoone Thoren, heb ye wol oyt eenen so hoogh gesiehn? Dieser Thurm macht in der That ein großes Ansehen; und weil in Holland selbst und in den übrigen Provinzen der Grund nicht leidet, hohe Thürme aufzuführen, hier aber es fest ist, so kommt den Holländern freylich der Thurm unvergleichlich vor, weil hier herum dergleichen sonst nicht angetroffen wird. Er ist nach Proportion seiner Höhe sehr dünne, daher er höher scheinet, wozu aber auch viel thut, daß die Häuser durchgehends allhier sehr niedrig, und fast gar keine drey Stockwerk, die meisten aber nur eines haben. Er hat rings herum vier Gänge, und dann noch einen kleinen um die Krone. Im dritten Gang ist das Glockenspiel.

Rings um die Stadt herum sind sehr große breite regulaire und wohl angelegte Wälle, mit ih-

ren Unterwällen, davon die obern mit Linden besetzt sind; dabey aber sind sonst gar keine Außenwerke; die Graben sind auch sehr schmal. Gegen Süden aber eine halbe Stunde weit ist ein von Coehorn mit großen Kosten angelegtes Werk. Dieses ist von seiner eigenen Erfindung, und ganz von gebackenen Steinen aufgeführet, mit sehr vielen Abschnitten, Graben und Schleusen, wie denn das Wasser sowohl hier als um die ganze Stadt das beste thut. Wenn man diese schöne Fortification siehet, muß man sich wundern, daß weder an den Thoren, noch auf den Wällen, noch in den Außenwerken, einige Mannschaft befindlich ist. Die Bürger- und Soldatenwache, so täglich sehr wunderlich, nämlich mit sechs Sclaven, auf dem Markt aufziehet, ist in der Stadt in den Wachhäusern.

Die hiesige Akademie hat auch einen eigenen botanischen Garten, in welchem aber nichts vorzügliches befindlich ist.

Die Hauptkirche St. Martini ist gewiß ein sehr schönes, großes, ziemlich hohes, helles und proportionirliches Gebäude. Der hohe Chor ist besonders schön, und viel höher als die Kirche, welches von außen etwas wunderlich siehet, weil das Dach viel höher ist, als das von der Kirche selbst. Die Orgel ist schön, und von Rudolph Agricola gemachet, wie aus der Inscription zu ersehen.

Die lutherische Kirche ist nicht gar groß, aber sonst ein schönes Gebäude, in welcher allezeit deutsch gepredigt wird.

Den 14ten fuhren sie mit der Trek Shuyt auf dem Hoendiep (so wird der Canal genennet)

erstlich auf Stroboſch, zwo ſtarke Meilen, wo die Schuyte wechſelt nach

Dockum,

zwo kleine Meilen. Etwa einen Büchſenſchuß von dem Thor, wo die Gröninger Schuyte ankommt, iſt der Brunnen des heiligen Bonifacii. Man ſiehet erſt auf einer Wieſe einen kleinen Graben, in welchem das Waſſer aus dem Brunnen oder vielmehr Qvell des heiligen Bonifacii über zwey Wieſen auf Unkoſten der Bierbrauer (welche Bier daraus brauen) bis vorn an den Weg geleitet wird. Wenn man dieſen Graben über gemeldete beyde Wieſen hinaufgehet, iſt gleich vorn an der dritten Wieſe die Qvelle; denn einen Brunnen, noch, wie ſie es hier auf niederländiſch nennen, eine Fonteyn kann man es nicht wohl heißen, weil keine Einfaſſung, auch keine ſpringende Qvelle, zu ſehen. Jedoch qvillet das Waſſer im Sommer ſtark. Dieſe Qvelle iſt deswegen merkwürdig, weil um dieſe Gegend der heilige Bonifacius von den Frieſen erſchlagen worden, wie man denn dafür hält, daß in dem hiebey liegenden Dorf die Bauern, ſo es gethan, ſollen gewohnet haben, welches deswegen noch heutiges Tages Mordenaerswolde heißen ſoll.

Von den hieſigen beyden Kirchen haben die Reformirten eine, und die Remonſtranten die andere, inne, welches in Holland ganz etwas Beſonderes iſt, daß dieſe Secte ein öffentliches Kirchengebäude hat. Die Catholiken aber bedienen ſich nur eines großen Hauſes, und haben nur einen Prieſter in der Stille.

Die Stadt Dockum ist groß, ziemlich sauber und artig. Auf dem Rathhaus hanget auf einem schlechten kleinen Thurm ein elendes Glockenspiel.

Den 15ten fuhren sie mit der Schuyte auf

Leeuwerden,

anderthalb Meilen. Die groote Kerke hieselbst ist ziemlich groß, breit, und hell, aber nicht gar hoch, hat auch ein hölzernes Gewölbe. In dieser Kirche ist die herrschaftliche Gruft, welche ein mittelmäßiges Gewölbe an der Seite der Kirche ist. Sonst sind hier noch verschiedene andere Monumente und Epitaphien. Die übrigen Kirchen enthalten nichts Besonderes.

Der Prinzen Garten liegt auf der einen Seite am Ende der Stadt, ist zwar ziemlich groß, aber sehr irregulair. Er ist in zwey Theile abgetheilet, davon der hinterste der eigentliche Lustgarten, vorn aber ist auf der einen Seite ein kleines Küchenstück, und auf der andern sind Gänge und ein schönes Orangeriehaus, welches das Beste vom Garten.

Diese Hauptstadt des Landes Frießland liegt gar angenehm. Sie ist nicht breit, sondern in die Länge, und zwar ziemlich wohl gebauet, doch nicht so groß und schön, als Gröningen. Das Schloß ist sehr alt und schlecht. Der Stadthalter und Prinz aber wohnet in einem Hause, so nicht gar groß ist, mit zwey kleinen irregulairen Flügeln, so, daß viele Privatpersonen eben dergleichen, wo nicht besser, haben.

Den 17ten giengen sie mit der Schuyte auf

Franeker,

anderthalb Meilen. Das Gebäude der hiesigen Akademie ist zierlicher, als das zu Gröningen. In der Senatstube, in welcher sich nämlich der Senatus Academicus versammlet, hangen viele Portraits der verstorbenen Professorum. Neben diesem Zimmer sind die drey Auditoria nebeneinander. Die Promotiones und Solemnia geschehen in der sogenannten Universitätskirche, welche gleich an das akademische Gebäude stößet, welche nicht gar groß, und etwas schmal ist. Ueber der Senatstube ist die Anatomiekammer, und gleich daran die Bibliothek. An diesem Gebäude ist seitwärts der botanische Garten, oder, wie man ihn hier nennet, der Academie-Tuyn.

An dem Ouden Weeshuys ist an der einen Ecke ein Monument mit einer Inscription von der Gefahr, welche dem Fürst Johann Moritz von Nassau 1665 hier zu ertrinken gedrohet. Es ist dabey in Stein gehauen, wie er mit seinen Leuten, so ihm folgen, bald in die bey diesem Weeshuys fließende Kraght oder Burgwal mit dem Pferde gefallen wäre, weil die Brücke eingebrochen, wenn er sich nicht an der einen Kette von der Brücke erhalten hätte. Das Wasser ist zwar nicht gar breit, aber sehr tief.

Die Stadtkirche ist ein gar großes, sehr breites, helles und schönes Gebäude, welches aber gar kein Gewölbe hat. Die vielen Säulen, so auf beyden Seiten in der Kirche stehen, sehen sehr wohl aus. Es sind derselben dreyßig; sie stehen sehr ordentlich gegeneinander über, sonst aber sehr nahe aneinander.

Man

Man findet nicht leicht in einer Kirche eine so große Menge von Epitaphien als hier; sie sind aber alle schlecht.

Rings um die Stadt fließet ein Canal, der aber nicht breit ist. An allen Thoren stehen drey recht saubere Stücke, so die Stadt, wie darauf stehet, gießen lassen. An allen war um das Zündloch ein dünner meßingener oder kupferner Ring gelegt, vermuthlich, daß die Kinder oder böse Buben, wenn niemand dabey ist, keinen Schaden daran thun können. Das sogenannte Staerdema Schloß hat ausser einem Wassergraben weiter keine Festigkeit. Es ist sehr alt und fast ganz zerfallen.

Die Stadt Franeker ist an sich nicht gar groß, und ob sie gleich auf holländische Art gebauet ist, sind doch die Straßen etwas enge, und dahero ist es nicht so angenehm darinnen. Sie ist auch nicht volkreich und lebhaft, und weil wenig Studenten allhier sind, die gemeiniglich bey Professoribus im Hause wohnen, und sonsten, weil es abgelegen ist, wenig Passage hindurch gehet, so ist man in den Wirthshäusern sehr schlecht beherberget.

Unsere Reisenden hatten allhier ihre übrige Zeit mit Besuchen bey den Professoribus und Besehung ihrer Bibliotheken, Münzensammlungen, u. s. w. zugebracht, und giengen den 25sten mit der Schuyte auf

Harlingen,

anderthalb Stunden. Sie giengen noch an demselben Abend ein wenig in der Stadt herum, und an die See. Der Hafen ist zwar durch Kunst, nämlich durch einen ziemlich langen Damm ganz mit

Pfählen gemacht, und nicht gar weit, aber doch sehr gut, und können die größten Schiffe in die Stadt fahren. Wie sie denn viele große Schiffe, und darunter sechs große Orlogsschiffe, davon das eine funfzig Stücke führete, in der Stadt bey dem Admiralitäts- oder Provinzhause liegen gesehen. Dasselbe ist ein nicht gar großes Gebäude, und ist von denen Staaten von Dockum hieher transferiret worden. Die Dyken oder Dämme die See aufzuhalten, werden hier also gemacht: Es werden grosse Pfähle oder Bäume einer an den andern mit großer Mühe in die Erde geschlagen; hinter diesen, etwa vier bis sechs Schuh, kommt wieder eine Reihe davon; der Raum dazwischen ist mit großen Steinen ausgefüllet, und denn ist ein paar Schritt davon noch eine Reihe Bäume. Dieses ist am ganzen Strande hin also gemacht, und unglaublich kostbar. Denn ein jeder Pfahl soll, wie er da stehet, einen Dukaten kosten.

Einen Büchsenschuß von der Stadt findet man südwärts auf dem Damm ein Monument von Quadersteinen, so wegen Verfertigung und Reparirung des Damms aufgerichtet worden.

Diese Stadt ist übrigens so befestiget nicht, als einige vorgegeben haben. Denn die ganze Festung bestehet in nichts, als einem zwar ziemlich hohen, aber sehr schmalen, und mit schlechten niedrigen Brustwehren und einigen Stücken versehenen Wall, und schmalen Graben, ohne alle Außenwerke, auch sogar ohne Unterwall. Der Wall ist auch nicht wie anderer Orten, sonderlich durchgehends in Holland, mit Blumen besetzt, weil die allzustarken Seewinde, und das mit Salzwasser allzuviel befeuchtete

Erd-

Erdreich selbige nicht wachsen lassen. In dem Dorfe Djum oder Tschum nicht weit von hier ist ein mittelmäßiger Thurm, den man aber einen verbaastan Tooren nennet, und für sehr was sonderliches hält; denn man soll ihn fast in ganz Frießland sehen können.

Die Haupt- oder sogenannte Domkerke ist ein mittelmäßiges, großes, etwas dunkeles, und gar nicht zierliches Gebäude, sonder Gewölbe, und nur mit zwey hölzernen Schwiebbogen. Die Kanzel ist von Eichenholz und ziemlich wohl mit allerhand kleinen Zierrathen von Schnitzwerk versehen. Vor derselben stand eine schlechte lange Tafel, die statt des Altars dienet, davor das Volk stehend das Abendmahl hält, welches sonst in Holland sitzend geschiehet.

Den 27sten April reiseten sie weiter auf

Bolswert,

anderthalb Meilen, welche eine Hanseestadt ist. Hier nahmen sie eine Schuyte, und giengen mit derselben auf

Worcum,

eine Meile. Diese Stadt ist ziemlich und in die Länge gebauet, fast bis an die See, ob sie gleich in den Landcharten davon entfernet ist. Sie hat eine Haupt- oder nur einige wenige Nebenstraßen in der Mitte. Auf dem Markt, welcher nicht gar groß ist, stehet ein ziemliches Gebäude, da die Wage ist.

Die See ist nur einen Büchsenschuß von den Häusern. Sie ist sehr seichte, und hat viel Sand.

Daher die Schiffe auf einem Canal zur Seite in die hohe See eine kleine Viertelstunde fahren müssen. Hier stehen zehn bis zwölf Kalköfen, darinnen Kalk von denen Seemuscheln gebrennet wird, welche haufenweise mit Schiffen aus der See gebracht werden. Diese Erfindung, aus Muscheln Kalk zu brennen, ist denen Holländern unvergleichlich nützlich, weil sie sonst keine Stein = oder Kalkbrüche haben.

Hier dungen sich unsere Reisenden auf den folgenden ganzen Tag einen Wagen, mit welchem sie den 29sten April erstlich auf

Hindelopen,

eine halbe Meile, und denn auf

Molquerum,

fünf Viertelstunden fuhren. An diesen beyden Oertern ist dieses das merkwürdigste, daß die Sprache, welche ohnedem bey den friesischen Bauern von der holländischen sehr unterschieden ist, allhier noch mehr darinnen differiret, daß sie noch wirklich die alte engelsächsische ist, welche fast ganz mit der heutigen englischen Sprache übereinkommt. Hieraus nehmen die Historici mit einen Beweiß, daß die Engelsachsen, (Anglo-Saxones) als sie aus Hollstein und Niedersachsen gegangen, durch Frießland, und sonderlich um die Gegend von Hindelopen und Molquerum, gekommen, sich mit den Friesen vereinbaret hätten, und nachher nach Engelland übergegangen wären, und die Dänen und Normannen, wie diese die Römer und Britten, daraus vertrieben: Davon sind die heutigen Engelländer entsprungen,

deren

deren Sprache und Manieren, da sie von den Engelsachsen herrühren, auch um Hindelopen und Molquerum zu finden. Denn sie sprechen hier durchgehends, wie die Engelländer, viel durch die Zähne, und lispeln auch sehr, und sprechen auch a wie e und ee wie i, aus. Es ist daher für manchen durch Holland reisenden Engelländer ein Gegenstand der Verwunderung gewesen, daß er in einem Lande, dessen Sprache er sonst nicht verstehet, eine Gegend gefunden, wo die Leute sowohl in der Bedeutung als Aussprache der Wörter fast ganz englisch reden. Also sagen sie nicht, wie die Holländer und Friesen, Kase, sondern Cheese oder Schise, nicht Kerke, oder auf friesich Karke, sondern Church oder Tschurtsch, nicht Brood, sondern Bredd u. s. w.

Die Weibsleute gehen in ihrer sonderbaren Kleidung sehr artig, sonderlich die verheyratheten mit ihren Hauben. Die ledigen gehen Sommer und Winter im bloßen Kopf, und haben die Haare sehr zierlich geflochten, und mit rothem Band, wie man den Pferden in die Schweife macht, gebunden. Sie haben fast alle die schönsten weißesten Haare, weil sie alle Wochen sich den Kopf mit Seife und Pottasche waschen lassen, so daß sie auch den Kopf, wie ihre Häuser und Geräth, nicht ungeschrubert lassen können. Die Weiber lassen, wie die Juden, gar kein Haar sehen. Die Mägdchens sind durchgehends roth und weiß, und haben schöne Gesichte; dahingegen alle Mannsleute recht heßlich sind, und recht widerwärtige grobe Gesichte haben. Doch dieses findet man durchgehends in Holland.

Gewölbe. Die Broer-Kerk aber ist ein mittelmäßiges, niedriges, und häßliches Gebäude.

Den 2ten May gieng die Reise weiter auf

Zwole,

anderthalb Meilen. Diese Stadt bestehet aus irregulairen, schmalen und schlechten Straßen. Sie ist mit einigen Bollwerken und Graben befestiget. Es sind allhier zwey bis drey Kirchen, worunter die Groote oder Michaelis Kerke das schönste Gebäude ist, in welcher die hohe steinerne Treppe merkwürdig ist, die auf das Gewölbe der Kirche gehet. Selbige stehet, ob sie gleich sieben und achtzig Stufen hat, ganz frey, und hat in der Mitte keine Säule, darinn sonsten die Treppen oder Tritte liegen. Sie ist derowegen einer Schnecke recht gleich.

Von hier gieng der Weg durch Wyhe nach

Deventer,

drey Meilen. Anderthalbe Meilen von dieser Stadt ist das vortrefliche Lusthaus, Loo genannt. Weil dasselbe sehr tief lieget, so ist der Weg dahin sehr schlecht. Die Beschaffenheit des Gartens lässet sich nicht allzuwohl mit Worten beschreiben. Er ist aber vorerst überhaupt wegen seiner vortreflichen Anordnung, und denn insbesondere wegen seiner Größe, wegen der ganz ungemeinen Anzahl von allerhand Wasser- und Grottenwerk, welche ohne Aufhören Tag und Nacht laufen und springen, und endlich wegen der vielen Zierrathen von alabasternen, bleyernen, und gemeinen Statuen, und unzähligen zierlichen Vasen mit allerhand antiqven und modernen Figuren, zu bewundern. Das soge-

nannte

nannte Hoof oder Haus aber ist hier nicht beschrieben.

Die Wage zu Deventer ist ein großes und schönes Gebäude. Es wird auch das Kaufhaus genennet. Auf der einen Seite desselben findet man über einer von den Thüren unter einem Krachstein einen kleinen steinernen Kopf, und gleich dabey zur Seite in der Mauer einen kleinen Hafen oder dreyfüßigen Kropfen von Stein. Auf der andern Seite findet man bey einer andern Thüre noch einen solchen Kropfen oder Kessel, aus welchem ein Kopf hervorragte. Die Leute allhier sagen, daß diese Vorstellung einen Münzmeister bedeute, welcher, weil er falsch gemünzet, in Oel gekooket worden sey.

Das Rathhaus, welches auf einem andern Platz gerade gegen der großen Kirche über stehet, ist ein nicht gar großes, aber ansehnliches massiv-regulaires Gebäude, von grauen großen Quaterstücken; welches hier zu Lande etwas rares ist, indem sie keine große Steine haben, und sonst alles mit Backsteinen bauen müssen.

Die sogenannte groote Kerke, sonst S. Lebvini, in welcher auch dieser Heilige begraben liegen soll, ist an sich selbst sehr groß, breit, hoch, hell, und schön, mit drey Gewölben. Die Bergk Kerk aber, welche etwas erhöhet liegt, ist kleiner und schlechter. Uebrigens ist diese Stadt ziemlich wohl befestiget. Sie hat ein Gymnasium mit einer schönen Bibliothek.

Den 10ten May reiseten sie weiter auf Loo, Elspert, nach

Harderwyk,

fünftehalb Meilen. Sie giengen noch an die See, und weil es sehr schönes helles Wetter war, und sie an einem Ende der Stadt an der See eine ziemliche Höhe, worauf eine Windmühle war, fanden, wo sie sich sehr weit umsehen konnten, erblickten sie durch einen großen Tubus von zwölf Schuh nicht allein den Thurm von Campen, sondern auch die Schiffe, die noch viel weiter auf der See waren; und sie konnten zugleich deren Seegelgröße, und wo sie eigentlich hingiengen, genau sehen.

Die Kirche ist ein ziemlich großes und maßives Gebäude, von Backsteinen. Das Chor, so von der Kirche abgesondert, ist fast so groß als die Kirche selbst. Beydes aber ist sehr hoch, und wohl gewölbet, sonderlich das Chor, welches auf eine ganz besondere Art ist.

Das Collegium, oder die Akademie ist ein altes, nicht gar großes Gebäude, so vor diesem eine Klosterkirche gewesen. In dem theologischen Hörsaal, welcher unten auf der Erde ein kleines gewölbtes Zimmer ist, halten die Franzosen ihren Gottesdienst. Die bey dieser Akademie befindliche Bibliothek enthält etwa nur vier bis fünf hundert Volumina.

Weil man auf hiesiger Universität die Promotion vor ein gar geringes haben kann, so geschehen hier dergleichen sehr oft von denenjenigen, so die großen Kosten scheuen; daher es auch kommen mag, daß man insgemein sagt, daß, wenn Fremde allhier ankämen, der Pedell ihnen gleich entgegen gienge, und sie fragte, ob sie Doctor werden wollten, welches aber der guten Universität zum Schimpf nachge-

nachgesaget wird. Die Studenten haben sonst sehr große Freyheit, und wetzen am hellen Tage mit den bloßen Degen auf den Straßen, und rasen sehr. Die Stadt ist zwar nicht gar groß und schön, aber doch nicht so heßlich, als sie beschrieben wird, und hat in einer Straße, wo die Professores wohnen, und das Collegium ist, recht schöne Häuser Auf einer Seite der Stadt, wo die Zuyder-Zee ist, ist es sehr angenehm.

Den 14ten May giengen sie über

Amersfort,

eine Meile, wo eine Glasblasery und verschiedene Kirchen sind, worunter die groote Kerk die beste ist, nach

Utrecht,

noch zwo Meilen. Der Weg ist wegen der schönen Alleen, darinnen man allezeit fähret, sehr angenehm. Eine Stunde von Utrecht siehet man sehr viele schöne Lusthäuser und Hofstaaten.

Die wegen ihrer Schönheit so angenehme und berühmte Maille Boom bestehet aus sieben unvergleichlichen Alleen, davon die mittelste die weiteste ist, und die eigentlich zu der Maille dienet. Die andern sind zum Spatzierengehen. Man kann sie nicht schöner wünschen.

Sonst besahen unsere Reisenden weiter nichts in Utrecht, sondern, weil sie nach Engelland eileten, fuhren sie den 17ten May vor vielen schönen Lusthäusern vorbey, durch Loenen und Apkou nach

Amsterdam,

fünftehalb kleine Meilen. Weil aber ihr Vorhaben war, sich diesesmal nicht in Holland aufzuhalten, was zu sehen, sondern alles bis auf ihre Wiederkunft aus Engelland zu versparen, so brachten sie die wenigen Tage mit ihrer Vorbereitung zur englischen Reise, mit Besuchen bey einigen Gelehrten, und mit Zuschauung der hier aufgeführten Comödien, die allhier sehr gut gespielet werden, zu. Sie giengen den 24sten mit der Schuyte erstlich auf

Harlem,

anderthalb Meilen, und denn auf

Leyden,

zwo Meilen. Als sie hier ein wenig in der Stadt herumgiengen, fanden sie unfern der Poort an einem schlechten Hause ein artiges Schild hangen, darauf ein deutscher mit einem bloßen Degen, und ein holländischer Schiffer mit seinem Messer gegeneinander gemalt waren. Dieses hat vor diesem der getergte (gezergte) Hollander geheißen; weil sich aber die deutschen Studenten darüber moqviret, ist dem Besitzer des Hauses anbefohlen worden, das erste Wort auszulöschen, daß es nunmehr nur in de Hollander heißet. Man muß über die närrischen Einfälle der Holländer in dergleichen Fällen lachen, deren man ohnzähliche findet.

Den 28sten giengen sie mit der Schuyte wieder von Leyden, über Harlem, nach Amsterdam zurück, und reiseten auf einem Wagen am 31sten May durch Harlem, auf Nortwyck, Catwych op Rhin

und

und Wassenaer, einer schönen Hofstädte, so etwa eine Viertelstunde von dem artigen Dorf lieget, dahin eine liebreiche Allee führet, nach dem

Haag,

von Amsterdam fünf Meilen. Hier ließen sie sich einen Paß nach Engelland von dem englischen Secretair geben, und giengen hierauf den 2ten Junii mit der Schuyte auf

Delft,

eine Meile, und nachher auf

Rotterdamm,

anderthalb Meilen. Daselbst versahen sie sich mit etwas Proviant. Denn ob sie gleich hoffeten, in vier und zwanzig Stunden übergesetzt zu seyn, so erzehlte man ihnen doch, daß solches deswegen nöthig, weil man öfters bey acht Tagen unterweges bleiben müsse. Sie hätten auch gern einen französischen Paß gehabt, konnten aber weder im Haag, noch hier, einen bekommen.

Den 3ten Junii fuhren sie mit der Schuyte auf der Maas nach dem

Briel,

zwo Meilen. Sie hatten so sehr guten Wind, daß sie in zwo Stunden dahin seegelten, da es sonst gemeiniglich vier erfodert. Es war ihnen um so lieber, daß sie desto ehe allhier ihren Zettel in das Schiff haben könnten, und desto früher zu Helvoetsluys seyn möchten. Als sie aber zu dem Postmeister kamen, verwiese er sie auf den Zettel, den er

drucken lassen, daß keine Bils for Passenger vor Mittwochs und Sonnabends sollten ausgegeben werden. Sie mußten also die Nacht da bleiben. Sie giengen des Abends ein wenig in der Stadt herum, die gewiß ziemlich und schön ist, und insonderheit wegen der schönen Bäume, so auf den Straßen gesetzt sind, sehr angenehm. Es war eben die groote Reckening allhier, daher viele Deputirte von den Staaten vorhanden waren.

Den 4ten Junii Mittwochs giengen sie abermals zu dem Postmeister, da sie denn ihren Paß von dem Secretair aus dem Haag zeigen mußten. Darauf zeichnete er in eine Liste nicht allein ihre Namen und Condition, sondern auch das Aussehen, Alter, ꝛc. Hierauf mußten sie die Fracht bezahlen, und bekamen davor einen Zettel, daß sie der Capitain Hondt in das Paket Boot Delphin aufnehmen sollte. Nunmehr fuhren sie mit einem Wagen auf

Helvoet-Sluys,

eine Meile. Hier war ihre erste Sorge Betten zu kaufen; allein der Capitain Hondt versprach ihnen, zwey in seiner Cajüte vor zwo Guineen (sind beynahe zwölf Reichsthaler) zu überlassen. Sie giengen nachher an die See, um von weiten ihr Paketboot, den Delphin, liegen zu sehen, welchem sie ihr Leben anvertrauen wollten. Gegen Abend eilete alles, Crethi und Plethi, Christen und Juden, Manns- und Weibsleute, in ein Schiff, das sie zu dem Paketboot brachte, welches wegen des seuchten Wassers am Strande oder Hafen einen Canonenschuß in der See fertig lag, da denn einer nach dem andern in das Paketboot kletterte.

Reisen durch Engelland.

Ueberfahrt.

Nachdem sie bey Helvoet-Sluys in das Paketboot getreten, war es eben halb sieben Uhr Abends. Bis das gemeine Volk unten in das Schiff gekrochen, und die zwanzig Bootsgesellen die erschrecklich große und viele Seegel aufgezogen hatten, und alles in Ordnung war, krümmelte und wimmelte es auf dem Schiffe. Nach einer halben Stunde aber war es, weil der Abend und Wind unvergleichlich gewesen, ganz ungemein angenehm, und es gieng so geschwind wie ein Pfeil davon. Wenn man sonsten in vier und zwanzig Stunden nach Engelland überkommt, so hält man es vor eine noch glückliche und gute Fahrt. Ihr Capitain verhoffte aber, wenn sie diesen Wind behielten, und sonst von Capern keine Hinderniß bekämen, mit diesem Paketboot in neun oder zehn Stunden herüber zu seyn. Es gieng auch die ersten zwo Stunden, so lange sie noch auf einer Seite Land sahen, unvergleichlich gut. Aber als sie auf die Höhe der See kamen, da das Wasser recht hohl gehet, und tiefer ist, auch größere Wellen macht; da fieng das Schiff und das Herz im Leibe zugleich an zu tanzen, und der Kopf herumzugehen. Es lief ungemein schnell, und die Seegel wurden so hart angezogen, daß das Schiff auf einer Seite dem Wasser gleich gieng, und letzteres alle Augenblick hereinsprützete; auf der andern Seite aber gieng es so hoch, daß man, ohne sich anzuhalten, weder sitzen noch stehen konnte. Manchem wurde hiebey sehr übel zu Mu-

the; allein, unserm Herrn von Uffenbach und denen Schiffsleuten gefiel es, weil es so schnell gieng, gar wohl, sonderlich so lange sie oben auf dem Schiffe bleiben durften, und also beständig freye Luft schöpfen konnten. Er hatte sich auch vorgenommen, die ganze Nacht oben auf dem Schiffe zu bleiben, weil ihm war gesagt worden, daß es auf der See sehr gut sey, wenn man oben in der Luft sich aufhielte. Allein, als sie noch ein Viertelstündgen gefahren, und die Schiffer, weil der Wind immer heftiger wurde, viel mit dem Seegeln zu thun hatten, auch von einigen derer Reisegefährten gehindert worden, war der Capitain unwillig, und jagte sie alle miteinander herunter, indem er stets rief: Gentlemen go down. So bald man hinunter in das Schiff steiget, wird einem ganz taumlicht, und der Athem zu kurz. Jedoch die Herren von Uffenbach hatten ihre Cajüte und Betten, und hatten es daher besser wie andere, welche die Guinee gesparet, und also in dem Schiffe selbst unter den gemeinen Leuten bleiben mußten, da es denn elende hergehet. Die Beschreibung davon, als von einer heßlichen Sache, lässet sich freylich nicht sehr appetitlich anbringen.

In dem Schiffe, wo das gemeine Volk bey einander war, sahe es ärger aus als in einem Schweinstalle. Denn da ist es nicht allein fast ganz dunkel, und liegt alles auf dem Boden untereinander her, sondern einer bricht sich hier, der andere dorthin. Etliche heulen, sonderlich die Weibsleute, und wollen Abschied voneinander nehmen. Etlichen will die Seele wirklich ausgehen; fast alle seufzen, und haben sich übel. Einige wenige aber, die

eine Pferdenatur haben, und noch nicht krank sind, lachen, welches ihnen jedoch bald vergehet. Da kann man sich denn leicht einbilden, was hier vor ein Gestank, Ekel, und Unlust ist. Einige sogenannte Persons of Quality, wie sie sich hatten aufzeichnen lassen, ließen sich endlich auch Betten geben, und kamen zu denen Herren von Uffenbach in die Cajüte, fiengen aber daselbst solche garstige Dinge an, weil die Pots nicht gleich vorhanden waren, daß sie bey unsern Reisenden keinen geringen Ekel erwecketen, welche sich damit halfen, daß sie vor die Cajüte an das Treppgen, wo man oben auf das Schiff gehet, traten, allwo sie ein wenig Luft haben konnten. Allein, der Schall und der Geruch drang nicht allein zu ihnen, sondern des Capitains Junge, der dazu bestellet war, brachte sowohl aus ihrer Cajütte, als aus des Steuermanns kleinen Cajütte, alle Augenblick ein paar vollgemachte Töpfe vor ihre Nase vorbey, um sie in das Wasser auszuleeren. Da nun dieses so oft geschahe, und so häßlich kam, daß der Junge selbst, der doch so oft auf der See gewesen, etwas noch oben darauf machte, so kam nach einer guten Stunde endlich auch die Reihe an sie. Gegen Morgen verdrehete der Wind sich etwas, so daß es viel langsamer als vorher gieng. Ueberdas ließen sich drey Caper von weitem sehen, denen sie aus dem Wege eilen mußten. Deswegen mußten sie vier deutsche Meilen höher hinauf fahren, und dann wieder zurück, so daß sie, da sie verhoffet, in neun bis zehn Stunden zu landen, erst des andern Tages, nämlich den 5ten Junii, Donnerstags um halb zwey Uhr Mittags bey

Pfählen gemacht, und nicht gar weit, aber doch sehr gut, und können die größten Schiffe in die Stadt fahren. Wie sie denn viele große Schiffe, und darunter sechs große Orlogsschiffe, davon das eine funfzig Stücke führete, in der Stadt bey dem Admiralitäts- oder Provinzhause liegen gesehen. Dasselbe ist ein nicht gar großes Gebäude, und ist von denen Staaten von Dockum hieher transferiret worden. Die Dyken oder Dämme die See aufzuhalten, werden hier also gemacht: Es werden grosse Pfähle oder Bäume einer an den andern mit großer Mühe in die Erde geschlagen; hinter diesen, etwa vier bis sechs Schuh, kommt wieder eine Reihe davon; der Raum dazwischen ist mit großen Steinen ausgefüllet, und denn ist ein paar Schritt davon noch eine Reihe Bäume. Dieses ist am ganzen Strande hin also gemacht, und unglaublich kostbar. Denn ein jeder Pfahl soll, wie er da stestet, einen Dukaten kosten.

Einen Büchsenschuß von der Stadt findet man südwärts auf dem Damm ein Monument von Quadersteinen, so wegen Verfertigung und Reparirung des Damms aufgerichtet worden.

Diese Stadt ist übrigens so befestiget nicht, als einige vorgegeben haben. Denn die ganze Festung bestehet in nichts, als einem zwar ziemlich hohen, aber sehr schmalen, und mit schlechten niedrigen Brustwehren und einigen Stücken versehenen Wall, und schmalen Graben, ohne alle Außenwerke, auch sogar ohne Unterwall. Der Wall ist auch nicht wie anderer Orten, sonderlich durchgehends in Holland, mit Blumen besetzt, weil die allzustarken Seewinde, und das mit Salzwasser allzuviel befeuchtete

Erd-

Erdreich selbige nicht wachsen lassen. In dem Dorfe Djum oder Tschum nicht weit von hier ist ein mittelmäßiger Thurm, den man aber einen verbaastan Tooren nennet, und für sehr was sonderliches hält; denn man soll ihn fast in ganz Frießland sehen können.

Die Haupt- oder sogenannte Domkerke ist ein mittelmäßiges, großes, etwas dunkeles, und gar nicht zierliches Gebäude, sonder Gewölbe, und nur mit zwey hölzernen Schwiebbogen. Die Kanzel ist von Eichenholz und ziemlich wohl mit allerhand kleinen Zierrathen von Schnitzwerk versehen. Vor derselben stand eine schlechte lange Tafel, die statt des Altars dienet, davor das Volk stehend das Abendmahl hält, welches sonst in Holland sitzend geschiehet.

Den 27sten April reiseten sie weiter auf

Bolswert,

anderthalb Meilen, welche eine Hanseestadt ist. Hier nahmen sie eine Schuyte, und giengen mit derselben auf

Worcum,

eine Meile. Diese Stadt ist ziemlich und in die Länge gebauet, fast bis an die See, ob sie gleich in den Landcharten davon entfernet ist. Sie hat eine Haupt- oder nur einige wenige Nebenstraßen in der Mitte. Auf dem Markt, welcher nicht gar groß ist, stehet ein ziemliches Gebäude, da die Wage ist.

Die See ist nur einen Büchsenschuß von den Häusern. Sie ist sehr seichte, und hat viel Sand.

Daher die Schiffe auf einem Canal zur Seite in die hohe See eine kleine Viertelstunde fahren müssen. Hier stehen zehn bis zwölf Kalköfen, darinnen Kalk von denen Seemuscheln gebrennet wird, welche haufenweise mit Schiffen aus der See gebracht werden. Diese Erfindung, aus Muscheln Kalk zu brennen, ist denen Holländern unvergleichlich nützlich, weil sie sonst keine Stein- oder Kalkbrüche haben.

Hier dungen sich unsere Reisenden auf den folgenden ganzen Tag einen Wagen, mit welchem sie den 29sten April erstlich auf

Hindelopen,

eine halbe Meile, und denn auf

Molquerum,

fünf Viertelstunden fuhren. An diesen beyden Oertern ist dieses das merkwürdigste, daß die Sprache, welche ohnedem bey den friesischen Bauern von der holländischen sehr unterschieden ist, allhier noch mehr darinnen differiret, daß sie noch wirklich die alte engelsächsische ist, welche fast ganz mit der heutigen englischen Sprache übereinkommt. Hieraus nehmen die Historici mit einen Beweiß, daß die Engelsachsen, (Anglo-Saxones) als sie aus Hollstein und Niedersachsen gegangen, durch Frießland, und sonderlich um die Gegend von Hindelopen und Molquerum, gekommen, sich mit den Friesen vereinbaret hätten, und nachher nach Engelland übergegangen wären, und die Dänen und Normannen, wie diese die Römer und Britten, daraus vertrieben: Davon sind die heutigen Engelländer entsprungen,

deren

deren Sprache und Manieren, da sie von den Engelsachsen herrühren, auch um Hindelopen und Molquerum zu finden. Denn sie sprechen hier durchgehends, wie die Engelländer, viel durch die Zähne, und lispeln auch sehr, und sprechen auch a wie e und ee wie i, aus. Es ist daher für manchen durch Holland reisenden Engelländer ein Gegenstand der Verwunderung gewesen, daß er in einem Lande, dessen Sprache er sonst nicht verstehet, eine Gegend gefunden, wo die Leute sowohl in der Bedeutung als Aussprache der Wörter fast ganz englisch reden. Also sagen sie nicht, wie die Holländer und Friesen, Kase, sondern Cheese oder Schise, nicht Kerke, oder auf friesich Karke, sondern Church oder Tschurtsch, nicht Brood, sondern Bredd u. s. w.

Die Weibsleute gehen in ihrer sonderbaren Kleidung sehr artig, sonderlich die verheyratheten mit ihren Hauben. Die ledigen gehen Sommer und Winter im bloßen Kopf, und haben die Haare sehr zierlich geflochten, und mit rothem Band, wie man den Pferden in die Schweife macht, gebunden. Sie haben fast alle die schönsten weißesten Haare, weil sie alle Wochen sich den Kopf mit Seife und Pottasche waschen lassen, so daß sie auch den Kopf, wie ihre Häuser und Geräth, nicht ungeschrubert lassen können. Die Weiber lassen, wie die Juden, gar kein Haar sehen. Die Mägdchens sind durchgehends roth und weiß, und haben schöne Gesichte; dahingegen alle Mannsleute recht heßlich sind, und recht widerwärtige grobe Gesichte haben. Doch dieses findet man durchgehends in Holland.

Hierauf fuhren sie auf

Staveren,

eine kleine Stunde. Diese Stadt ist anitzo schlecht, und es ist sehr stille darinnen, ob sie gleich vordem eine der vornehmsten Hanseestädte gewesen. Sie ist zwar noch ziemlich groß, oder vielmehr lang, indem sie eigentlich nur eine Straße hat, aber es ist alles ganz todt. Denn man siehet auf der Straße, wenn man auch lange herum gehet, nicht sechs alte Menschen. Ja was die Juden für einen der grössesten Flüche halten, findet man hier, nämlich, daß das Gras auf den Straßen zwischen den Steinen hervorwächst. Sonst ist bekannt, was man erzählet, daß ein Fluch auf die Stadt gekommen, indem eine Frau Schiffe mit Korn, weil dasselbe zu wohlfeil war, habe lassen in die See werfen. Ferner wie die See vor einiger Zeit einen großen Theil der Stadt überschwemmet hat, wie man denn noch bey niedrigem Wasser die Kirche aus dem Wasser hervorragen siehet; es wird auch noch wirklich eine Overstraße nach der See die Kerkstraete genennet, die vor diesem nach dieser Kirche zugegangen. Es muß auch die See hier herum, obgleich die Seebänke sehr stark sind, noch sehr wüten; dann unser Autor hatte, ehe er an die Stadt kam, bemerket, daß eine Viertelstunde lang sieben Reihen Pfähle in den Damm hintereinander gesetzet sind, da doch sonsten, wo das Ufer hoch, oder viel Sand ist, keine Pfähle, und sonst durchgehends nur drey oder vier Pfähle hintereinander stehen.

In der einzigen Kirche, welche allhier ist, findet man zwey Stücke, die sich eigentlich nicht hieher schicken.

schicken. Das eine sind verschiedene große Seegeltücher, welche oben an dem Dach hangen, und im Fall der Noth gebraucht werden, wenn es gar zu stürmisch ist, oder einige Pfäle verdorben sind, und die See durch den Damm brechen will. denn alsdenn werden sie vorgespannet. Das andere ist ein Crocodill, welcher von einem hiesigen Schiffer in der Straße gefangen, und als eine Karität aus Spanien mitgebracht worden.

Den 30sten April fuhren sie auf

Wykel,

drittehalb Stunden, welches ein schlechtes Dorf, jedoch wegen des hier befindlichen Grabmaals des berühmten Generals Coehorn merkwürdig ist; denn durch Lemmer, Kuynder, Blokzyl, bey Vollenhopen linkerhand vorbey, durch Genemuyden auf

Campen.

Diese Stadt bestehet aus drey Hauptstraßen, so nach der Länge an der Isala gebauet sind. Sonst gehet die von einigen Schriftstellern gerühmte Schönheit und Herrlichkeit der Häuser wohl hin; das Rathhaus aber ist gar nichts zierliches, indem es aus einem kleinen alten, und denn einem ziemlich ansehnlichen neuen Bau bestehet. Das Zollhaus ist ein schlechtes Häusgen von gebackenen Steinen. Die Buyten-Kerk oder lieben Frauenkirche ist ein schönes großes und hohes Gebäude, darinnen aber gar nichts zu sehen. Die Boven- oder Nicolaikirche, welch ganz am andern Ende der Stadt liegt, übertrifft die vorige an Größe, Höhe und Zierlichkeit, und hat fünf nebeneinander geführte

Gewöl-

Gewölbe. Die Broer-Kerk aber ist ein mittelmäßiges, niedriges, und häßliches Gebäude.

Den 2ten May gieng die Reise weiter auf

Zwole,

anderthalb Meilen. Diese Stadt bestehet aus irregulairen, schmalen und schlechten Straßen. Sie ist mit einigen Bollwerken und Graben befestiget. Es sind allhier zwey bis drey Kirchen, worunter die Groote oder Michaelis Kerke das schönste Gebäude ist, in welcher die hohe steinerne Treppe merkwürdig ist, die auf das Gewölbe der Kirche gehet. Selbige stehet, ob sie gleich sieben und achtzig Stufen hat, ganz frey, und hat in der Mitte keine Säule, darinn sonsten die Treppen oder Tritte liegen. Sie ist derowegen einer Schnecke recht gleich.

Von hier gieng der Weg durch Wyhe nach

Deventer,

drey Meilen. Anderthalbe Meilen von dieser Stadt ist das vortrefliche Lusthaus, Loo genannt. Weil dasselbe sehr tief lieget, so ist der Weg dahin sehr schlecht. Die Beschaffenheit des Gartens lässet sich nicht allzuwohl mit Worten beschreiben. Er ist aber vorerst überhaupt wegen seiner vortreflichen Anordnung, und denn insbesondere wegen seiner Größe, wegen der ganz ungemeinen Anzahl von allerhand Wasser- und Grottenwerk, welche ohne Aufhören Tag und Nacht laufen und springen, und endlich wegen der vielen Zierrathen von alabasternen, bleyernen, und gemeinen Statuen, und unzähligen zierlichen Vasen mit allerhand antiqven und modernen Figuren, zu bewundern. Das sogenannte

nannte Hoof oder Haus aber ist hier nicht beschrieben.

Die Wage zu Deventer ist ein großes und schönes Gebäude. Es wird auch das Kaufhaus genennet. Auf der einen Seite desselben findet man über einer von den Thüren unter einem Krachstein einen kleinen steinernen Kopf, und gleich dabey zur Seite in der Mauer einen kleinen Hafen oder dreyfüßigen Kropfen von Stein. Auf der andern Seite findet man bey einer andern Thüre noch einen solchen Kropfen oder Kessel, aus welchem ein Kopf hervorragte. Die Leute allhier sagen, daß diese Vorstellung einen Münzmeister bedeute, welcher, weil er falsch gemünzet, in Oel gekooket worden sey.

Das Rathhaus, welches auf einem andern Platz gerade gegen der großen Kirche über stehet, ist ein nicht gar großes, aber ansehnliches maßiv-regulaires Gebäude, von grauen großen Quaterstücken; welches hier zu Lande etwas rares ist, indem sie keine große Steine haben, und sonst alles mit Backsteinen bauen müssen.

Die sogenannte groote Kerke, sonst S. Lebvini, in welcher auch dieser Heilige begraben liegen soll, ist an sich selbst sehr groß, breit, hoch, hell, und schön, mit drey Gewölben. Die Bergk Kerk aber, welche etwas erhöhet liegt, ist kleiner und schlechter. Uebrigens ist diese Stadt ziemlich wohl befestiget. Sie hat ein Gymnasium mit einer schönen Bibliothek.

Den 10ten May reiseten sie weiter auf Loo, Elspert, nach

Harderwyk,

fünftehalb Meilen. Sie giengen noch an die See, und weil es sehr schönes helles Wetter war, und sie an einem Ende der Stadt an der See eine ziemliche Höhe, worauf eine Windmühle war, fanden, wo sie sich sehr weit umsehen konnten, erblickten sie durch einen großen Tubus von zwölf Schuh nicht allein den Thurm von Campen, sondern auch die Schiffe, die noch viel weiter auf der See waren; und sie konnten zugleich deren Seegelgröße, und wo sie eigentlich hingiengen, genau sehen.

Die Kirche ist ein ziemlich großes und maßives Gebäude, von Backsteinen. Das Chor, so von der Kirche abgesondert, ist fast so groß als die Kirche selbst. Beydes aber ist sehr hoch, und wohl gewölbet, sonderlich das Chor, welches auf eine ganz besondere Art ist.

Das Collegium, oder die Akademie ist ein altes, nicht gar großes Gebäude, so vor diesem eine Klosterkirche gewesen. In dem theologischen Hörsaal, welcher unten auf der Erde ein kleines gewölbtes Zimmer ist, halten die Franzosen ihren Gottesdienst. Die bey dieser Akademie befindliche Bibliothek enthält etwa nur vier bis fünf hundert Volumina.

Weil man auf hiesiger Universität die Promotion vor ein gar geringes haben kann, so geschehen hier dergleichen sehr oft von denenjenigen, so die großen Kosten scheuen; daher es auch kommen mag, daß man insgemein sagt, daß, wenn Fremde allhier ankämen, der Pedell ihnen gleich entgegen giengе, und sie fragte, ob sie Doctor werden wollten, welches aber der guten Universität zum Schimpf

nachge-

nachgesaget wird. Die Studenten haben sonst sehr große Freyheit, und wetzen am hellen Tage mit den bloßen Degen auf den Straßen, und rasen sehr. Die Stadt ist zwar nicht gar groß und schön, aber doch nicht so heßlich, als sie beschrieben wird, und hat in einer Straße, wo die Professores wohnen, und das Collegium ist, recht schöne Häuser. Auf einer Seite der Stadt, wo die Zuyder-Zee ist, ist es sehr angenehm.

Den 14ten May giengen sie über

Amersfort,

eine Meile, wo eine Glasblasery und verschiedene Kirchen sind, worunter die groote Kerk die beste ist, nach

Utrecht,

noch zwo Meilen. Der Weg ist wegen der schönen Alleen, darinnen man allezeit fähret, sehr angenehm. Eine Stunde von Utrecht siehet man sehr viele schöne Lusthäuser und Hofstaaten.

Die wegen ihrer Schönheit so angenehme und berühmte Maille Boom bestehet aus sieben unvergleichlichen Alleen, davon die mittelste die weiteste ist, und die eigentlich zu der Maille dienet. Die andern sind zum Spatzierengehen. Man kann sie nicht schöner wünschen.

Sonst besahen unsere Reisenden weiter nichts in Utrecht, sondern, weil sie nach Engelland eilten, fuhren sie den 17ten May vor vielen schönen Lusthäusern vorbey, durch Loenen und Apkou nach

Amsterdam,

fünftehalb kleine Meilen. Weil aber ihr Vorhaben war, sich diesesmal nicht in Holland aufzuhalten, was zu sehen, sondern alles bis auf ihre Wiederkunft aus Engelland zu versparen, so brachten sie die wenigen Tage mit ihrer Vorbereitung zur englischen Reise, mit Besuchen bey einigen Gelehrten, und mit Zuschauung der hier aufgeführten Comödien, die allhier sehr gut gespielet werden, zu. Sie giengen den 24sten mit der Schuyte erstlich auf

Harlem,

anderthalb Meilen, und denn auf

Leyden,

zwo Meilen. Als sie hier ein wenig in der Stadt herumgiengen, fanden sie unfern der Poort an einem schlechten Hause ein artiges Schild hangen, darauf ein deutscher mit einem bloßen Degen, und ein holländischer Schiffer mit seinem Messer gegeneinander gemalt waren. Dieses hat vor diesem der getergte (gezergte) Hollander geheißen; weil sich aber die deutschen Studenten darüber moqviret, ist dem Besitzer des Hauses anbefohlen worden, das erste Wort auszulöschen, daß es nunmehr nur in de Hollander heißet. Man muß über die närrischen Einfälle der Holländer in dergleichen Fällen lachen, deren man ohnzähliche findet.

Den 28sten giengen sie mit der Schuyte wieder von Leyden, über Harlem, nach Amsterdam zurück, und reiseten auf einem Wagen am 31sten May durch Harlem, auf Nortwyck, Catwych op Rhin

und

und Wassenaer, einer schönen Hofstädte, so etwa eine Viertelstunde von dem artigen Dorf lieget, dahin eine liebreiche Allee führet, nach dem

Haag,

von Amsterdam fünf Meilen. Hier ließen sie sich einen Paß nach Engelland von dem englischen Secretair geben, und giengen hierauf den 2ten Junii mit der Schuyte auf

Delft,

eine Meile, und nachher auf

Rotterdamm,

anderthalb Meilen. Daselbst versahen sie sich mit etwas Proviant. Denn ob sie gleich hoffeten, in vier und zwanzig Stunden übergesetzt zu seyn, so erzehlte man ihnen doch, daß solches deswegen nöthig, weil man öfters bey acht Tagen unterweges bleiben müsse. Sie hätten auch gern einen französischen Paß gehabt, konnten aber weder im Haag, noch hier, einen bekommen.

Den 3ten Junii fuhren sie mit der Schuyte auf der Maas nach dem

Briel,

zwo Meilen. Sie hatten so sehr guten Wind, daß sie in zwo Stunden dahin seegelten, da es sonst gemeiniglich vier erfodert. Es war ihnen um so lieber, daß sie desto ehe allhier ihren Zettel in das Schiff haben könnten, und desto früher zu Helvoetsluys seyn möchten. Als sie aber zu dem Postmeister kamen, verwiese er sie auf den Zettel, den er

drucken lassen, daß keine Bils for Passenger vor Mittwochs und Sonnabends sollten ausgegeben werden. Sie mußten also die Nacht da bleiben. Sie giengen des Abends ein wenig in der Stadt herum, die gewiß ziemlich und schön ist, und insonderheit wegen der schönen Bäume, so auf den Straßen gesetzt sind, sehr angenehm. Es war eben die groote Reckening allhier, daher viele Deputirte von den Staaten vorhanden waren.

Den 4ten Junii Mittwochs giengen sie abermals zu dem Postmeister, da sie denn ihren Paß von dem Secretair aus dem Haag zeigen mußten. Darauf zeichnete er in eine Liste nicht allein ihre Namen und Condition, sondern auch das Aussehen, Alter, ꝛc. Hierauf mußten sie die Fracht bezahlen, und bekamen davor einen Zettel, daß sie der Capitain Hondt in das Paket Boot Delphin aufnehmen sollte. Nunmehr fuhren sie mit einem Wagen auf

Helvoet Sluys,

eine Meile. Hier war ihre erste Sorge Betten zu kaufen; allein der Capitain Hondt versprach ihnen, zwey in seiner Cajüte vor zwo Guineen (sind beynahe zwölf Reichsthaler) zu überlassen. Sie giengen nachher an die See, um von weiten ihr Paketboot, den Delphin, liegen zu sehen, welchem sie ihr Leben anvertrauen wollten. Gegen Abend eilete alles, Crethi und Plethi, Christen und Juden, Manns- und Weibsleute, in ein Schiff, das sie zu dem Paketboot brachte, welches wegen des seichten Wassers am Strande oder Hafen einen Canonenschuß in der See fertig lag, da denn einer nach dem andern in das Paketboot kletterte.

Reisen

Reisen durch Engelland.

Ueberfahrt.

Nachdem sie bey Helvoet-Sluys in das Paketboot getreten, war es eben halb sieben Uhr Abends. Bis das gemeine Volk unten in das Schiff gekrochen, und die zwanzig Bootsgesellen die erschrecklich große und viele Seegel aufgezogen hatten, und alles in Ordnung war, krümmelte und wimmelte es auf dem Schiffe. Nach einer halben Stunde aber war es, weil der Abend und Wind unvergleichlich gewesen, ganz ungemein angenehm, und es gieng so geschwind wie ein Pfeil davon. Wenn man sonsten in vier und zwanzig Stunden nach Engelland überkommt, so hält man es vor eine noch glückliche und gute Fahrt. Ihr Capitain verhoffte aber, wenn sie diesen Wind behielten, und sonst von Capern keine Hinderniß bekämen, mit diesem Paketboot in neun oder zehn Stunden herüber zu seyn. Es gieng auch die ersten zwo Stunden, so lange sie noch auf einer Seite Land sahen, unvergleichlich gut. Aber als sie auf die Höhe der See kamen, da das Wasser recht hohl gehet, und tiefer ist, auch größere Wellen macht; da fieng das Schiff und das Herz im Leibe zugleich an zu tanzen, und der Kopf herumzugehen. Es lief ungemein schnell, und die Seegel wurden so hart angezogen, daß das Schiff auf einer Seite dem Wasser gleich gieng, und letzteres alle Augenblick hereinsprützete; auf der andern Seite aber gieng es so hoch, daß man, ohne sich anzuhalten, weder sitzen noch stehen konnte. Manchem wurde hiebey sehr übel zu Mu-

the; allein, unserm Herrn von Uffenbach und denen Schiffsleuten gefiel es, weil es so schnell gieng, gar wohl, sonderlich so lange sie oben auf dem Schiffe bleiben durften, und also beständig freye Luft schöpfen konnten. Er hatte sich auch vorgenommen, die ganze Nacht oben auf dem Schiffe zu bleiben, weil ihm war gesagt worden, daß es auf der See sehr gut sey, wenn man oben in der Luft sich aufhielte. Allein, als sie noch ein Viertelstündgen gefahren, und die Schiffer, weil der Wind immer heftiger wurde, viel mit dem Seegeln zu thun hatten, auch von einigen derer Reisegefährten gehindert worden, war der Capitain unwillig, und jagte sie alle miteinander herunter, indem er stets rief: Gentlemen go down. So bald man hinunter in das Schiff steiget, wird einem ganz taumlicht, und der Athem zu kurz. Jedoch die Herren von Uffenbach hatten ihre Cajüte und Betten, und hatten es daher besser wie andere, welche die Guinee gesparet, und also in dem Schiffe selbst unter den gemeinen Leuten bleiben mußten, da es denn elende hergehet. Die Beschreibung davon, als von einer heßlichen Sache, lässet sich freylich nicht sehr appetitlich anbringen.

In dem Schiffe, wo das gemeine Volk bey einander war, sahe es ärger aus als in einem Schweinstalle. Denn da ist es nicht allein fast ganz dunkel, und liegt alles auf dem Boden untereinander her, sondern einer bricht sich hier, der andere dorthin. Etliche heulen, sonderlich die Weibsleute, und wollen Abschied voneinander nehmen. Etlichen will die Seele wirklich ausgehen; fast alle seufzen, und haben sich übel. Einige wenige aber, die

eine

eine Pferdenatur haben, und noch nicht krank sind, lachen, welches ihnen jedoch bald vergehet. Da kann man sich denn leicht einbilden, was hier vor ein Gestank, Ekel, und Unlust ist. Einige sogenannte Persons of Quality, wie sie sich hatten aufzeichnen lassen, ließen sich endlich auch Betten geben, und kamen zu denen Herren von Uffenbach in die Cajüte, fiengen aber daselbst solche garstige Dinge an, weil die Pots nicht gleich vorhanden waren, daß sie bey unsern Reisenden keinen geringen Ekel erwecketen, welche sich damit halfen, daß sie vor die Cajüte an das Treppgen, wo man oben auf das Schiff gehet, traten, allwo sie ein wenig Luft haben konnten. Allein, der Schall und der Geruch drang nicht allein zu ihnen, sondern des Capitains Junge, der dazu bestellet war, brachte sowohl aus ihrer Cajütte, als aus des Steuermanns kleinen Cajütte, alle Augenblick ein paar vollgemachte Töpfe vor ihre Nase vorbey, um sie in das Wasser auszuleeren. Da nun dieses so oft geschahe, und so häßlich kam, daß der Junge selbst, der doch so oft auf der See gewesen, etwas noch oben darauf machte, so kam nach einer guten Stunde endlich auch die Reihe an sie. Gegen Morgen verdrehete der Wind sich etwas, so daß es viel langsamer als vorher gieng. Ueberdas ließen sich drey Caper von weitem sehen, denen sie aus dem Wege eilen mußten. Deswegen mußten sie vier deutsche Meilen höher hinauf fahren, und dann wieder zurück, so daß sie, da sie verhoffet, in neun bis zehn Stunden zu landen, erst des andern Tages, nämlich den 5ten Junii, Donnerstags um halb zwey Uhr Mittags bey

Harwich

ankamen. Hier werden die Coffres scharf visitiret. Unsere Reisenden mietheten sich am folgenden Tage einen Wagen auf London für fünf Guineen. Die Kutschen sind sonst für sechs Personen gemacht, daß drey vor sich, und drey hinter sich nebeneinander, aber gar enge, sitzen. Sie sehen altfränkisch und wunderlich aus, und ist des Kutschers Sitz fast so hoch als der Deckel von der Kutsche. Sie gehen aber doch ziemlich sanft; und weil allezeit vier gute Pferde davor laufen, gar geschwind, der Weg mag seyn, wie er will, ob er gleich, wenn es ein wenig regnet, sehr kothig, und wenn es trocken ist, wegen des erschrecklichen Staubes sehr unbeqvem ist.

Vorerst kamen sie auf

Mannytree,

zwölf englische Meilen, wo man ihre Coffres noch einmal visitiren wollte; es war aber nur um ein Trinkgeld zu thun, welches sie auch geben mußten: Dann auf

Colchester,

acht englische Meilen, woselbst sie zu Mittag speiseten. Nachher auf

Witham,

fünf englische Meilen, einem offenen großen Ort, wo sie übernachteten. Und darauf den 7ten Junii weiter reiseten auf

Chelmesford,

sieben englische Meilen, welche eine große ziemliche Stadt ist.

Brents-

Brentwood,

zehn englische Meilen, welche Stadt in einer wegen der vielen Thäler und großen Fruchtbarkeit sehr angenehmen Gegend liegt.

Rumford,

fünf englische Meilen. Hier trafen sie sehr viele Reisende in Kutschen und zu Pferde an, noch mehrere aber hernach, je näher sie nach London kamen. Man muß sich verwundern, wie voll die Straße ist, welches dann einen solchen Staub machet, daß man kaum eine Hand vor sich siehet. Endlich kamen sie Abends in

London,

zehn englische Meilen, an. Nachdem ihre Sachen noch einmal visitiret worden, nahmen sie einen Fiacre, oder, wie sie es hier nennen, Hackney Coach, das ist, Lehnkutsche, dergleichen hier in allen Strassen parat stehen, und fuhren nach den Gasthof, wo sie logiren wollten.

Den 8ten Junii giengen sie in S. James-Park spatzieren. Dieser fast in der ganzen Welt berühmte und höchst angenehme Spatziergang hat den Namen von der itzigen königlichen Residenz S. James, so gleich dabey liegt; und weil nicht allein die schönsten englischen Kühe darinn weiden, sondern auch eine ziemliche Anzahl von rothem Wild daselbst ist, so wird es ein Park genennet, ob es gleich kein rechter Wald ist; sondern es sind lauter Alleen. An den Sonn und Feyertägen findet man sehr viele aber nicht gemeine Leute darinnen. Hin-

gegen in der Woche sind die vornehmsten Personen hier, und zwar zu Fuß, weil niemand mit Kutschen hinein kommen darf, außer einigen wenigen von Hofe. Man siehet gar sehr viele, sowohl hier als auf den Straßen, (wie es auch im Haag üblich ist) mit Masqven vor dem Gesicht gehen, welche aber gemeiniglich Huren sind, deren allhier überall eine große Menge, sonderlich des Nachts auf den Straßen, anzutreffen ist.

Den 9ten giengen sie durch den S. James-Park nach Chelsey, eine gute halbe Meile vor der Stadt, um das berühmte Chelsey-Colledge oder Invalidenhaus zu sehen. Dasselbe ist in den Delices de la Grande Bretagne Tom. IV. p. 853. beschrieben. Es ist aber ein Irrthum, wenn daselbst gesaget wird, daß solches zur Unterhaltung der zerstümmelten Soldaten oder Bootsknechte sey, da doch letztere zu Greenwich ihr eigenes Haus haben, das viel größer und schöner als dieses ist. Die Apartements sind eigentlich nichts, als auf langen nicht gar breiten Gängen von Brettern zusammengeschlagene Cabinette, in welchen eine Bettlade, ein Tisch, und ein Stuhl befindlich. Es sollen fünf hundert Invaliden darinn seyn. Im Hofe ist die Statue Carls des Andern. Die Kapelle in diesem Hospital ist nicht gar groß; der Altar und die Kanzel darinnen sind mit Violetsammet umhänget, auf welchem das gemeine Zeichen der Jesuiten in Gold gesticket ist, welches noch von den Zeiten Königs Jacobi herkommt, da die Jesuiten überall den Meister gespielet haben.

Chelsey besteht übrigens aus einigen wenigen Wirthshäusern. Der medicinische Garten liegt

gleich

gleich bey gedachtem Hospital. Der Hüdepark ist nicht weit von hier. Er ist so groß und angenehm nicht, als man ihn insgemein beschreibet. Wegen der vielen Kutschen, so nur in einem kleinen Bezirk im Zirkel herumfahren, ist es auch sehr unangenehm durch den erschrecklichen Staub zu fahren; wiewohl, wenn die Hitze sehr groß ist, ein Mann ein Faß mit Wasser auf einem Wagen herumfähret, da denn der Zapfen aus dem Faß gezogen wird, und das Wasser so, wie er herumfähret, auf den Weg lauft, und den Sand anfeuchtet.

Den 10ten Junii besahen sie erst die Börse oder Royal Exchange, welche nicht so groß als die Amsterdammer, aber viel maßiver und zierlicher ist. Nachher setzten sie sich in ein Boot, und fuhren die Themse hinauf bis nach Whitehall. Es ist eine unvergleichlich beqveme Sache, daß man, weil London meist nach der Länge des Flusses gebauet ist, fast überall zu Wasser kommen kann, welches denn überaus lustig ist, nicht allein, weil man an der See herfähret, sondern auch, weil es sehr geschwind gehet. Allein, weil der Wind fast täglich überall in Engelland, auch im höchsten Sommer, ziemlich stark wehet, indem es eine Insel ist, und die Winde überall aus der See darüber streichen, so ist es auf der Themse besonders beschwerlich zu fahren. Jedoch haben sie viele Boote, die bedecket sind, sonderlich wenn es Regenwetter ist. Es ist mit diesen Booten beqvemer, als mit den Hackney-Coaches, die grausam stoßen, zu fahren. Als sie bey Whitehall ausstiegen, sahen sie die Rudera von dem Brande, und mußten dieses schöne Gebäude beklagen. Es war nichts als die Kapelle davon übrig geblieben.

Man

Man zeigte ihnen den Ort, wo das Chavot, darauf der Carl Stuart enthauptet worden, gestanden, wie auch das Fenster, so man ausgebrochen, und durch welches man den König auf das Chavot gebracht hat. Gegen der Kapelle über, wo man in den S. James Park gehet, ist die Corps de Gardes von der Cavallerie, welche gewiß sehr prächtig ist. Denn sie sind alle wohl beritten, und haben rothe mit Gold chamerirte Kleider. Zwey zu Pferde halten mit entblößten Degen allemal die Wache.

Nachmittags giengen sie ein wenig in Westmünster herum, und besahen einige schöne Straßen und Häuser, sonderlich um Haymarket. In letzterm Ort ist das Opernhaus. Dasselbe ist nicht sehr groß, aber ganz maßiv und schön gebaut. Die Opera war in allem, an Composition, Musik und Representalien, ganz ungemein schön. Das Comödienhauß aber ist in Drurylane.

Den 12ten Junii nahmen sie ein Boot, und fuhren die Themse hinunter sechs englische Meilen nach Greenwich. Als sie an die Brücke kamen, stiegen sie aus, und giengen, so weit die Brücke reichet, zu Fuße, und ließen den Schiffer allein durchfahren, weil der Strom allda so stark ist, daß öfters kleine Boote umschlagen. Auf der andern Seite der Brücke setzten sie sich wieder ein. Als sie nach Greenwich kamen, besahen sie erstlich das ungemein große Hospital vor die Schiffer und Matelots. Dasselbe ist so prächtig wie ein königlicher Pallast. Es hat auch erstaunliche Geldsummen gekostet. Dieses Gebäude läßet sich übrigens besser betrachten, als beschreiben. Gleich bey demselben ist auch ein unvergleichlicher angenehmer Park, oder

Thiergarten, darinnnen sehr viel Wild läuft, das ungemein zahm ist. Der Verfasser glaubet, daß kein angenehmerer Ort in der Welt seyn könne, als dieser Park. Denn in demselben ist ein hoher Berg mit den schönsten Bäumen. Wenn man hinaufsteiget, siehet man nicht allein die Themse sehr weit, sondern auch zur Seiten gegenüber London liegen, und auf der andern Seite sehr weit in das Land. Auf der Höhe von ermeldetem Berge hatte Herr John Flamsteed, der berühmte königliche Astronomus, seine Wohnung und sein Observatorium. Er hätte es in der Welt nicht beqvemer und angenehmer haben können. Nachdem sie diesen Gelehrten gesprochen hatten, kehrten sie nach London zurück.

Den 14ten Junii fuhren sie aus, die St. Paulskirche zu besehen, so fast mitten in der Stadt ist. Sie stiegen zuförderst auf den Thurm, um die Situation der Stadt zu besehen, ehe die Luft voll Rauch von den Steinkohlen wurde. Man gehet eine schöne breite steinerne Treppe von hundert und zehn Stufen hinauf, bis an den ersten Umgang; darnach ist eine hölzerne, so nicht gar breit ist. Wenn man ganz oben ist, kann man fast die ganze Stadt, sonderlich gegen Westmünster, übersehen. Man muß sich über die unerhörte Größe und Länge verwundern, doch ist sie so gar breit nicht. Bey der Brücke oder Londons bridge ist sie am breitesten. Der Thurm ist gewiß sehr hoch. Inwendig ist er offen gebauet, so daß man unten in der Kirche hinauf, und von der Kuppel hinunter sehen kann, welches von unten überaus wohl aussiehet. Wenn man aber von oben herunter siehet, muß man sich

über

über die Höhe verwundern, indem erwachsene Menschen, so unten in der Kirche sind, keine Elle hoch scheinen. Ueberdiß lässet es gar schön, daß die ganze Kuppel inwendig rings herum allerhand Zierrathen in Stein gehauen hat. Wo das Gewölbe der Kirche anfängt, ist rings herum ein breiter und schöner Gang, auf welchem drey bis vier Menschen nebeneinander gehen und hinunter in die Kirche sehen können. An diesem Gange gehet das Gewölbe so bogichtrund zu, daß es den Effect, wie die sogenannten Schallgemächer, hat, dergleichen der Verfasser auch in Weimar gesehen, nämlich, daß, wenn zwey verkehrt gegeneinander überstehen, einander den Rücken zuwenden, und einer ganz leise gegen die Mauer zuredet, der andere alles genau auf der andern Seite vernimmt, welches allhier zu verwundern, indem der Diameter oder das Spatium gern über zwanzig Schritte ist. Ueber dem großen Portal der Kirche stehen zwey kleine Thürme, in deren einem die Glocken, und in dem andern die Uhren hangen.

Die Kirche selbst kann man nicht allzuwohl mit Worten beschreiben. Sie ist von ungemeiner Höhe und Länge. Sie ist auch ungemein helle. Sie ist rings herum getafelt mit Holz, das zierlich gearbeitet und verguldet ist. An dem hohen Portal sind erschreckliche Thüren von Eichenholz, die doch so leicht aufgehen, daß sie ein Kind aufmachen könnte. Auswendig vor dem Portal ist eine ungemein schöne und große Treppe, die so breit ist, als die Hauptface der Kirche, die andern beyden Thüren zur Seite sind nicht so groß. Ueber dem hohen Portal ist en bas relief die Historie von Paulo sehr schön.

Diese Kirche ist überhaupt wegen ihrer Größe, Zierlichkeit, und Stärke, eine der schönsten in der Welt. Aber es ist Schade, daß sie allhier stehet, denn sie sieht bereits von dem Steinkohlendampf so schwarz und rauchigt aus, daß sie die Hälfte ihrer Zierde verlohren.

Den 15ten Sonntags Nachmittags giengen sie in den S. James Park, um die gewaltige Menge Menschen zu sehen, welche Sonntags darinn auf- und abgehet; es kommen aber keine Vornehmen alsdenn hinein, sondern diejenigen, so die Woche nicht abkommen können, oder allzuweit von Westmünster wohnen. Ueberdiß kann und darf sich auch niemand des Sonntags ein anderes Vergnügen machen, denn er wird so scharf als an einem Ort in der Welt gefeyert, sogar, daß nicht allein das Spielen und die Wirthshäuser verboten sind, sondern auch von denen Booten und Hackney-Coaches nur einige wenige fahren dürfen, dahero man zu Hause sitzen muß; ja der Verfasser sagt, seine Wirthin wollte nicht einmal denen Fremden vergönnen, vor sich auf der Violine oder Flöte zu spielen, damit sie nicht gestrafet würde.

Den 17ten fuhren sie nach dem Tour. Dasselbe ist ein altes weitläuftiges Gebäude, daran weiter keine Befestigung, als erschrecklich hohe Mauern zu sehen. Wenn man hinein will, muß man, nachdem man vor der ersten Wache vorbey gekommen, sich rechterhand bey der Schweizergarde melden, und daselbst seinen Degen ablegen. Alsdenn wird einem ein solcher englischer Schweizer mitgegeben, der einen herumführet. Gleich vorne rechterhand ist die sogenannte enge Pforte, durch welche

che die vornehmen Maleficanten gleich auf ein Schiff, und die Themse hinauf bis nach Whitehall gebracht, und daselbst justificiret werden. Dahero es eine übliche Redensart in Engelland ist, daß man von einem, welcher sterben muß, saget, daß er durch die enge Pforte gehen werde. Sie sahen auch die fremden Thiere, welche hier in einem alten Hause waren; ferner das Zeughaus, worinnen allerley französische Siegeszeichen befindlich; den königlichen Schatz, welcher in einer dunkeln, niedrigen, und engen Spelunke ist, deren Thüre von außen und innen sehr stark verschlossen und verriegelt ist; eine Rüstkammer, voll von alten Harnischen. Endlich ist auch noch die Münze in dem Tour. Die in der Schatzkammer verwahrete Kostbarkeiten sind Kleinodien, goldene und silberne Stücke, von erstaunlichem hohen Werth, welche alle noch besonders mit einem starken eisernen Gegitter umschlossen sind, davor die Fremden auf Bänken sitzen, und die Sachen durch das Gegitter ansehen können. Ohnweit dem Tour ist das Customshonse oder Zollhaus, wo die kommenden und ausgehenden Waaren gelöset werden.

Den 18ten besahen sie das Collegium medicum oder Colledge of Physician, welches ein ziemlich großes und zierliches Gebäude ist. Es ist in das viereck gebauet. Auf der Face ist ein ziemliches Thürmigen, in welchem das Theatrum anatomicum ist. Im hintersten Bau ist unten die Bibliothek, welche unter andern auch den ganzen Büchervorrath des Harväus, dieses berühmten Erfinders des Umlaufs des Geblüts, enthält, welcher denselben

hieher

hieher legiret hat, wie aus einer dabey befindlichen Inscription zu ersehen.

Nachmittags sahen sie dem Cockfighting oder Hahnengefechte zu. Dieses ist eine gar besondere Lust, welche die Engelländer haben, die denen Fremden so sehr läppisch vorkommt, so große Freude diese Nation daran hat. Es ist ein besonderes Haus dazu gebauet bey Gras-Inn Wenn ein Gefecht seyn soll, werden gedruckte Zettel herum getragen, auch etlichemal in der Zeitung die Liebhaber invitiret, und vermeldet, wie hoch die Wettungen seyn sollen, und was für Arten von Hähnen streiten werden. Das Haus ist rund wie ein Thurn gebauet, und inwendig ganz wie ein Amphiteater, da rings herum Bänke übereinander sind, auf welchen die Zuschauer sitzen. In der Mitte ist ein runder Tisch, der mit Matten bedecket ist; auf diesen müssen die Hähne streiten. Wenn es angehen soll, bringen die darüber bestellte Leute die Hähne in zwey Säcken verborgen herunter, da schon alles zu schreyen und unbesehen zu wetten anfängt. Die Leute, sowohl Vornehme als Geringe, welche unter einander sitzen, thun wie rasend, sie bieten einander immer besser, bis zwanzig und mehr Guineen. So bald einer von den Bietenden rufet, done, (d. i. es sey darum) so ist der andere schuldig zu halten. Alsdenn werden die Hähne aus den Säcken gelassen, und ihnen Sporne angethan. So bald sie nur hervor kommen, wird das Geschrey noch größer, und das mehr Bieten gehet wieder an. Alsdenn werden sie hingesetzt, da etliche gleich über einander herfallen, andere aber für einander laufen, und aus Furcht von dem Tisch über die Leute zu springen suchen, welche denn mit großem Geschrey,

sonderlich von denen, die auf die muntern und andern jagenden Hähne gewettet, wiederum auf den Tisch geworfen, und so lange an einander gestoßen werden, bis sie böse werden. Da sollte man nun sehen, wie sie einander picken, und sonderlich mit den Spornen hacken. Sie bluten an den Kämmen ganz erschrecklich, und reißen einander öfters mit den Spornen den Kropf und Unterleib auf. Nichts ist artiger, als wenn einer ganz matt scheinet; da giebt es ein Jubelgeschrey und erschreckliches Wetten. Auf einmal aber erholet sich der, so ganz hin zu seyn scheinet, und wird noch des andern Meister. Wenn einer von beyden tod ist, so fängt der Ueberwinder an zu krähen, und auf den andern zu springen. Allein oft geschiehet es, daß sie das Triumphlied vor dem Siege singen, und der andere noch gewinnet. Zuweilen, wenn beyde matt werden, und keiner an den andern mehr will, werden sie fort, und andere hergebracht. Alsdenn ist die Wette nichts. Gewinnet aber einer, so müßen die, welche auf den unterliegenden gewettet, sogleich bezahlen; da denn wohl ein Stallknecht mit seinem Schurz einem Lord etliche Guineen abgewinnet. Dafern einer wettet, und hat nicht zu bezahlen, so muß er zur Strafe in einen Korb sitzen, der oben an der Decke befestigt ist, und hinauf gezogen wird; da denn ein gewaltiges Gelächter entsteht. Die Leute werden im Wetten so hitzig auf einander als die Hähne selbst. Diese Hähne werden in vielen Kämmergen, und zwar jeder in einem eigenen Stall, verwahret, und mit besondern Kügelgen und starkem Wein oder Sekt gefüttert.

Den 20 Junii besahen sie Bedlam. Dieses Tollhaus ist ein großes und gutes, aber lange nicht so prächtiges, Gebäude, wofür man es ausgiebt. Auf der einen Seite sind die Weibsleute, so ganz abscheulich aussehen; auf der andern waren die Mannsleute, deren jede Parthey einen offenen grünen Platz hatte, da die meisten beysammen, die nicht toll, sondern des Verstandes beraubet, oder einfältig waren.

Hierauf besahen sie den vor diesem Narrenhaus belegenen großen, schönen und fast viereckigten Platz, Morefield genannt, der mit Bäumen besetzet, und sehr lustig ist. Es sind viele dergleichen schöne Plätze in London, wiewohl dieser einer der größesten, aber außer der Stadt ist, und nicht so schöne Häuser hat, als Kings Square und dergleichen.

Sie besahen noch Guild-Hall, welches so viel als das Stad- oder Rathhauß ist. Es ist weder groß, noch zierlich, und könnte solche große und vornehme Stadt, die sonst so schöne Gebäude hat, wohl ein besseres haben.

Den 21ten Junii fuhren sie nach den Zuchthaus, Bridwell genannt. Dasselbe ist ein ansehnliches, großes, en quarré gebauetes, und aus vier Corps de logis bestehendes Gebäude. Außer dem untern Zimmer, wo die Huren und lüderliche Mädchen Flachs mit Hammern schlagen, und außer der Hall, da die Zusammenkünfte der Vorsteher geschehen, wiese man ihnen die vielerlei Manufacturen in diesem Hause, die gewißlich sehr wohl zu sehen sind. Denn hier werden die beliebte englische Stecknadeln, der Plüsch und Sammet, allerhand Zafte und Damaste, allerley wollene Zeuge, breite und schmale wollene Schnüre, breite und schmale seidene Leibgürtel, und endlich al-

lerhand Floretbande und seidene Schnupftücher, gemachet.

Nachdem gingen sie hin, die Londons-Bridge, oder die Brücke über die Themse zu sehen. Sie waren wohl schon zwanzig Schritte auf selbiger fortgegangen, ehe sie wusten, daß sie auf der Brücke waren. Man erkennet sie aber daher nicht, weil sie auf beyden Seiten große und ansehnliche Häuser hat, da unten lauter Boutiquen sind. Weit über die Hälfte der Brücke gegen Southwark oder Soterik ist ein einziger Platz etwa acht Schritte lang, wo kein Haus stehet, da man durch die eiserne Gegitter auf die Themse sehen kann. Die Brücke ist sonst eben nicht lang und groß, und ob es wohl groß lautet, wenn man von den neunzehn Bogen, die sie hat, spricht, so sind doch die Bogen so schmal und niedrig, daß diejenigen, welche an der Frankfurter Brücke über den Mayn sind, fast halb so breit und groß sind, welches aber hier, wegen der schweren Last der Häuser nicht anders seyn kann. Die Themse ist auch hier bey London so schmal, daß sie gern ein Drittel schmäler als der Mayn bey Frankfurt ist, ob sie gleich tiefer, und wegen der Ebbe und Fluth reißender seyn mag, auch unterhalb London sehr ansehnlich wird. Deswegen stehet kein großes Schif oberhalb der Brücke, und können nur wenig kleine Fahrzeuge bis London kommen. Auf dieser Brücke haben sonst die Köpfe von denen Parricides, d. i. Cromwells und seiner Anhänger, gesteckt, allein man sieht jetzt nur noch die Eisen, darauf sie gesteckt gewesen. Nachher gingen sie ganz über die Brücke hinüber nach Southwark, welche fast wie eine Vor-

stadt

stadt von London anzusehen, aber viel schlechter und viel unsläätiger ist.

Den 23ten Junii besahen sie Temple-Bar, der aus vielen großen und schönen Gebäuden bestehet, darinn die Advocaten bey einander wohnen, und auch die, so von Universitäten kommen, sich aufhalten, und wie bey uns in Deutschland an der Kammer zu Wetzlar üben. Es ist auch eine Bibliothek hiebey, so wie bey dem Junertempel.

Gegen Abend sahen sie dem Bull-baiting oder der Ochsenhetze zu. Es werden hier fast alle Montage an zweyen Orten dergleichen gehalten, da denn des Morgens vorher der Ochse, und was sonsten gehetzet werden soll, herumgeführet wird. Es war an einem großen Platz oder Hofe, da auf zwey Seiten hohe Bänke für die Zuschauer gemachet sind. Erstlich brachte man einen jungen Ochsen, den man in der Mitte des Platzes an einen eisernen Ring mit einem langen Seil band; und alsdenn ließ man bey dreyssig Hunde, zwey oder drey auf einmal an ihn, die ihm aber wenig zu schaffen machten, sondern er ergrif sie mit den Hörnern, und warf sie über Stockwerks hoch in die Luft. Da erhob sich denn ein Zetergeschrey, und die Metzger, denen die Hunde zugehöreten, sprangen herbey, und fingen ihre Hunde mit dem Rücken auf, damit sie nicht zu hart fielen. Sie musten die Hunde fest halten, daß sie nicht ohne zu bellen gleich wieder anfielen. Etliche faßten den Ochsen so sehr bey der Kehle oder dem Ohr, daß man ihnen das Maul mit Stecken von einander brechen muste. Als es mit dem Ochsen ziemlich lange gewähret, brachte man einen kleinen Bär heraus, den man eben so anbande. So bald die Hunde kommen

wollten, setzte er sich auf die Hinterpfoten, und theilte gewaltige Maulschellen aus; kam ihm aber einer auf den Pelz, so welzte er sich dergestalt, daß die Hunde froh waren, daß sie unter ihm hervor kamen. Am allerlustigsten und schlimmsten machte es ein gemeiner kleiner Esel. Diesen brachte man gesattelt mit einem auf ihm sitzenden Affen heraus. Sobald ein paar Hunde auf ihn loßgelassen wurden, fing er stark an zu laufen, schlug und biß um sich, denn er war frey und nicht angebunden. Der Affe schrie gewaltig, aus Furcht, daß er herunter fallen möchte. Kamen ihm die Hunde zu nahe, so faßte er sie mit dem Maul, und trug sie schwebend herum, schüttelte sie dabey so sehr, daß sie grausam schrien. Zuletzt kam noch ein Ochse, welchem man viele Schwermer angehänget, die man anzündete; man ließ viele Hunde auf ihn loß, und da ging es sehr unter einander her. Hiemit wurde diese Lust beschlossen, welche für die englische Nation ein besonderes Vergnügen ist.

Den 27ten Junii fuhren sie nach dem Westmünster und Parlamentshaus. Die Westmünsterhall ist ein großer breiter und langer Saal, welcher ein künstlich gebauetes hölzernes Gewölbe hat. In der Höhe hänget eine große Menge von eroberten Fahnen und Standarten, sonderlich von der Schlacht bey Hochstädt. Die drey Courts of Judicature stehen ganz frey, nur daß vorne geschlossene Bänke sind, auf welchen die Advocaten sitzen. Man kann alles zuhören. Allein wer der Engelländer Geschnatter nicht wohl verstehet, kann wenig vernehmen, zumal der Tumult von den Auf- und Abgehenden viel hundert, auch auf beyden Seiten Kräme sind, wo

man

man Bücher und allerhand Waaren kaufen kann. Gleich bey diesen Courts ist das House of Commons oder Unterparlament. Das Zimmer ist klein, und muß man sich verwundern, wie so viele Glieder und Menschen darinnen beysammen seyn können. Die Bänke, darauf die Parlamentsherren sitzen, sind mit grünem Tuch beschlagen, des Sprechers Stuhl aber, der etwas erhöhet, mit grünem Sammet. Des Speakers Chambre oder die Kammer, worinn sich der Sprecher zu erholen pfleget, ist klein, aber sehr angenehm, weil man die Aussicht nach der Themse hat. Nachdem gingen sie durch den Court of Request, welcher ein großer rauchichter und schlechter Saal ist, darinn sich diejenigen aufhalten, welche Suppliquen an die Parlamentsherren oder an den König überreichen wollen. Endlich sahen sie das Lordshaus oder Oberparlament. Das Zimmer ist noch viel kleiner als das vom Unterparlament, und man findet sich in der That in der großen Einbildung, die man sich von allen diesen Dingen macht, gewaltig betrogen. Die Tapete in diesem Zimmer ist, ob sie gleich jetzt sehr heßlich und rauchicht aussiehet, wegen ihrer innern Kostbarkeit an Gold und Silber, davon sie sehr stark gewürket, und wegen der Historie von der unüberwindlichen Flotte der Spanier merkwürdig. Gleich hierneben ist die Prinzenkammer, wohin der König gefahren wird, und wo er sich, wenn er in das Parlament gehen will, aus- und ankleiden läßet. Sie ist nicht groß, und schlecht meubliret. Auf der andern Seite zeiget man das Gewölbe, welches unter dem Lordshause gewesen, und in welchem bey der bekannten Pulververschwörung das Pulver geleget worden. Es ist aber nun-

mehr ganz zugemauert, und zum Andenken noch ein Stück von dem eisernen Gegitter, wodurch das Pulver hinein gethan worden, da gelassen worden.

Den 10ten Julii besahen sie Christs Hospital, welches das vornehmste unter allen ist, und bey dessen Halle die schöne mathematische Schule ist; wie auch das St. Bartholomäihospital.

Nachmittags fuhren sie at Bear Garden in Hokley in the Hole um daselbst dem Fechten, einer eigenen Lust für die Engelländer, zuzusehen. Die Streiter waren ein Engelländer und ein Mohr. Der letzte machte Profeßion vom Fechten, wie es denn in Engelland so viele Mohren von beyderley Geschlecht giebt, als man nirgends in Europa findet. Manns- und Weibsleute gehen häufig betteln, und könnte man hier dergleichen leicht haben, da man sonst in Deutschland viel Geld davor bezahlet. Die Weibsleute haben europäische Tracht, und es ist nichts lächerlicher, als daß sie Cornetten oder Hauben von weißem Tuch, und die schwarze Brüste blos, tragen. Der Platz, wo das Gefecht geschah, war ziemlich groß. In der Mitte war ein Echaffaut, der keine Lehnen hatte, und rings herum frey war, daß keiner von den Fechtenden weichen konnte. Rings herum in dem Platz waren in der Höhe schlechte Gänge mit erhöheten Bänken, auf welchen die Zuschauer sitzen. Als sie ein wenig gesessen hatten, stiegen erstlich vier Kerl auf den Echaffaut, die sich mit Stecken, an welchen unten ein Maulkorp war, gewaltig schlugen. Sie machen hieraus in Engelland ein eigenes Exercitium, und siehet man dergleichen in Morefield und andern Plätzen in London täglich. Es ist eine Lust zu sehen, wie sie mit denen Stecken einander so

gut

gut zu pariren wissen, und wie diejenigen, so unerfahren sind, erschreckliche Schläge, sonderlich auf die Köpfe und Schienbeine, bekommen. Die Kerl hatten weiter nichts davon, als was ihnen die Zuschauer an Schillingen zuwarfen. Wenn sie einmal aufhöreten, und es kam etwa eine halbe Krone geflogen, so ging es wieder auf das neue heftig an, wer nemlich diese Krone haben sollte.

Nachdem kamen die obgemeldete Meister und Fechter selbst hinauf. Sie hatten ihre Röcke ausgezogen, und nur ein Schnupftuch um den Kopf gebunden. Sie machten erstlich überall ein Compliment; nachher ließen sie die Degen überall herum besehen. Selbige waren sehr breit, groß, und unerhört scharf. Ein jeder von beyden Fechtern hatte seinen Secundanten, welcher einen großen Stock in der Hand hatte, neben sich, der nur zu dem Ende zugegen ist, damit von keinem ein ungebührlicher Streich geschehe. Sie fingen den Streit mit den großen Schwerdtern an. Der Mohr bekam den ersten Hieb über die Brust, der nicht wenig blutete. Da entstand nun unter den Zuschauern ein großes Frolocken, und flogen die Schillinge und Kronen gewaltig zu, mit dem Zurufen, daß es für den Wood, (so hieß der Engelländer) seyn sollte, dessen Secundant auch alles aufraffete. Dieses ist nun sonderbar genug; da man vielmehr mit dem, der den Streich bekommt, Mitleiden haben sollte; allein das ist so sehr umgekehrt, daß auch von alle dem Gelde, welches man im Hineingehen giebt, dem, der überwindet, zwey Drittel zukommt. In dem zweyten Gang bekam der Engelländer Wood auch keinen geringen Hieb über die Lenden, daß das Hemd nicht allein ne-

ben herunter hing, sondern alle Knöpfe von der einen Seite weggehauen waren.

Nachdem gingen sie mit dem Degen und Dolch zugleich auf einander, da der Mohr einen übeln Hieb über die Hand bekam, welcher sehr blutete. Dieses mochte auch wohl Schuld seyn, daß der gute Mohr, als sie hernach zweymal mit breiten Schwerdtern und Schilden auf einander loß gingen, einen entsetzlichen Hieb bekam, daß er auch nicht mehr fechten konnte. Der Hieb ging von dem linken Auge über den ganzen Backen durch das Kinn und den Kinnbacken so hart, daß man es auf den Zähnen gewaltig knirschen hörete. Den Augenblick war nicht allein das ganze Hemd, sondern auch das Echaffaut, voll Blut. Es sprang sogleich ein Wundarzt herauf, der ihm die Wunde stehend, und ohne daß sich der Mohr entsetzete, heftete. Als dieses geschehen, und ihm ein Tuch um den Kopf gebunden worden, wollte der Mohr wiederum daran; allein weil er sich sehr verblutet, wollten es weder der Wundarzt, noch die Secundanten, welche zugleich Richter sind, zugeben. Die Fechter gaben also einander die Hand, dergleichen sie nach jedem Gang thaten, und machten sich zum Heruntersteigen fertig.

Da entstund nun ein gewaltiges Jubelgeschrey, und man hörte nichts als Wood! Wood! Welchem, auch noch vieles Geld zugeworfen wurde. Ein Engelländer, welcher hinter unseren Reisenden saß, machte besonders großen Lermen, und warf auch viele Schillinge zu. Seine Frau ließ sich auch nicht wenig hören, und man versicherte unsere Reisenden von ihr, daß sie vor zwey Jahren selbst ohne Schnürbrust im bloßen Hemde mit einer andern Frau auf

diesem Platz gefochten, und beyde einander verwundet; dergleichen in Engelland nichts neues seyn soll. Es ereignet sich auch wohl, daß mancher von den Fechtern im Kampf bleibet, oder von den Wunden stirbet, und selbst dieses Mohren Bruder ist auf solche Art umgekommen: Allein dem Thäter geschiehet nichts, wenn man ihm nicht beweisen kann, daß er die Gesetze des Gefechts überschritten, und heimlicher Weise den andern verwundet oder getödtet habe.

Den 3ten Julii besahen sie die St. Peters = oder Westmünsterkirche, welche ziemlich groß und schön ist. Im hohen Chor ist das besonders, daß der Altar gegen Abend stehet, da doch sonst alle Altäre aus dem Juden = und Pabstthume gegen Morgen gerichtet sind. Das Merkwürdigste von dieser Kirche sind die vielen Kapellen, und die viele darinn befindliche Epitaphien. Man findet hier unter andern die Monumente und Begräbnisse Heinrichs des siebenten, der Königinn Elisaberth, des Königs William des dritten und seiner Gemahlinn Maria, und des Prinzen George. In St. Eduardi Confessoris Kapelle sind die zwey hölzerne Sessel, auf welchen die Krönung geschiehet. Man siehet auch hier den berühmten Stein vom Patriarchen Jakob; und endlich ist noch in dieser Kapelle ein breites, schweres und sehr langes Schwerd.

Den 5ten Julii fuhren sie nach Gresham - College. Es ist eigentlich ein Gymnasium, welches von seinem Stifter Gresham den Namen hat. Es sind jederzeit viele gelehrte und brave Leute darinn Professores gewesen, und die königliche Societät hat auch ihren Sitz allhier. Es ist ein altes irregulaires Gebäude, davon das innerste, wo die Societät

ihre

ihre Zimmer hat, noch das beste ist. Das Museum und die Bibliothek der Societät sind eben nicht von sehr großer Erheblichkeit.

Den 6ten Sonntags Mittags waren sie bey den Quakern in Westmünster in Gatehouse. Sie haben keine rechte Kirche, sondern einen ganz großen und schlechten Saal, der voller Menschen war. Sie fanden keinen großen Unterschied unter den hiesigen Quakern und denen in Amsterdam. Es sollen hier auch eben so selten Weibsleute predigen als dorten. Die Zuhörer hingen alle die Köpfe wie in Holland; sie machten aber noch wunderlichere Minen, und thaten ganz erschreckliche Seufzer.

Den 7ten Julii besahen sie St. James oder den königlichen Palast. Weil aber inwendig die meisten Zimmer damals wegen der Trauer vor den Prinz George von den Meubles leer waren, so konnten sie die rechte innere Pracht nicht sehen. Es ist sonst ein weitläuftiges irregulaires und niedriges Gebäude, hinter welchem ein langer und schmaler Garten, welcher an den Park stößet.

Den 8ten ritten sie nach

Ebsom, vierzehn englische Meilen.

Diesen wegen seines Brunnens, und der Hossemee oder dem Wettlauf der Pferde, berühmten Ort, welcher ziemlich groß, aber wie alle Oerter, außer London, in Engelland sind, offen ist, und nichts vorzügliches hat.

Nachmittags um drey Uhr ritten sie hinaus nach dem Platz, da das Rennen pflegt gehalten zu werden, und Bansted Downes near Epsom genennet

wird.

wird. Es ist eine halbe Stunde von Epsom. Sie fanden allda eine unzählige Menge Menschen zu Pferde, sowohl Manns- als Weibsleute, von welchen letztern viele Mannskleider und Hüte mit Federn trugen, das in Engelland gar gemein ist. Es waren auch einige wenige Kutschen da. Der Platz zu dem Rennen war sehr uneben und hüglicht. Rings herum, so weit man sehen konnte, waren angestrichene Pfäle und Balken gesetzet, um welche die Pferde zweymal in einem Laufen laufen musten. Die fünf Pferde, welche laufen sollten, wurden erstlich mit Decken behangen, auf dem Platz herum geführet, und von jedermann besehen, da sich denn die Wettungen schon anfingen, welches vor dem andern gewinnen werde. Sie gehörten zweyen Lords. Damit aber niemand übervortheilet werde, und einer nicht viel bessere Pferde als der andere bringe, wird ein Preiß gesetzet, nemlich von zwanzig Pfund; mehr sollte es nicht werth seyn. Damit auch kein Vortheil gebraucht werde, und keine Entschuldigung gelte, so werden sowohl die Sättel als die Kerls abgewogen, und dafern einer nur ein Loth schwerer ist, wird dem andern in die lederne Tasche, die sie zu dem Ende an haben, so viel Bley gegeben. Diejenigen aber, welche reiten, haben besondere kleine Hüte, fast wie die Hamburger auf, und kurze seidene Reitkamisölgen an. Wenn nun das Abwägen geschehen, und alles parat ist, müssen sie in einer Reihe halten, und, wenn das Zeichen gegeben wird, zugleich anfangen. Man kann sich die Geschwindigkeit dieser Pferde nicht genug einbilden; sie laufen nicht, sondern fliegen gleichsam, und holen so weit aus, daß es von weitem scheinet, als strichen die

Bäuche

Bäuche auf der Erde her. Weil die Distanz der Barriera nicht groß genug, müssen sie zweymal herum kommen, jedesmal zwo, und also zusammen vier englische Meilen. Mit Erstaunen sahen unsere Reisenden, daß diese Pferde das erstemal in fünf, und das andere mal in vier, und also zusammen in neun Minuten die zweymale herum kamen. Die Engelländer machen dabey ein großes Geschrey und Wesen. Alles jägt innerhalb den Pfälen so grausam herum, daß einem die Augen vergehen, um den Pferden nachzusehen oder nachzukommen; der eine stürzet hie, der andere da, und man kann zuweilen sehr leicht Schaden nehmen, oder große Verdrüßlichkeiten bekommen, wenn man etwa einem, der da rennet, in den Lauf kommt, und ihn aufhält; denn so kommen alle diejenigen, die gewettet haben, über einen her. Welcher am ersten dem Ziel so nahe kommt, daß der Mann, welcher darüber gesetzet ist, die Fahne hinter ihm in die Erde schlagen kann, der hat gewonnen, wenn ihm auch ein anderer noch so nahe in dem letzten Satz käme. Man muß sich verwundern, wie oft diese Kerls einander holen, und der im Anfang etwa zwanzig Schritte vor hatte, wird wohl hernach der letzte. Es muß aber ein Pferd zweymal hinter einander gewinnen, sonst ist es ungültig.

Wenn ein Lauf geschehen, wird eine Viertelstunde gewartet, damit sowohl die Pferde als Menschen sich erholen können, indem beyde wegen der großen Schnelligkeit sehr erhitzet werden, und keinen Athem haben. Denen Pferden stand nicht allein der Schaum Fingers hoch auf dem Leibe, sondern dem einen schoß auch das Blut aus der Nase. Sie bekommen

gleich

gleich ein Glas Sekt, und werden fleißig abgerieben. Wenn der zweyte Lauf geschehen soll, werden die Kerl wieder gewogen, und dafern nur einer seine Peitsche, oder sonst was nur irgend etwas wieget, verlieret, so kann er nicht gewinnen. Es wird so oft gelaufen, bis ein Pferd zweymal gewonnen. Uebrigens sind noch verschiedene andere Gesetze bey diesem Wettlaufen zu beobachten. Als alles vorbey war, ritten unsere Reisenden um das Ziel herum, um eigentlich zu wissen, wie weit es sey. Sie befanden aber, daß sie, um nur einmal herum zu kommen, ob sie gleich einen starken Schritt ritten, eine halbe Stunde nöthig hatten, so daß es zu beyden malen eine gute Stunde ausmachet; da man sich denn warlich wundern muß, daß diese Pferde eine halbe teutsche Meile in neun Minuten laufen können.

Den 9ten Julii gingen sie nach dem Brunnen, der eine gute Viertelstunde von der Stadt ist. Er ist in einem mittelmäßigen Hause, dabey nur ein nicht sehr langer bedeckter Gang ist, da man, wenn man trinkt, auf und ab gehet. Der neue Brunnen ist in der Stadt. Nachmittags kehreten sie nach

London

zurück.

Den 14ten Julii fuhren sie nach Hemstede, eine halbe teutsche Meile. Dieser Ort ist sehr angenehm, und weil dichte vor der Stadt ein Gesundbrunnen ist, so sind nicht allein viele Leute daselbst, welche die Brunnenkur brauchen, sondern viele haben auch eigene Häuser dahin gebauet, um sich den Sommer über daselbst aufzuhalten. Die Gegend

ist

ist sehr angenehm; man siehet von einer Höhe auf die andere, und ist der Prospect über die Themse und nach London sehr schön. Sonst ist auch bey dem Brunnen eine artige Allee. Der Brunnen ist martialisch. Als es dunkel werden wollte, gingen sie nach London zurück, weil das Rauben auf diesem kleinen Wege sehr gemein ist.

Den 18ten fuhren sie durch Canon-street, um den sogenannten London stone zu sehen. Er ist ein ziemlich großer Stein, der auf der Straße liegt, und über welchen ein steinern Häusgen gemachet ist. Er ist bloß ein Zeichen, wie weit vor diesem die Stadt gegangen. Nachher besahen sie unter der Börse die Magazins, welche der westindischen Compagnie gehören, und lauter wohlgewölbte Gänge sind, die aber, weil sie ziemlich feucht, nicht gut zur Verwahrung des Gewürzes sind. Hierauf fuhren sie nach der Bank, welche ein ziemlich großes Gebäude ist. Unten ist darinnen ein sehr großer Saal, in welchem sehr viele Tische stehen, worauf das Geld in erschrecklichen Haufen lieget, und nicht gezählet, sondern nur abgewogen, und mit kleinen blechernen Schaufeln in die Säcke geschüttet wird. Sie sahen ferner zu, wie das Gericht gehalten wurde, welches alle Monat einmal geschiehet. Der Platz dazu siehet gänzlich aus, wie die Maler das Richthaus Pilati gemeiniglich vorstellen. Es läuft alles Volk zu, und macht einen solchen Lermen, daß man öfters weder Advocaten noch Richter vernehmen kann. Man muß auch sowohl vorn an der Thüre, als inwendig, einen Schilling geben, um herein zu kommen, und einen Platz zu haben. Auf einem etwas erhöheten Stuhl sitzt der Lord Maire mit vier Assessoren, so

von

von den zwölf Iudges of the Iustice of Peace sind; vor demselben sitzen unten an einem Tisch die Unterbedienten, Schreiber, und Advocaten. Hier wird ein jeder, sowohl großer als geringer Verbrecher zu denen verschiedenen Strafen condemniret, welche auch gleich an ihm vollzogen werden. Die Advocaten streiten oft heftig wider die Urtheile. Man hat in Engelland keine andere Art der Tortur, als daß ein Missethäter, wenn er nicht bekennen will, in einen Kasten geleget, und nach und nach mit einem Stein nach dem andern auf den Leib bedecket wird, bis er endlich, wenn er nicht bekennen will, ersticken muß.

Den 19ten Julii fuhren sie auf der Themse nach Lambeth, um allda Lambethswells oder den Gesundbrunnen zu sehen. Der Brunnen hat Alaun und Eisen. Es ist ein Wirthshaus dabey. Von hier fuhren sie auf eben der Seite der Themse nach Foxhall, wo ein großer und unvergleichlich schöner Garten ist, der Springgarten genannt, weil er im Frühling (Spring) am allerangenehmsten ist, wegen der vielen Vögel, die sich darinn aufhalten.

Den 20sten giengen sie in Lincol'ns Innfield spatzieren, das einer der größesten Plätze in London ist, wobey sich ein schöner Spatziergang von Alleen und ein Springwerk befindet.

Den 21sten besahen sie in Foxhall die Porcellanhütte und die große Glas- und Spiegelhütte, und in Southwark die kleine Blashütte.

Den 26sten Julii reiseten sie über

Epping,

funfzehn englische Meilen.

Harlow,
vierzehn englische Meilen.
Nieuport,
vierzehn Meilen.
Littlebury,
drey englische Meilen, nach
Cambridge,
zehn englische Meilen.

Hier kamen sie den 27sten Julii an. Vor der Stadt beobachteten sie die alten sächsischen Gräber.

Diese Stadt ist, wenn man die Collegia ausnimmt, nicht viel besser als ein Dorf, wie sie denn auch schlechte und doch kostbare Wirthshäuser hat. Der Zustand der hiesigen Universität ist schlecht. Im Sommer werden gar keine Collegia gehalten, weil alsdenn die Professores und Studenten meistens auf dem Lande oder in London sind: Im Winter aber werden etwa drey oder vier Lectiones gehalten, wo jedoch fast niemand hineinkommt, weil die Scolars oder Studenten nur einen oder andern Professorem haben, der sie informiret.

Das Trinity Colledge ist von allen Collegiis das schönste. Es ist ein doppeltes und recht königliches Gebäude mit zweyen viereckigten Höfen. Die Kapelle, in dem ersten Hofe rechterhand, ist sehr schön, hell, lang, aber etwas schmal. Der Altar ist von Holz, sehr maßiv und wohl gemacht. Hinter demselben sind an der Mauer vier recht schöne Gemälde, welche Christum, Johannem, Mariam die Mutter, und Mariam Magdalenam, vorstellen, mit Wasserfarbe gemalet. Im hintern Hof ist die Bibliothek. Hinter dem St. Johns Col-

ledge fließet der kleine Fluß Cam, von welchem Cambridge den Namen haben mag. Die über diesem Fluß befindliche Brücke ist wohl und zierlich gemacht mit steinernen balustres. Sie soll zwey tausend Pfund gekostet haben, welches für eine so kleine Brücke ein sehr großes Geld ist. Jenseit der Brücke ist ein Garten, so dem Collegio gehöret, darinnen schöne Alleen sind.

Die Kings Chapell ist allhier die schönste. Sie ist gewiß ein unvergleichlich zierliches Gebäude von Stein, sonderlich, was die viele Bildhauerarbeit darinn anlanget. Sie ist lang und hoch, aber nicht breit, und ohne Pfeiler.

Die hiesigen Professores und Doctores sind weit höflicher als die Gelehrten in London und anderer Orten; sie freuen sich auch, wenn sie Fremde sehen, weil hier nicht so viele, als nach Oxford, kommen.

Das Cajus und Gonevill-Colledge ist ein ziemliches Gebäude. Es ist auch eine Bibliothek dabey. Das Magdalenen-Colledge ist das allerschlechteste; daher König Jacob zuweilen im Scherz zu sagen pflegte, daß er hier zu Stuhle gehen wolle. Es ist ein sehr altes und schlechtes Gebäude, und die Bibliothek, so oben unter dem Dache stehet, ist sehr gering, und überdem sind die Bücher ganz mit Schimmel überzogen. Das Collegium publicum, insgemein the School genannt, ist ein altes und schlechtes Gebäude. In selbigem sind die Auditoria publica und eine Bibliothek. Unten ist ein kleines Zimmer, darinn sich der akademische Senat versammlet. Sonst giebt es hieselbst noch sehr viele andere Collegiengebäude, die aber keiner besondern Beschreibung werth sind. Nachdem unsere Reisen-

den ihre Zeit mit Besichtigung dieser Gebäude und der darinn befindlichen Bibliotheken, und mit Besuchen hiesiger Gelehrten, zugebracht hatten, setzten sie am 14ten August ihren Weg weiter fort über

Gamke,

vierzehn englische Meilen.

Bedford,

zehn Meilen.

Newportpanel,

acht Meilen.

Bukingham,

zehn Meilen.

Bicester,

sieben Meilen, nach

Oxford,

zehn englische Meilen, wo sie den 16ten August gegen Abend ankamen.

Hier sind ebenfalls sehr viele und ansehnlichere Collegia. Bey dem Magdalenen Colledge ist der Physic. Garden oder botanische Garten, welcher nicht sehr groß, überhaupt ziemlich wohl angelegt, aber übel unterhalten wird, indem alles sehr wild und verwachsen in denen Parterres aussahe. Die größten Zierrathen geben die viele und schöne Taxus, die man fast nirgend höher und besser gezogen antrift. Man findet viele Figuren von demselben, und sonderlich sind gleich bey dem Eingang zwey unerhört große, welche mit der Scheere also gezogen worden, daß die eine die Statur des Hercules mit der Keule, die andere einen Mann mit einem Spieß vorstellet; beyde sind wohl dreyßig Schuh hoch.

hoch. Die Kapelle in dem Magdalene-Colledge ist zierlich, aber klein und etwas dunkel.

Das Queens-Colledge ist ein recht königliches Gebäude. Das Nero-Colledge ist ein großes regulaires und schönes Gebäude, hinter welchem ein mittelmäßiger Garten ist, der aus drey Gängen und vier Parterren bestehet. In dem vordersten linkerhand ist von Buxbaum das englische, rechterhand aber des Collegii Wapen sehr artig gezogen. Auf dem dritten Parterre ist eine Sonnenuhr, gleichfalls von Buxbaum, da ein großer hölzerner Pfahl den Zeiger ausmachet. Oben, weil die zwölf Zahlen den Zirkel nicht ganz ausfüllen, stehen die Worte: SIC VITA, auch von Buxbaum. Hinten ist ein ziemlich hoher Berg mit gezogenen Hecken und Bäumen besetzt, der Parnaß genannt, auf dessen Höhe man sich weit umsehen kann. Die Bibliothek ist schlecht. Die Kapelle ist nicht groß und sonderlich. Hinter derselben ist ein altes viereckigtes Gebäude, das einem Kloster sehr ähnlich siehet. In der Mitte ist ein schlechter Garten, und rings herum ein Gang, welcher deswegen merkwürdig ist, weil er mit irrländischen Eichenholz gewölbet ist, welches keinen Wurm und keine Spinne leiden soll.

Das scheldonische Theater ist ein zierliches und schönes Gebäude, welches aber überhaupt nur aus einem einzigen großen Saal bestehet, darinn die Promotionen und solenne Actus von der Universität gehalten werden. Oben ist nichts als eine Bühne, von deren Dachstuhl man ohne Noth viel Wesens macht; auswendig ist rings herum ein nicht gar breiter Gang, mit Bley gedeckt, von welchem man die Stadt wohl übersehen kann. Unter dem

Theater ist ein Gewölbe oder Keller, darinn vor diesem eine Buchdruckerey gewesen. Das vornehmste an diesem Theater sind äußerlich an der Mauer die vortreflichen Marmora Arundelliana oder Oxonienia, welche gewiß ungemein schön, und an der Zahl 169 sind. Zu der eigentlichen Universitäts- oder Bodleischen Bibliothek wird niemand zugelassen, der nicht vorher einen eigenen, ziemlich harten Eid bey dem academischen Senat deswegen abgeleget hat. Unsere Reisenden mußten denselben auch leisten, und erhielten darauf die Freyheit, gedachte Bibliothek zu besichtigen.

Das Exeter-Colledge ist vorn ein ziemliches, hinten aber ein altes und schlechtes Gebäude. Die Kapelle ist klein und schlecht, worinnen ein Pult von Meßing stehet, in Form eines Adlers. Gegenüber ist das Iesus-Colledge, welches ein regulaires aber nicht eben großes Gebäude ist. Die Bibliothek ist nicht sehr groß.

Auf der hiesigen Anatomiekammer sind viele Kunst- und Naturaliensachen, und einige Alterthumsstücke.

Zwo gute englische Meilen von hier bey einem Dorf Pffly genannt, ist ein kleiner und ganz mit Hecken bewachsener Bach, welcher das darein geworfene Holz mit einer sandigten Cruste überziehet; und es ist falsch, wenn man vorgiebt, daß das Holz in diesem Wasser zu Stein werde. Ueberdem lässet sich die Cruste, so sich an das Holz anhänget, gar leicht mit den Fingern zerreiben, da man sehen kann, daß sie nur aus einem Sande bestehet.

Das Museum Ashmoleanum ist an Naturalien und Kunststücken ziemlich reich. Es ist auch ein

kleines

kleines Münzcabinet und eine Bibliotheca Manuscriptorum dabey. Die übrigen Collegia allhier sind Wadham-Colledge, Corpus Christi Colledge, bey welcher eine schöne große Kirche, Merton-Colledge, Lincoln-Colledge, All Souls-Colledge und Pembrock-Colledge. Alle diese Gebäude allhier zu beschreiben, ist zu weitläuftig. Fast bey einer jeden ist eine eigene Kapelle und Bibliothek, und die meisten haben ziemliche Gärten oder Alleen zum Spatzierengehen.

Den 2ten September begaben sich unsere Reisenden nach **Woodstock**, sechs englische Meilen, und besahen daselbst den berühmten Garten des Herzogs von **Marlborough**, welcher mit dem Hause in Woodstock-Park liegt, und itzt **Plintheim** genennet wird. Hierauf kehrten sie desselben Tages wieder nach **Oxford** zurück, nachdem sie vorher bey dem Dorf **Godstow**, zwo Meilen von Oxford, das Grabmaal der berühmten **Fair Rosamonde** besichtiget hatten.

In Oxford brachten sie, wie vorher, ihre meiste Zeit mit Besichtigung der Collegiengebäude, der darinn befindlichen Kapellen und Bibliotheken zu, sie besuchten den Hortum medicum, das öffentliche Laboratorium, und sahen auch einem Pferderennen zu, so jährlich in Oxfordsshire gehalten wird.

Endlich reiseten sie den 8ten October über Benson, Anly, Nadyned, nach

Windsor,

um das allhier auf der Höhe liegende Schloß zu besehen, in welchem viele schöne meublirte Zimmer sind. In dem Rittersaale ist vornämlich der große

und vortreflich schön gemalte Triumph zu bewundern, den der königliche Prinz und Sohn Eduard des Dritten erhalten, welcher zwey Könige, nämlich den von Frankreich und Schottland gefangen genommen. An dem andern Ende ist König Wilhelm, auf dem Thron sitzend; die Treppe auf dem Thron ist sehr natürlich nach der Perspectiv gemalet. An diesem Saal stößet die Kapelle. Im äußern Schloßhof stehet die Statue von Carln dem Andern. Um das Schloß herum gehet ein schöner und lustiger Weg, auf welchem man sich weit umsehen kann. Es ist auch hier zu Windsor eine Abtey, und eine dazu gehörige schöne große Kirche.

Den 9ten October fuhren sie durch

Colbrook,

fünf Meilen. Von hier mußten sie über die wegen der öfters hier begangenen Straßenräubereyen sogenannte Diebesplaine paßiren auf

Honsly,

fünf Meilen,

Brendford,

zwo Meilen,

Kensington,

fünf Meilen, nach

London.

Den 16ten October fuhren sie außerhalb der Stadt nach Tuttelfield, um die Wahl eines neuen Parlamentsgliedes vom Unterhause zu sehen, dabey es aber so wild hergieng, als es immer in Polen seyn kann. Es waren zwo Parteyen, eine vor den General Stanhope, und die andere vor einen gemei-

nen

nen Bürger und Bierbrauer, Namens Croß. Die letztere war die stärkeste. Die Felder waren mit unzählichen Menschen besetzt, die einen gewaltigen Lermen untereinander machten, und wovon der eine Stanhope, und der andere Croß rief. Die Parteyen geriethen sehr aneinander, und schlugen sich mit derben Knitteln herum, welches sowohl Vornehme als Geringe thaten. Es ist aber bey Leib- und Lebensstrafe verboten, einen Degen zu ziehen, und Pistolen haben sie auf englische Manier gar nicht. Durch solche Parade wird aber nichts ausgemacht, als daß man nur siehet, wie stark eines jeden Partey sey. Denn die eigentliche Wahl geschiehet erst nach der Hand, da ein jeder seinen Namen in ein Buch schreibet. Dieses geschahe ebenfalls öffentlich, und zwar in Coventgarten. Auf diesem großen Platz war eine große Menge Volks, unter welchem es abermals wunderlich hergieng. Vor dem Hauptthor der daselbst stehenden Kirche war ein Tisch gesetzt, auf welchem zwey große Bücher lagen, in welche ein jeder seinen Namen schrieb. Das eine Buch war vor den General Stanhope, das andere vor den Croß. Wenn es sich nun zutrug, daß zwey hingiengen, und einer in jenes, der andere in dieses Buch schrieb, so geriethen sie gewiß, wenn sie weggiengen, einander in die Haare; wie es denn unzählige Schlägereyen links und rechts gab. Dieses Aufschreiben der Stimmen hatte bey acht Tage gedauert, da hernach die Stimmen gezählet worden. Croß hatte eine größere Anzahl derselben, und behielt daher die Oberhand.

Den 24sten October fuhren unsere Reisenden über Thistelworth nach Hamptoncourt, um das

hiesige Schloß zu besehen. Dasselbe hat drey Höfe, davon die zwey vordersten zwar ziemlich groß, aber an Gebäuden schlecht und alt sind. Den hintersten Hof hat König Wilhelm der Dritte von Backsteinen erbauen lassen; er ist viereckigt, und nicht gar groß, auch klein von Gebäude. In dem Hofe sind etliche Taxus nebst einem Springwerk. Hinter dem Hof ist ein großer Garten in einer halbrunden Figur, flach, und aus lauter Gazons bestehend, doch sind einige schöne Statuen von Metall und Alabaster darinn, davon die eine, so einen Gladiatorem vorstellet, unvergleichlich ist. Rechterhand des Gartens ist auch ein großer in zwey Theile abgetheilter Garten, in welchem die Orangerien sind. In dem kleinern Garten gegen das Wasser ist ein Sommerhäusgen. Linkerhand des großen Gebäudes ist wieder eine Abtheilung von Menagerien, in lauter Hecken und Alleen bestehend, welche in etlichen Gängen auf einen Stern, als in einem Punkt, zusammengehen. Auf beyden Seiten sind zwey Irrgärten, einer in die Rundung, der andere im Triangel. Dieser war der größte und beste. In dem Hause sind die Zimmer eben nicht sehr prächtig meubliret. In des König Wilhelms Cabinet zeiget man unter andern etliche lakirte Stöcke mit Sturmfenstern oben drauf, welche ein Present von dem großen Mogol seyn sollen. In dem sogenannten Triumphsaal hängen neun große Stücke, welche den Triumph des Julius Cäsars vorstellen, und davon hat auch dieser Saal seinen Namen. In einem andern mittelmäßigen Zimmer sind die neun sogenannte Schönheiten von Engelland, oder die Dames der Königinn Maria in Lebensgröße abgemalet.

Hier-

Hierauf fuhren sie nach Richmont, welches in einer sehr anmuthigen Gegend an der Themse lieget, an einem ziemlich hohen Berge. Der Brunnen, das Tanzhaus und andere publique Gebäude für die Curgäste liegen etwas unterwärts nach der Stadt zu. Der Ort selbst ist nicht unangenehm. Man hat hier, wie an allen dergleichen Oertern und Gesundbrunnen Engellands, viele Belustigungen, und lebet ziemlich frey. Wenn man Abends spät nach London zurückkehret, läuft man Gefahr, geplündert zu werden. Denn weil die Straßenräuber wissen, daß die Leute von solchen Oertern sehr spät auf London zurückfahren, pflegen die Straßen sehr unsicher zu seyn, welches vor ein so mächtig Königreich und eine solche Residenz, keine geringe Schande ist. Allein, hierüber hat man sich um so weniger zu verwundern, weil dergleichen Plünderungen sogar des Nachts in der Stadt und um die Residenz S. James geschehen.

Den 25sten October fuhren sie nach Kensington. Das hiesige Gebäude ist nicht sehr groß, aber neu und regulair. Man findet hier verschiedene wohlmeublirte und mit vielen schönen Gemälden ausgezierte Zimmer. Der Garten bey diesem Schloß ist groß, mit vielen Veränderungen von Hecken, Gazons, Taxus, und Parterren. Die Orangerie ist sehr wohl und artig in gerader Linie gebauet. Die Alleen sind sehr groß und schön, sonderlich die mittelste.

Hierauf fuhren sie zurück nach London, und besahen den 2ten November die Kirche, welche mitten im Convent-Garden stehet, und nach der Paulskirche für die beste in London gehalten wird. Sie

macht

macht von außen wegen des niedlichen Portals ein schönes Ansehen. Die Wahlen der Parlamentsglieder geschehen, wie gedacht, unter diesem Portal. Die Kirche aber selbst ist inwendig schlecht, niedrig, und dunkel.

Nachdem unsere Reisenden sonst noch viele Gelehrten und Künstler in London besuchet, und ihre Curiositäten besehen hatten, fuhren sie von London ab, durch

Brentwood, Chelmsfort,

wo sie wegen einer vorzunehmenden Wahl eines Parlamentsgliedes sehr unter das Gedränge des Volks kamen, ferner auf

Watham, Colchester,

Mannytree,

nach

Harwich,

wo sie den 5ten ankamen. Weil guter Wind war, so gaben sie sich sogleich bey dem Capitain von dem Paquetboot an. Weil aber die Briefe spät ankamen, und sich der Wind unterdessen gedrehet hatte, mußten sie noch sechs Tage warten. Solches war um so viel verdrießlicher, weil man an diesem schlechten Ort nichts sehen oder verrichten kann, schlecht tractiret wird, und ein ganz entsetzliches Geld zahlen muß. Der Capitain hätte wohl ehe ausfahren können, allein, diese Leute halten es mit denen Wirthen, und verweilen so lange als nur möglich ist. Der einige Zeitvertreib unserer Reisenden war, daß sie täglich am Strand des Meeres spatzieren giengen,

gen, da man sich rechterhand des Orts auf einer Höhe sehr weit in die See umsehen kann. Einesmals sahen sie daselbst noch einer recht teuflischen Lust der Engelländer zu. Es hatten nämlich einige Lords, so auch auf den Abgang des Paquetboots warteten, um sich einen Zeitvertreib zu machen, zweyen Bootsgesellen eine Krone versprochen, wenn sie sich nackend bis auf die Hosen ausziehen, und sich darum mit Fäusten schlagen würden. Sie schlugen sich daher einander ganz blutrünstig. Solches thun die Bootsgesellen sehr oft vor Geld, und werden dennoch, nachdem sie miteinander gesoffen, wieder die besten Freunde.

Den 11ten November giengen unsere Reisenden zu Schiffe, kamen aber erst wegen widrigen Windes, und weil sie auf einer Sandbank sitzen geblieben, den 12ten in der Nacht in Helvoet-Sluys an, wo sie einen Wagen nahmen, und von hier den 13ten auf Briel fuhren, darauf in einem kleinen Boot auf Masland-Sluys fuhren, von da sie mit der Schuyte auf

Scheploy, Delft,

Delftshaven,

nach

Rotterdamm

giengen, wo sie den 14ten ankamen.

In einem Gäßgen am großen Markt nächst der großen Kirche zeiget man das Häusgen, in welchem Erasmus gebohren. Mitten an selbigem ist er auch abgemalet, und hat auf beyden Seiten lateinische, holländische, und spanische Inscriptionen. Die

Statue Erasmi auf dem Markt scheinet etwas klein. Die Inscriptionen bey derselben findet man in seinen Werken, und sonst überall. Die große Kirche ist sehr groß und schön, sonderlich breit und hoch; der Dachstuhl aber von Holz und heßlich.

Die sogenannte Latynsche School, sonst Schola Erasmiana lieget hinter der sogenannten großen Kirche auf der Seite, und ist ein altes irregulaires aus zweyen Flügeln bestehendes Gebäude. Außerdem ist noch ein Gymnasium allhier, in welchem der berühmte Petrus Bayle, Professor Eloquentiä gewesen.

Das Oude mannen Huys ist ein ziemlich grosses, neues, regulaires, maßives Gebäude, welches von Backsteinen errichtet. Sonst findet man in denen Zimmern nichts Besonderes. Drey Stunden von hier in Gouda werden die besten sogenannten holländischen Pfeifen gemacht. Dieses Städtgen hat einen schönen Markt, ein niedliches Rathhaus, und eine schöne Kirche, welche eine der größten in Holland ist, und viele prächtige Gemälde hat.

Bey Moordrecht ohnweit Rotterdamm findet man die sogenannten Rollbrücken. Sie sehen wie die Pferdestiegen aus, so zu beyden Seiten schräge herunter gehen, und über das Wasser von einem Ufer zu dem andern gelegt sind. Auf denselben liegen verschiedene Rollen, die so lang sind als die Brücke breit ist. Ueber diese werden die Schiffe, (aber nur der Bauern Milch- und Marktschiffe) entweder mit den bloßen Händen, oder mit einer Winde gezogen. Es ist auch bey Rotterdamm ein beträchtlicher Schiffsbau.

Den

Den 29sten November gieng die Reise weiter nach

Delft.

Hier sind zwo Kirchen. In der nieuwen Kerk op the markh ist das schöne Epitaphium von Prinz Wilhelm dem Ersten von Oranien. Der hiesige Markt ist sehr groß, schön, und regulair. In der Mitte desselben ist ein etwas erhöheter runder Platz, oder Zirkel mit Steinen besetzt, darauf wie ein Compaß, und eine Lilie, so Norden zeiget, mit Steinen von allerhand Farben gepflastert war, auch diese Worte herauskamen: Elck wandel in Gottes Wegen, 1596. welches artig ausgesonnen war. Rechterhand der nieuwen Kerck, wenn man vom Rathhaus über den Markt gehet, bey der Brücke zeiget man das Haus, in welchem Hugo Grotius gebohren worden.

Unsere Reisenden hatten hieselbst den berühmten Leuwenhoek besuchet, und viele microscopische Curiositäten bey ihm gesehen. Sie reiseten den 4ten December nach dem

Haag,

ab, so nur eine Stunde von Delft ist. An diesem volkreichen Ort, welcher der Sitz derer General-Staaten ist, hielten sie sich bis zum 11ten Januar des 1711ten Jahres auf, und brachten ihre Zeit mit Besichtigung der Naturaliencabinette bey verschiedenen Privatpersonen zu. An gedachtem Tage reiseten sie nach

Leiden,

Leiden,

dieser wegen der daselbst befindlichen Universität so berühmten Stadt. Auf dem hiesigen Universitäts-Gebäude ist ein schönes Observatorium, von dessen Gallerie man die Stadt übersehen kann.

Ein paar Musqvetenschüsse von der Stadt zwischen dem Galgen- und Rheinsburgerthor liegt das Pesthaus. Man gehet durch eine Allee dahin. Dieses Haus ist ein schönes viereckigtes Gebäude, rings herum mit Wasser umgeben. Gegenüber stehet ein niedriges und kleines Haus, welches nur vor fremde und ganz arme Leute erbauet ist. Es hat fünf große Kammern, und hundert und dreyssig Bettladen mit saubern Betten. In dem grössern Hause sind, außer der Regentenkammer, vierzehn große und sehr hohe Säle gebauet, in welchen zwey hundert und funfzig Bettladen an den Wänden herum, doch ohne Betten stehen, weil die Bürgersleute, so hierein kommen, ihre Betten mitbringen müssen. Mitten in dem Gebäude ist ein viereckigter Platz mit einem Weyher und einigen Grasplätzen. Ueberdas sind hier zwo Cisternen mit Pumpen. Ueber der vornehmsten Thüre ist die Plage der Pestilenz in Stein gehauen vorgestellet.

Der hiesige mediciniſche Garten ist an ausländischen Gewächsen sehr reich. Linkerhand dieses Gartens werden in einer Galerie sehr viele fremde Dinge verwahret, sowohl aus der Antiqvität als dem Naturreich. Hinter der Galerie ist das Laboratorium physicum academicum, welches eine grosse Anzahl physikalischer Instrumente enthält. Die

hiesige

hiesige academische Bibliothek stehet alle Mittwoche und Sonnabende von zwey bis vier Uhr Nachmittags offen. Auf dem hiesigen Theatro anatomico befindet sich eine große Menge von vortreflichen Präparaten und anderer curiösen Dinge. Das Laboratorium chymicum hinter dem Collegio ist nicht sehr groß, hat auch nicht viele Oefen, doch einige von guter Invention, ist sonst aber sehr helle. Hier werden die chymischen Lectiones gehalten, zu welchem Ende rings herum erhöhete Bänke gemachet sind.

Die hiesige Burg hat ehedem ihre eigene Burggrafen gehabt. Viele geben vor, daß sie Proprietarii Urbis gewesen; aber allhier leugnet man dieses, und behauptet, daß sie nur einige Jurisdiction gehabt, von der Burg bis an den Rhein. Man zeiget noch auf der Fischbrücke einen großen weissen Stein, welcher die Grenze ihrer Jurisdiction gewesen. Jenseit des Rheins aber habe der Magistrat die völlige Herrschaft allein gehabt. Nachher hat man denen letzten Burggrafen, denen Herren von Wassenaer alles abgekauft.

Das hiesige Armenhaus ist ein schönes, aber irregulaires Gebäude von Backsteinen, welches aus zweyen Höfen bestehet. Das Wayfenhaus ist zwar ein ziemlich großes Gebäude; aber die Armenhäuser in Amsterdamm sind weit größer und besser. In der Kleermakers Gilde Huys op de Pape gragt, das ist, in dem Gülde- oder Zunfthause der Schneider, zeiget man, in einem mittelmäßigen mit schönen Gemälden ausgezierten Zimmer, den Tisch von dem bekannten Anabaptistenkönig Johann von Leiden, welcher von

Ebenholz, viereckigt, länglicht, sechs Schuh lang und vier breit, sonder Füße, ist. Auch ist hier das Gemälde von Knipperdolling und Johann von Leiden.

Man sagt, daß in Leiden hundert und fünf und vierzig Brücken, und darunter hundert und vier von Stein sind. So viel ist gewiß, daß man sie fast in allen Straßen, wo nämlich Canäle sind, siehet. Die englische Kirche ist die, über welcher die öffentliche Bibliothek stehet. Die Lutherischen hatten sonst ihren Gottesdienst in hochdeutscher, itzt aber in holländischer Sprache.

Den 4ten Februar begaben sich unsere Reisenden nach

Harlem,

woselbst sie in viertehalb Stunden ankamen. Sie besahen den 5ten auf dem Rathhause die ersten Bücher und Druck von Costero, dem Erfinder der Buchdruckerkunst. In diesem Rathhause sind viele Kammern, und unter andern siehet man in der Vroet schap Kamer die sehr schön gewürkte, aber schon ziemlich verblichene Tapete von Damiatta; und den Grundriß, wornach diese Tapete gewürket worden, zeiget man in der Gallery achter der Scepen-Kamer. Wenn man zu dem großen Vorplatz gehet, siehet man über der Thüre in einem Schränkgen fünf große Schwerdter hängen, mit welchen der Herzog von Alba fünf hundert Bürgern in zwey Tagen soll haben die Köpfe abschlagen, und viele in das Harlemermeer jagen lassen. In dem großen Vorsaal hangen die sehr alten Gemälde von den Grafen von Holland.

Den

Den 8ten Februar giengen sie auf die zugefrorne Amsterdamser Waese, allwo sie unzählige Menschen, auch sogar Kinder, Mägdchen, und alte Weiber, mit Schlittschuhen laufen sahen. Sie bekamen zwey Kerls, welche sie in kleinen Schlitten mit Schlittschuhen eine gute Weile herum drückten. Solches gehet sehr geschwind und lustig, wie sie denn in einer Viertelstunde in einem Dorf waren, das von Harlem eine Stunde weit lieget.

Die groote Kerk ist ein schönes Gebäude, und enthält verschiedene Merkwürdigkeiten. Unter andern ist in dem Fenster über der großen Thüre gegen dem Rathhause über der Kaiser Friderich Barbarossa, wie er der Stadt das Wappen giebt, nicht uneben gemalt.

Die Doole ist ein ziemlich großes Gebäude, in einer zwar engen Straße, an sich aber auf einem schönen Platz oder Garten gelegen. Unten ist ein vortreflicher großer Saal, darinn neun unvergleichliche große Gemälde hangen. Sie stellen, wie gemeiniglich in solchen Doolen, die Versammlung derer Bürgercapitains nach dem Leben vor. Denn die Doolen sind Häuser, in welchen die Bürgercapitains zusammen kommen, um sich zu berathschlagen, und auch um zu trinken. Ueber dem Camin war ein Weibsbild mit einem Degen, Spieß, und Feldbinde gemalt, Capitain Renau genannt, weil sie sich in der Belagerung vor einen Capitain aufgeworfen, und sich wohl gehalten haben soll.

Die Stadt hat ihre eigene öffentliche Bibliothek, welche von dem Rathhause nach dem Prin-

zen-Hof gebracht worden, und verschiedene Manuscripte, auch schöne Gemälde hat.

Hier wird viele und gute Leinwand und schöner seidener Stoff verfertiget, die wollenen Tücher aber macht man in Leiden besser. Die Fische hat man allhier in großer Menge aus dem Harlemmermeer, so daß man sie auch öfters auf Haufen legt, und sie nicht sowohl verkaufet, als an die Meistbietenden verauctioniret.

Den 10ten Februar fuhren unsere Reisenden nach

Amsterdamm.

Weil sie unterweges immer bey der Amsterdammer sogenannten Fahrt oder Canal, darauf man sonst mit der Schuyt fährt, herkamen, hatten sie viele Lust, indem sie unzählige Menschen, Männer, Weiber und Kinder mit den Schlittschuhen hin und her laufen sahen, nämlich theils nach Amsterdamm, theils nach Harlem. Die Schiffer hatten die Bahn gekehrt, und den Schnee hinweg gemacht, wofür sie von einem jeden, der da läuft, etwas Geld bekommen. Unterweges waren hin und wieder Weiber, welche Brantewein und Kuchen verkauften, auch Stühle zum Ausruhen für Geld hatten.

Nachher haben sie in Amsterdamm op de buyten Amstel vor de uytertse poort ebenfalls eine große Menge Menschen auf dem Eis spatzieren gehen, auf Schlittschuhen laufen, und mit Schlitten fahren gesehen. Die Vornehmen fahren mit sogenannten Narrenschlitten, nämlich mit Schellen, die gemeinen Leute aber haben große

Schlit-

Schlitten, darinn wohl zwölf Personen fahren können, jeder vor ein paar Stüber. Das curiöseste war, daß hier sogar die Juden mit Schlittschuhen liefen, da man sonst sagt, daß sie nicht gern auf das Wasser und Eis giengen, weil es keinen Boden habe.

Auf dem hiesigen Theatro anatomico ist wenig von Präparaten. Sonst aber sind hier viele Gemälde, welche die Zergliederungen vorstellen. Die Schilderey über der Thüre, allwo der Todte in der Verkürzung liegt, so daß man ihm unter die Fußsohle siehet, ist ein schönes Stück. Sie sind alle in einem schönen großen Zimmer. Das Theatrum selbst aber ist geraumig, beqvem, und zierlich, auch viel besser, als das zu Leiden. Es ist auch ein Catheder allhie, auf welchem zuweilen Orationen gehalten werden. Ueber diesem Catheder stehet ein ausgebalgter kleiner junger Elephant, welchen Herr Ruysch lebendig gehabt haben soll.

Es sind hier zwo Synagogen. Die eine gehört den portugiesischen Juden. Sie ist ganz simple, ohne kostbare Architectur und ohne Zierrathen, aber sonst vor eine Judenkirche schön genug. Das kostbareste ist der Altar. Sie schreyen nicht wie die deutschen Juden, sondern singen ordentliche Melodien wie die Christen. Der Vorsänger hat auch keine Decke an. Die Portugiesen gehen sehr kostbar und sauber, daß man sie vor keine Juden erkennen sollte, wie sie denn auch nicht so aussehen wie andere Juden. Die Schmausen- oder deutsche Judenkirche ist

kleiner und schlechter. Inwendig sieht es auch viel hüßlicher aus.

Die nieuwe Luyterische Kerk op de Zingel ist von mittelmäßiger Größe, sehr schön, inwendig ganz rund. Auf der einen Seite gegenüber der Kanzel ist noch ein halber Zirkel angebauet. Das Dach ist mit Kupfer gedeckt. Oben auf der Spitze des Thurms stehet ein Schwan auf einem Kreuz. Die andere lutherische Kirche am andern Ende des Zingels ist etwas größer als jene, aber schlechter, niedriger, und nicht gar hell. Sie hatte sehr viele Emporkirchen, dergleichen man sonst in holländischen Kirchen nicht findet. Außer gedachten Kirchen giebt es noch viele andere allhier. Vornämlich sind die Orgeln in der nieuwen und Wester-Kerk sehr prächtig und schön.

Die Stadt hat auch ihre eigene Bibliothek, welche in der sogenannten Illustren-School ganz hoch unter dem Dach stehet. Der Vorrath an Büchern ist aber sehr gering.

Das Rathhaus ist zwar ein herrliches Gebäude, aber schmal, dunkel, und unbeqvem. Es hat sieben kleine Thüren oder Porten, welche, wie man vorgiebt, die sieben vereinigten Provinzen vorstellen sollen. Dieses Gebäude hat aber schlechte Treppen. Am Eingang linkerhand ist eine kleine schwarze Büchse. In dieselbe werfen die Leute, denen jemand abstirbt, den Namen des Verstorbenen. Darneben hänget ein Bret gen, auf welchem die Anzahl der im vorigen Jahre Verstorbenen jederzeit gemeldet wird. Anitzt stand: Dooden des Jars 1710: 7661, welches

ches gewiß eine große Anzahl ist, woraus man von der Größe der Stadt und der Menge der Einwohner urtheilen kann. Es ist auch hier eine sogenannte Kunst- oder Schilderkammer, welche Mitwochs und Sonnabends offen ist. Auf dieselbe schicken alle Maler von der Stadt einige Stücke herauf, theils ihre Arbeit zu zeigen, theils sie zu verkaufen: Auf einer dabey hangenden schwarzen Tafel sind ihre Namen und Addressen zu lesen.

Die Armenianer und Persianer haben jede ihre eigene Kirche hier. Die erste ist op de Kaysers Kraght, welche viereckigt, nicht eben groß, etwas niedrig und simple ist. Die Persianerkirche ist in einem schlechten Hause, eine Treppe hoch, in einem schlechten Zimmer. Die Leute, welche allzumal griechische oder armenianische Christen waren, saßen, etwa sechszig an der Zahl, theils auf Bänken, theils nach türkischer Manier auf der Erde auf Teppichen. Sie hielten die Messe in ihrer Sprache; zuweilen sangen sie, zuweilen las ein Priester mit einem großen schwarzen Bart, welcher ganz wie ein Capuciner gekleidet gieng, außer, daß die oberste Mütze von schwarzem Seidenzeug war. Etliche standen bey ihm, und hielten brennende Wachskerzen. Diese hatten weiße Chorhemde an, auf welchen rothe Kreuze genehet waren. Man sahe keinen Altar, sondern es hienge eine Decke davor von Cattun. Man schellete oder klingelte hinter dem Teppich etlichemal, da sich denn alles bückte, etliche mit dem Mund zur Erde. Sie räucherten auch zum öftern. Sie hatten alle ihre Pelzmützen ab, und an de-

ren Statt kleine Callotgen auf von Seiden. In dem Logement hiengen verschiedene alte schlechte Gemälde, darauf die Kreuzigung Christi und Marienbilder waren.

Die Mennonisten haben allhier drey Kirchen, welche in einer Reihe op de Zingel stehen. In denenselben und in ihrem Gottesdienst siehet man keinen Unterschied von den Reformirten, außer daß sie, wie bekannt, keine Kinder taufen, keine Fontanges und große Peruken tragen, und sonst in Kleidern sehr modest erscheinen, dennoch aber reinlich und sauber sind. Endlich haben auch die Quaaker ihre besondere Kirche allhier.

Den 29sten Martii fuhren unsere Reisenden von Amsterdamm nach

Utrecht.

Sie besahen den 31sten einige curiöse Manufacturen, als erstlich wie man die Fingerhüte mache, welches sehr artig anzusehen; es muß ein jeder Fingerhut durch neun Hände gehen, ehe er fertig wird, und ist daher zu verwundern, daß sie so wohlfeil sind. Hernach sahen sie die Laufe zu allerhand Gewehr machen. Drittens giengen sie in eine Seidenmühle, und sahen, wie man die rohe Seide haspele.

Den 1sten April giengen sie in den Dom, welches ein sehr schönes und ungemein hohes Gebäude, aber nicht gar groß ist. Es ist darinn nichts merkwürdig, als die marmorne Grabstädte vom Admiral Baron de Ghendt, und auf der Seite das Grabmaal einer Gräfinn von Hohen-Solms, welches letztere zierlicher als das erstere ist.

ist. Von hier giengen sie in die sogenannte Englische- oder Marienkirche, welche sehr schlecht und alt aussiehet. In der Mitte ist ein Unterschlag von Brettern gemacht, in welchem die Engelländer Kirche halten. Im Chor zeiget man das Hemd der Jungfrau Maria ohne Nath; dasselbe ist von feiner Baumwolle, aber sehr zerrissen und zerflicket. Man machte ehedem von dergleichen Hemden viel Wesens, aber itzt werden deren sehr viele aus Indien gebracht. In einem gewölbten Zimmer stehet die Bibliothek.

Den 3ten Aprill besahen sie in dem Chor der Johanniskirche die sogenannte Universitätsbibliothek. Man sollte sie aber billig die Stadt- oder publique Bibliothek nennen, weil die Universität, wie in andern Sachen, also auch über diese Bibliothek wenig oder nichts zu sagen hat. Der Saal oder die Kapelle, worinnen sie stehet, ist dazu sehr beqvem. Diese Bibliothek giebt auch sowohl an Anzahl als Güte der gedruckten Bücher der Leidenschen wenig nach, obgleich diese an Manuscripten viel reicher ist.

Im Kreuzgang des Doms oben an einem derer Schwiebbögen ist das Utrechtsche Wahrzeichen. Dasselbe ist ein in Stein sehr künstlich gehauener Strick, welcher zwar schön gemachet, sonderlich der Bindfaden, mit welchem das Ende des großen Stricks zusammengebunden; aber auf dem Stadthaus zu Amsterdamm an der Burgermeisterkammer, allwo unter andern Zierrathen auch allerhand Schifferzeug und ein dergleichen Strick ist, war es noch viel künstlicher, deswegen vermuthlich auch ein hölzernes Gegitter dar-

am gemachet, da sonst an den andern Zierrathen keines ist.

Das Universitätscollegium ist im Dom, und bestehet nur aus drey Zimmern, wovon die beyden untersten ziemlich groß sind. Vormals war es ein einziger Saal, welcher aber nachgehends durch eine Wand unterschieden worden. Dieser Saal ist deswegen merkwürdig, weil ehedem die Union der vereinigten Provinzen allhier fest gesetzet und geschlossen worden, auch die Stände der Provinzen sich darinn anfangs zu versammlen pflegten.

Den 6ten April nahm unser Verfasser, Herr Conrad Zacharias von Uffenbach, von seinem Bruder, Herrn Johann Friedrich von Uffenbach, welcher bisher sein angenehmer Reisegefährte gewesen, Abschied, und gieng mit einem Wagen von Utrecht ab. Er kam noch desselben Tages Abends in

Arnheim,

sechs Meilen an, von da er den 7ten über Doesburg und Deudekom durch

Vielvoeten,

einem kleinen Städtgen, so mit einem schlechten Wall, Graben, und Mauer umgeben, und durch

Isselburg,

so ebenfalls ein schlechtes Städtgen, sechstehalb Meilen von Arnheim, und endlich den achten nach

Wesel,

Wesel,

noch zwo Meilen reisete. Ohne sich hier aufzuhalten, gieng er mit Extrapost auf

Duisburg,

und nachdem er theils wegen der streifenden Parteyen, theils wegen angelaufenen Wassers in großer Gefahr gewesen, kam er endlich Abends um acht Uhr bey

Kayserswerth,

an, und reisete den 9ten nach

Düsseldorf,

sechs Meilen von Wesel. Er gieng noch diesen Morgen ein wenig in der Stadt herum, und sahe folgende Kirchen. Die Capucinerkirche, welche klein und schlecht ist. Die von den sogenannten blauen Beguinen oder Nonnen, sonst Annunciaten, oder Cölestiner genannt, welche zwar klein, aber sehr schön, und mit vielen guten Gemälden gezieret ist. Die Hauptkirche ist mittelmäßig; hinter dem Chor findet man das Grabmaal Herzog Wilhelms von Cleve.

Die Jesuiterkirche ist zwar ein schönes und zierliches Gebäude, von Qvaterstücken, (wie das ganze sehr große Collegium auch) allein sie ist sehr niedrig; inwendig hat sie schöne Gewölbe, und, welches sonst in catholischen Kirchen was rares ist, auf beyden Seiten Emporkirchen; der Altar ist sehr hoch und wohl gemacht, und hat, welches sehr prächtig aussiehet, auf beyden

Seiten

Seiten von oben bis unten eine Decke von rothem geschnittenen oder blumigten Sammet.

Den 11ten besahe er die Bibliothek des Jesuiter-Collegii. Den 12ten gieng er zu den Ursulerinnen, deren Kloster von außen alt aussiehet; die Kirche aber ist zierlich.

Den 13ten besahe er die churfürstliche Bibliothek auf dem Schlosse, bey welcher auch in einem andern Zimmer, das Antiqvitäten- und Münzcabinet ist. Auf dem Schlosse ist auch eine vortrefliche Gallerie von Gemälden, welche aus dreyen schmalen und nicht gar langen unterschlagenen Gängen bestehet. Doch ist in Salzthalen ein weit größerer Vorrath von Gemälden. Nachdem wurde er in die churfürstlichen Zimmer geführet, welche zwar schön sind, aber den berlinischen an Magnificenz lange nicht beykommen. Die beyden Cabinette, so hinter denenselben, sind unvergleichlich, obwohl sehr klein. Er mußte, ehe er hineingieng, nicht allein seinen Degen ablegen, sondern, weil die Böden mit allerhand Holz sehr schön eingelegt und poliret sind, besondere Pantoffeln, wie in Holland gebräuchlich, über die Schuhe anziehen, auch Handschuhe, damit das Gewehr, welches er zuerst sahe, nicht anliefe. Es waren aber eine Flinte, ein paar Pistolen, und ein Degen, alles von Stahl, mit sehr vielen erhabenen zarten Figuren, gewiß unvergleichlich gearbeitet und verguldet. Sonst war in diesen Cabinetten ein ungemein schöner Vorrath von kleinen aber der schönsten Gemälden. Auch war auf der Seite ein gläserner Schrank, in welchem allerhand

künstli-

künstliche und kostbare Gefäße von Achat und dergleichen kostbaren Materien waren.

Den 14ten April reisete er mit Extrapost über

Benradt

und

Obladen,

nach

Cölln,

fünf Meilen.

Den 15ten gieng er durch die Eichelsteingasse zum Eichelsteinthore hinaus, um den Eichelstein zu sehen, über welchen sich Blumberg und Tenzel in ihren Schriften gestritten haben. Es hat, wie gedacht, die Gasse und das Thor davon den Namen. Er fand auch linkerhand am zweyten Thor an dem äußersten Wall eine Thür, an welcher ein Blech genagelt, und die Worte Eichelstein geschrieben waren; allein, es war allhier weiter nichts als eine Thür zu sehen, durch welche man auf den äußersten Wall oder Bollwerk gieng. Er fragte sowohl die Schildwache, als auch einige vorbey gehende Bürger, was man denn eigentlich allhier den Eichelstein nenne? Sie konnten ihm aber nichts antworten, als: dieses ist das Eichelsteinthor, und jenes das Eichelsteinbollwerk. Er vermuthete also hieraus, daß, wie jedes Bollwerk bey Festungen seinen besondern Namen zu haben pflege, auch dieses Bollwerk allhier der Eichelstein hieße, vielleicht, weil die großen Steine, aus welchen es bestehet, einige Gleichheit mit der Figur der Eichel haben.

Den 16ten April besahe er das Jesuitercollegium und ihre Bibliothek. Jenes ist sehr groß und

schön,

schön, auch die Kapelle größer und schöner, als die sie zu Düsseldorf haben. Die Bibliothek aber ist mittelmäßig, und hat keine Manuscripte. Nachher gieng er zu den Cartheusern in ihrem schönen Kloster, um die Bibliothek zu sehen, welche in zween mittelmäßigen Zimmern ist, und auch ohngefehr vierhundert Volumina Manuscripta, meistens theologica und scholastica, hat.

Den 17ten April gieng er in die Kirche zu den Aposteln, um das Tuch zu sehen, welches die bekannte von dem vermeynten Tode auferstandene Frau nach ihrer Auferstehung soll gesponnen haben. Dasselbe hängt oben vor dem Chor, und ist auf eine große Stange aufgewickelt; es soll über fünf hundert Ellen lang seyn, und wird die ganze Fasten über herunter gelassen, daß es jedermann recht sehen kann. Nachmittags war er bey den Augustinern, und besahe ihre Bibliothek. Darauf gieng er zu den Minnebrüdern, (wie man sie allhier nennet, Fratres minimos,) um des Johann Duns Scoti Begräbniß allhier zu sehen, welches in der Mitte des Chors ist. Man giebt vor, daß er in eine Ohnmacht gefallen, und lebendig begraben worden sey.

Endlich reisete Herr von Uffenbach von hier gerade nach Frankfurt am Mayn, wo er den 18ten April glücklich ankam, und also seine Reisen endigte.

Die

Reisen

und sonderbare

Begebenheiten

des

Marco Polo,

eines Venetianers, durch einen großen Theil von Asien, der Tartarey, und Ostindien, um das Jahr 1269.

Erstes Hauptstück.

Nachricht von dem Werk; Entschuldigung seiner Fehler: Nicolo und Maffeo Polo reisen nach Constantinopel, darauf weiter nach der Tartarey, und besuchen den Hof des großen Chans; ihre verschiedene Hin- und Herreisen von Venedig nach der Tartarey; von Marco Polos Verrichtung in der Tartarey; wie man ihn in diesem Lande aufgenommen und gehalten hat; seine nachherigen Begebenheiten in Europa; sein Tod und Charakter; seine Beschreibung von Turcomannien, Armenien, und der Stadt Balsora; Zustand des Sultans von Balsora; ein Wunderwerk: Beschreibung Persiens.

Die Nachrichten des Marco Polo, eines Venetianers, sind aus verschiedenen verworrenen Aufsätzen, von Ramusio, einem in der gelehrten Welt bekannten Manne, zusammengetragen worden. Niemand darf an deren Richtigkeit zweifeln, wenn selbst der große Criticus Scaliger der ältere, ferner der gelehrte Voßius, und der berühmte Athanasius Kircher, welcher so sehr die Wahrheit liebte, als er gegen die Falschheit strenge war, für dieselben die Gewähr geleistet haben. Der größeste Einwurf, den man wider diesen Schriftsteller gemachet hat, ist die Unwahrscheinlichkeit, welche man in seinem Werk hin und wieder antrifft. Allein, man bedenke nur, daß manches, welches bloß erdichtet zu seyn geschienen, in den folgenden Zeiten durch unverwerfliche Zeugen ist bestätiget worden; und daß Marco Polo,

wenn er ja zuweilen einen schlechterdings unglaublichen Umstand erzählet, die Dinge nicht selbst zu besichtigen Gelegenheit gehabt, sondern deren Beschreibung von den Tartarn, einem unwissenden, ungelehrten, und höchstabergläubischen Volke, empfangen habe. Ueberdem lebete er in einem Zeitalter, in welchem die Leichtgläubigkeit kein Fehler, sondern ein unglückliches Loos aller Menschen war, und welches lange nicht so erleuchtet war, als das gegenwärtige, worinn die Wissenschaften und Erkenntnisse täglich höher steigen.

Im Jahr 1250, als Balduin türkischer Kaiser war, wurden Nicolo Polo und Maffeo, sein Bruder, von der Begierde gereizet, fremde Länder zu sehen. Sie giengen daher mit einem auf ihre Kosten befrachteten Schiff nach Constantinopel; und, nachdem sie daselbst ihre Ladung abgesetzet hatten, fuhren sie über den Pontischen See nach Soldaja. Von diesem Hafen reiseten sie zu Lande zum tartarischen Fürsten Barka, schenketen demselben einige sehr schöne Juwelen, und erhielten dafür von ihm kostbare Gegenpresente. Sie blieben fast ein Jahr bey ihm, und dachten endlich an ihre Rückkehr nach Hause; allein, der Krieg, welcher zwischen Barka und einem andern Fürsten, Namens Alan, ausgebrochen war, und in welchem ersterer eine gänzliche Niederlage erlitten hatte, vereitelte ihre Absicht, und setzte sie in große Verlegenheit. Inzwischen glückte es ihnen, den Händen des Ueberwinders zu entgehen, indem sie durch einen fast gänzlich unbekannten Weg nach Guthacam, an den Ufern der Tyger, giengen, und von hier durch eine dürre unbewohnte Wüste

zur

zur Hofstaat des Barach, eines souverainen Fürsten, an den Grenzen Persiens, gelangeten, wo sie sich drey Jahre lang aufhielten.

Nach dieser verflossenen Zeit wurden sie mit gewissen großen Männern bekannt, welche hier angekommen waren, nun an den Hof des großen Tartar-Chans, als Gesandte von obgedachtem Fürsten Alan, zu gehen. Die beyden Polos ließen sich sehr bald bewegen, mit ihnen zu reisen, denn sie waren in der tartarischen Sprache sehr geübt, und reiseten zusammen mit ihrem Gefolge; allein, die ausgetretenen Wasser und der viele Schnee hatten die Reise dermaßen verzögert, daß sie fast ein ganzes Jahr darauf zubrachten, bis sie endlich 1255 bey dem großen Chan ankamen, bey welchem sie sich bald durch ihre Freundlichkeit und Gelehrsamkeit sehr beliebt machten. Er fand in ihrem Umgang ein großes Vergnügen; er schien ein Mann von Verstande zu seyn, und erkundigte sich genau nach dem Zustand Europens, und nach den Gebräuchen, der Lebensart, Regierung, und Religion der verschiedenen Länder: Seine vornehmsten Fragen waren auf den Pabst und das Christenthum gerichtet, für welche er die tiefeste Ehrfurcht äußerste, so daß er in dem christlichen Glauben unterrichtet zu seyn wünschete, und sie bat, als seine Abgesandten nach Rom zu gehen, um zu bewirken, daß ein hundert gelehrte Leute möchten abgeschicket werden, um ihm und seinen Unterthanen das Licht des Evangelii bekannt zu machen. Diese Commißion übernahmen sie mit Freuden, und wurden von Chogatal, einem tartarischen Edelmann, begleitet, welcher aber auf dem Wege starb.

Als sie diese mühsame Reise antraten, wurden sie mit einem goldenen Täfelgen versehen, auf welchem des Chans Wapen war, und bey dessen Vorzeigung sie in allen seinen Staaten mit Ehrerbietung aufgenommen, frey beköstiget, und mit allem Nothwendigen versehen worden. Dieses Passes ohnerachtet hielten sie sich drey Jahre zwischen des Chans Residenz und Giazza, einem Seehafen in Armenien, auf: Von dannen giengen sie nach Acron in Syrien, zu Schiffe, und landeten an diesem Ort im April 1269. Hier erfuhren sie, daß der päbstliche Stuhl durch den Tod Clemens IV. erlediget worden. Diese Stelle wurde nicht ehe als nach zwey Jahren wieder ersetzet. Während dieser Zeit giengen unsere Reisenden nach Jerusalem, und holeten etwas von dem Oel, welches vor dem Grabe Christi in einer Lampe brennet, und von welchem der Chan etwas zu haben wünschete. Nachher legten sie einen Besuch bey ihrer Familie in Venedig ab; und hier fand Nicolo einen Sohn, welchen ihm seine Frau in demselben Jahr, da er von ihr gereiset war, gebohren hatte. Diesen jungen Menschen, Namens Marco, nahmen sie mit sich, und beschlossen, wieder zum Tartar-Chan zurückzukehren. Da auch um diese Zeit ein neuer Pabst, unter dem Namen Gregorius, erwählet worden, so schickte derselbe an den apostolischen Legatum in Acron, welcher ihm von der Commißion, so die Polos auf sich hatten, Nachricht gegeben, Briefe an den Chan. Unsern Reisenden wurden zwey gelehrte und fromme Mönche mitgegeben, welche die Vollmacht hatten, nach ihrem Gutdünken Priester zu bestellen, und Bischöfe einzu-

einzuweihen. Diese friedfertigen Leute begleiteten die drey Polos bis Giazza. Daselbst geriethen sie über die feindlichen Bewegungen des Sultans von Babylon, welcher in Armenien mit einer großen Armee eingefallen war, in Furcht; deswegen übergaben sie denen Polos die Instructionen und Geschenke, welche ihnen der Pabst mitgegeben hatte, und baten, daß man sie möchte von der fernern Reise verschonen, deren Beschwerlichkeiten sie bey denen Kriegesgefahren nicht im Stande wären auszuhalten. Unsere Venetianer, welche über alle niedrige Furcht hinweg waren, verfolgten ihre Reise ohne ihnen, welche sie erst in viertehalb Jahren vollendeten; und während dieser Zeit waren die Beschwerden unzählig, welche sie ausstehen mußten. Als sie vierzig Tagereisen von Clemesina weit waren, bekam der Chan Cublai von ihrer Ankunft Nachricht, welcher ihnen sofort Boten mit Lebensmitteln und andern Nothwendigkeiten, zu ihrer Erqvickung, entgegen sendete; welches unsern Reisenden sehr gut zu statten kam. Der Monarch empfieng sie mit großer Zufriedenheit, nahm die Briefe und Geschenke von dem Pabst mit vieler Ehrfurcht an, und freuete sich besonders über das Oel vom heiligen Grabe, gegen welches er viele Hochachtung bezeigete.

Er begegnete dem jungen Polo sehr freundschaftlich, und ließ denselben in der tartarischen Sprache unterrichten, welcher auch bald hierinn sehr weit kam. Dieser junge Mensch zeigete eine vortrefliche Fähigkeit, indem er sich auch die andern nöthigen Sprachen, und die tartarischen Gebräuche, bekannt machte. Während einer Zeit von sechs und zwan-

zig Jahren, welche er an diesem Hof zugebracht, wurde ihm die Verrichtung vieler wichtigen Affairen in den verschiedenen Theilen Ostindiens vom Cublai anvertrauet, wobey er allemal einen grossen Verstand und eine starke Beurtheilungskraft bewiesen hat; er zeichnete auch alle seltene oder nützliche Sachen, die ihm auf seinen Reisen vorkamen, getreulich auf, und ließ sein Journal beständig von dem Fürsten lesen, welcher über seinen Witz, seine Lebhaftigkeit und natürliche Fähigkeiten, ein großes Vergnügen bezeigete.

Als einige Abgesandten nach Indien gehen sollten, um dem König Argon eine Frau, welche er sich in den Staaten des Cublai ausersehen hatte, zuzubringen, ergriffen die Polos diese Gelegenheit, mit zu Schiffe zu gehen, und nachher wieder eine Reise nach Venedig zu thun. Der große Chan war hierüber sehr betrübt, und versprach ihnen grosse Reichthümer, wenn sie ihre Reise einstellen wollten; allein, endlich mußte er darein willigen, und gab ihnen obgedachten goldenen Paß wieder mit. Sie brachten aber zwey Jahre zu, ehe sie in Argons Gebiete ankamen; und darauf hörten sie, daß er todt sey, und die Regierung einem Chiacato, bis zur Majorennität des ältesten königlichen Sohns, dem dieses junge Frauenzimmer war gegeben worden, übertragen sey. Bey dem Chiacato blieben sie neun Monate lang, und nachher reiseten sie nach Trebizonde, mit vier goldenen Tafeln versehen, deren jede einen Schuh lang und fünf Finger breit war, und worauf die Worte geschrieben standen: „Daß Gott ewig sey; und daß „man den großen Chan bey Strafe des Todes und

Con-

„Confiscation der Güter ehren und gehorchen solle.„ Diese Tafeln verschaffeten ihnen an vielen Orten nicht allein große Ehrenbezeigungen, sondern auch reichliche Lebensmittel, gute Bewirthungen und Begleitungen, so daß sie oft eine Wache von zwey hundert Pferden zur Bedeckung hatten.

Von Trebizonde verfügten sie sich nach Constantinopel, von wannen sie nach Venedig zu Schiffe giengen, wo sie 1295 mit sehr großen Reichthümern ankamen. Sie hatten sich aber so verändert, daß sie niemand von ihren Freunden kennete, bis sie einige zur Familie gehörige Juwelen, welche sie beständig bey sich gehabt, vorzeigeten, und sich dadurch gleichsam legitimireten. Dieses geschahe bey einer expreß dazu veranstalteten Zusammenkunft ihrer Verwandten, wo die drey Polos in langen Röcken von Karmesin-Atlas erschienen, welche sie auszogen, und an die Bedienten gaben, wie sie dieses auch mit den Unterkleidern von Karmesin-Damast thaten, unter welchen man Karmesin-sammetne Kleider erblickete, in deren Falten die kostbarsten Juwelen verborgen waren.

Einige Monate nach ihrer Rückkunft wurde **Marco Polo** zum Befehlshaber über eine Galeere der Republik ernennet, und in einem Seegefechte, welches zwischen der genuesischen Flotte unter dem **Lampa Doria**, und der venetianischen unter dem **Andreas Dandolo** vorfiel, zum Gefangenen gemacht, und nach **Genua** geführet, wo er viele Jahre in der Gefangenschaft verblieben, obgleich sein Vater eine beträchtliche Summe zu seiner Ranzion angeboten. In diesem eingeschränkten Zustande schrieb er die Historie seiner Begebenheiten, von

welcher diese Materialien sind gesammlet worden. Nachdem er endlich mit großer Mühe seine Freyheit erhalten, kam er nach Venedig zurück, heyrathete, und hinterließ nach seinem Absterben zwo Töchter, aber keine männliche Erben. Wenige haben einen bessern Charakter gehabt als Marco Polo: Mit einer großen Gelehrsamkeit, einer starken Kenntniß der Welt, und den Vortheilen einer angesehenen Familie und eines großen Reichthumes, war er gar nicht pedantisch, gar nicht hochmüthig, sondern in seinem Betragen demüthig, und freygebig in seinen Handlungen. So lange er in Genua gefangen gesessen, wurde er von den meisten Nobilis besuchet, und mit allgemeiner Achtung geehret: In seiner Geburtsstadt war er bey dem Volk nicht weniger beliebt; sein größestes Vergnügen war, den Würdigen glücklich zu machen, und seinen Einfluß in den Staat bloß zur Beförderung der Verdienste anzuwenden: Da er solche Tugenden besessen, so darf man sich nicht wundern, daß sein Tod allgemein beweinet worden.

In Turcomannien, sagt unser Autor *), ist eine große Menge guter Pferde und vortreflicher Maulesel: Das Land ist unter dreyerley Völkern getheilet, unter die Türken, Griechen, und Armenianer. Die erstern siud wild und ungelehrt, haben die Berge und Festungen im Besitz, und leben bloß von der Viehzucht; die beyden letztern sind gute

*) Marco Polo giebet uns kein eigentliches Tagebuch seiner Reisen; er beschreibet nur die Länder bloß wie er sie bereiset, und sein Anfang ist eben so abgebrochen als seine Art zu endigen.

gute Kaufleute, und bewohnen die Flecken und Städte, wovon Iconium, Cesaria, und Sebaste, die vornehmsten sind; sie sind dem Tartar-Chan unterworfen.

Armenien ist in Klein- und Groß-Armenien eingetheilet; ersteres wird von einem König sehr gut regieret: Die Luft ist leidlich; aber das Erdreich vortreflich, welches alle nothwendige Dinge in Menge hervorbringet, wie man denn auch die wilden Vögel hier im Ueberfluß findet. Die Eingebohrnen waren vordem tapfer, kühn, und mäßig; aber itzt lieben sie den Trunk, und sind weibisch. Unter den verschiedenen Städten und Festungen von Klein-Armenien ist Guizza eine der vornehmsten, woselbst die große Messe von allen Waaren ist; der Hafen ist vortreflich, und der Handel von Venedig und Genua ist hier sehr beträchtlich.

Groß-Armenien ist denen Tartarn unterworfen, welche zu gewissen Zeiten einen besondern Vortheil aus der fruchtbaren Weide ziehen; die beste Stadt in dieser weitläuftigen Provinz ist Arzugia, woselbst vortreflicher Bougran gemachet wird: Die warmen Qvellen hieherum werden für medicinisch gehalten, wenn man sich darinnen badet. Zorzania ist ein Strich Landes auf der Nordseite von Armenien, worinn eine Menge von Seide gemachet wird, welche denen Fabricanten, die fast insgesamt Christen sind, sehr zu nutze kommt. Sie haben ihre Haare ganz kurz abgeschnitten, und gehen nach Art der Mönche gekleidet. An den Grenzen von Zorzania ist ein Brunnen, welcher vortrefliches Lampenöl giebet. Ein Theil dieser Ge-

gend stehet unter der Tartarn Bothmäßigkeit, und der andere wird von einem eigenen König beherrschet; das Land ist auf der einen Seite vom Marmaggiore oder Euxin, und auf der andern Seite vom Baccu oder Caspischen See umgeben.

Ostwärts von Armenien lieget die Provinz Mossul oder Moxul, welche wegen der feinen baumwollenen Tücher und goldenen Zeuge berühmt ist. Hier sind viele Mahometaner, wie auch Christen von der Secte des Nestorius und Armenius; diese letztern haben einen eigenen Patriarchen, welcher in Bestellung der Erzbischöfe, Bischöfe, und Priester, durch ganz Indien, eben die geistliche Gewalt sich anmaßet als der Pabst. Die Gebürge von Moxul werden von einem wilden Volk, welches vom Raub und Mord lebet, und die man Curdi nennet, heimgesuchet. Es giebt noch eine andere Provinz, welche Mus oder Meridin heißt, und wegen des hier verfertigten Bougrans und baumwollenen Zeuges berühmt ist.

In Balsora wachsen die besten Datteln von der Welt. Diese Stadt liegt zwischen der See und Bagdad; sie ist die Residenz des Califfen der Saracenen, und der Sitz einer berühmten mahometanischen Universität, wo man die Physic, Astronomie, Geographie, u. s. w. lehret. Von diesem Ort bringet man die schönsten orientalischen Perlen, und die reichesten blumigten Sammte und Damaste. Diese Stadt wurde im Jahr 1250 von einem tartarischen Fürsten, Namens Ulan, einem Bruder des Mangu, dessen Rubruqvis oft erwehnet, eingenommen. Er fand in derselben einen

unsäg-

unsäglichen Schatz, und, nachdem er den Califfen gefangen bekommen, verwieß er ihm erstlich, daß er aus Geiz nicht eine hinlängliche Anzahl Soldaten zur Vertheidigung der Stadt gehalten hatte, und ließ ihn nachher in einen Thurm, mitten unter den von ihm gesammleten erstaunlichen Schätzen, einsperren und verhungern. Auf diese Weise suchte er ihn zu überzeugen, daß der Reichthum dem Menschen zum Nutzen der Republik gegeben sey, ohne welchem er dem Besitzer gar keinen Vortheil schaffe.

Man erzählet von diesem unglücklichen Fürsten, daß er im Jahr 1225, als er wider die Christen mißvergnügt geworden, sie alle habe zusammen rufen lassen, und von ihnen verlanget, daß sie entweder das Christenthum abschwören, und den mahometanischen Glauben annehmen, oder einen benachbarten Berg bewegen sollten, um die Worte des Evangelii zu erfüllen, „daß, wer da gläubet, „Berge bewegen solle, wie Senfkörner;„ widrigenfalls wolle er sie tödten lassen. Die Christen wurden durch diese Drohung bewogen, ganzer acht Tage lang im eifrigen Gebet zu verharren, da endlich einem Bischof offenbaret wurde, daß dieses Wunderwerk von einem armen Schuster solle verrichtet werden, welcher schon einmal die Schrift buchstäblich erfüllet, und sich sein rechtes Auge ausgerissen hatte, weil dasselbe den schönen Fuß eines hübschen jungen Mägdchens, als er ihr die Schuhe anprobiret, allzu lüstern betrachtet hatte. Der Tag zu dieser wundervollen Unternehmung erschien endlich; die Christen folgeten dem ehrlichen Crispin, riefen laut zu Gott, und trugen das heilige Kreuz in Pro-

ceßion vor sich her *). Als sie dem Berge nahe kamen, rief der Schuster mit lauter Stimme im Namen der heiligen Dreyeinigkeit, daß sich dieser Berg bewegen solle, welches auch augenblicklich geschahe, zum größten Trost der Christen, und ungemeinem Erstaunen des Chaliffen und seines Gefolges, welche hierüber sehr erschraken. Das Gedächtniß dieser Handlung wird noch jährlich bey einem strengen Fasttag gefeyert.

Ob hier gleich ein starker Handel von Gold- und Silberbrocaten und andern Zeugen nach Tauris in der Provinz Hyrcania ist, so sind doch die Einwohner arm, welche aus Christen, Heyden, und Mahometanern bestehen. Die letztern leben vom Raube, und derjenige unter ihnen, welcher bey diesem Handwerk von einem Christen getödtet wird, wird für einen Märtyrer gehalten, und weil die Tartarn auch nichts so sehr als den Raub lieben, so bekennen sich viele zu ihrer Religion. Nach zwölf Tagereisen kommt man von hier nach Persien. Die persianischen Pferde werden sehr geschätzet, allein, die Esel, weil sie große Lasten tragen und wenig essen, sind noch schätzbarer, sie sind auch geschwinder als die Kameele, welche zu langen Reisen durch die Wüsteneyen tüchtig sind, weil sie lange Zeit

*) Der Leser lege uns nicht zur Last, daß wir ihm hier was aufbinden wollen; wenn wir zwo oder drey Historien dieser Art hier anführen, so geschiehet es darum, daß wir eine Probe geben, in welcher leichtgläubigen Zeit Polo, welcher diese und ähnliche Historien in allem Ernst erzählet, gelebet habe.

ge Zeit ohne Gras oder einigem andern Futter leben können. Die Persianer sind überhaupt Mahometaner, aber so vermessene und geldbegierige Schelme, daß die Kaufleute in Caravanen oder großen Gesellschaften reisen müssen, sonst laufen sie mit ihrem Leben und Haabseligkeiten in Gefahr. Sie sind sehr geschickt, Waffen zu schmieden, allerley Arten von kriegerischen Rüstungen zu machen, und goldene und silberne Zeuge zu verfertigen und zu sticken. Die Frauenzimmer machen sehr niedliche Nähearbeit. Weizen, Gerste, Hirse und alle Arten von Früchten sind in diesem Lande allenthalben im Ueberfluß, wie auch Weintrauben, welche den vortreflichsten Wein geben; da aber derselbe in ihren Gesetzen verboten ist, so kochen sie aus den Trauben einen Saft, wodurch der Geschmack ganz verändert wird, und welchen sie, indem es nun einen andern Namen hat, übermäßig trinken.

Das Königreich Chiaman stehet auch unter den Tartarn, und grenzet gegen Osten an Persien; in den Bergen dieses Landes findet man schöne türkische und andere kostbare Edelgesteine; wie auch Falken mit rother Brust, die sehr gelenkig sind.

Von hier kommt man durch eine kalte unbewohnte Wüste nach Comandu, eine Stadt, welche ehedem einiges Ansehen hatte, aber vor kurzem von den Tartarn zerstöret worden; sie liegt in einem Lande, welches Reobarle heißt, und woselbst die Schaafe so groß sind wie Esel, und Schwänze von dreyßig Pfunden schwer haben; sie sind ein gutes Essen. Es giebt hier auch weiße dünnhärigte Ochsen mit kurzen dicken Hörnern, und einem Puckel auf dem Rücken, wie bey den Kameelen. Sie sind

groß

groß und stark, und sind sehr geschickt Lasten zu tragen; sie legen sich, wenn man sie beladen will, auf die Knie nieder, wie die Kameele. Die Granatäpfel, Pfirsichen, Qvitten, und viele andere Früchte sind hier im Ueberfluß. Es giebt hier viele gute mit starken Wällen befestigte Städte, welche zur Vertheidigung dienen wider die Anfälle der Mustis, welche ein aus Tartarn und Indianern erzeugtes Geschlecht sind, und das Land unter dem Commando eines gewissen Nugadar, eines Neveu des Zagathai, verheeren, welcher für sich eine independente Souverainität errichtet, nachdem er Dely und einige andere Städte weggenommen hatte.

Wenn man Reobarle verläßet, so kommt man in ein schönes Strich Landes, welches Ormus *) genennet wird; es ist sehr wasserreich, und hat viele kleine Palmwälder, die voller wilden Vögel sind. Nahe bey ist eine Insel gleiches Namens, woselbst der Markt von allen Schätzen aus Indien ist. Der König erbet von einem jeden, der da stirbet; er ist dem König von Chermain unterthan, und es ist nicht lange her, daß ihm dieser Souverain, weil er den Tribut nicht bezahlet hatte, 1600 Pferde und 5000 Fußvölker zur Eintreibung desselben auf den

*) Die Küste gegen der Insel Ormus über hat auch von unserm Autor denselben Namen; und das Land von welchem er vorher geredet, ist die Provinz Kherman. In Wahrheit, wir finden viele Plätze im Marco Polo, für deren Wirklichkeit wir ebent nicht stehen wollen, weil er sie durch unrechte Benennungen sehr verdunkelt hat.

den Hals schickte, welche aber alle in den Sand begraben worden, der von den Nachtwinden in die Höhe gehoben worden, und wodurch oft ganze Caravanen verschüttet worden *). Der Sommer ist hier excesiv heiß, daß die Eingebohrnen Häuser im Wasser bauen, um sich darinn abzukühlen. Ihre Speise bestehet in Salzfischen, Zwiebeln, und Datteln; denn sie haben weder Korn noch Fleisch. Sie sind von schwarzer Farbe; ihre Religion ist mahometanisch: Die Frauen betrauren ihre abgestorbene Männer ein Jahr lang, und man miethet Weiber, die bey ihren Gräbern wehklagen müssen. Die See ist hier herum sehr ungestüm, und verursachet den Verlust mancher Schiffe. Man kann in Wahrheit nicht sagen, daß sie hier gute Schiffe haben, denn sie sind, statt dem Pech, mit Fischfett ausgeschmieret, und mit hölzernen Nägeln und Banden zusammengefüget, an sich aber aus der Rinde einer gewissen großen Frucht gemacht, welche man wie Leder tractiren kann, und aus welcher auch das Seilwerk gemachet wird: Sie haben nur ein Seil, einen Mast, und ein Verdeck, und sind ganz ohne allem Eisenwerk.

Der Weg von Ormus nach Chermain gehet durch ein ebenes fruchtbares Land, worinn viele warme Bäder sind: hier haben sie Brod, welches aber so bitter ist, daß man es kaum essen kann; diese Eigenschaft rühret von dem Wasser her.

Von Chermain nach der Stadt Cobinham sind zehn Tagereisen, und auf der letzten Tagereise kommt

*) Ist der ungestüme westindische Wind Ouragan.

kommt man durch eine Wüste, worinn kein Wasser ist, außer hie und da ein Teich, dessen Wasser dem Auge grün, und dem Geschmack salzigt und bitter ist: Sowohl Vieh als Menschen purgiren davon sehr stark. Cobinham ist eine gut bevölkerte mahometanische Stadt, welche wegen der Stahlspiegel und der hier verfertigten Tutie, die in Augenkrankheiten gut ist, berühmt ist. Sie ist eine Art von Erde, welche, wenn sie im Ofen geschmolzen wird, einen Dampf aufsteigen läßt, der sich verdicket, und Tutia heißet; die gröbere Materie aber, welche zurück bleibet, ist das Spodium.

Von hier bis in das Königreich Timochaim ist eine wilde unbewohnte Wüste, wo man weder einen Baum, noch Korn, noch Wasser findet; man muß durch dieselbe acht Tage lang reisen, und sich daher mit hinlänglichen Lebensmitteln und Wasser versehen. Die Luft von Timochaim ist temperiret, das Volk ist wohlgestaltet, die Frauensleute sind schön, und die Städte sind volkreich und begütert. In einer benachbarten Ebene stehet ein großer Baum, den man den Sonnen- oder Dürrenbaum nennet; das Holz ist des Buchsbaums ähnlich; er trägt eine hülsigte Schaale, welche einer Wallnuß ähnlich, aber leer ist; und seine Blätter sind auf der einen Seite weiß, und auf der andern grün. Hier giebt es in einem Bezirk von hundert Meilen um diese Gegend keine andern Bäume, außer einige wenige, welche nach der einen Seite hin, etwa zehn Meilen weit blühen. Hier fiel Alexander der Große den Darius an. Wir übergehen hier das Land des alten Mannes vom Berge, weil Rubruqvis desselben in seinen Reisen weitläuftig gedenket;

ket; und wenden uns nach der Stadt Sapurgan, wo es sehr schöne und außerordentlich wohlschmeckende Melonen giebt. Nahe bey lieget Batach, welches vordem ein reicher Ort gewesen, welcher wegen der Hochzeit Alexanders mit der Statira merkwürdig ist; aber er ist von den Tartarn ruiniret.

Ostnordostwärts ist eine unbewohnte Ebene, in welcher sich viele Löwen aufhalten. Man kommt durch dieselbe nach dem Schloß Thaican, wo angenehme Wiesen und fruchtbare Kornfelder sind. Gegen Süden ist ein sehr hoher Berg von hartem weißen Salz, und auf den benachbarten Hügeln findet man schöne Mandeln und Pistacien. Wenn man von hier wider Ostnordostwärts gehet, ist der Boden fruchtbar; die Männer gehen mit bloßem Kopf und zusammengebundenen Haaren, und kleiden sich in Häute von Thieren. Sie sind Mörder, und saufen den gekochten Wein stark. Die Stadt Seoffem ist drey Tagereisen von hier; die Einwohner dieses Landes haben unter sich eine eigene Sprache, und die Hirten leben in den Hölen der Berge. Hier findet man das Stachelschwein, ein Thier, welches, wenn es von Hunden gejaget wird, seine Borsten mit solcher Stärke in die Verfolger stößet, daß sie verwundet werden.

Zweytes Hauptstück.

Balaxiam und Bascia werden beschrieben; von den Zauberern, und andern Dingen, welche letztere Stadt betreffen. Von der niederträchtigen Gemüthsart der Einwohner von Cuschar; von der großen Wüste Lop, und der Stadt gleiches Namens; Religionsgebräuche der Einwohner von Sachion im Königreich Tanquet; von der Unzucht der Weiber zu Camul und ihrer gastfreyen Aufnahme der Fremden; einige besondere Gebräuche der Leute zu Campion. Von dem Pallast des Kublai-Chan und andern ihm gehörigen Seltenheiten. Schilderung dieses Monarchen; eine Historie von ihm; eine Beschreibung der großen Stadt Canibalu; von der Art, wie die Tartarn den ersten Tag im Jahr und den Geburtstag des Chans feyern. Von der Klugheit, Gewalt, und den Einkünften dieses Monarchen.

Balaxiam ist ein Königreich, drey Tagereisen von Seoffem; das Clima ist mehrentheils kalt, und wer das Fieber hat, wird gesund auf der Höhe dieses Landes; eine Wahrheit, welche Marco aus eigener Erfahrung bezeuget: Der Boden ist gut, und bringet vielerley hervor, sonderlich Nüsse und Senf, aus welchen beyden ein gutes Oel gesotten werden kann; wie auch Korn und Gerste. Die Mannsleute sind gute Schützen, und gehen in Häuten gekleidet; allein, die Frauen tragen große weite baumwollene Röcke, so daß sie sehr plump aussehen, und dieses hält man für ansehnlich. Auf den Gebürgen sind starke, muthige, und schnelle Pferde, mit so hartem Hufen, daß sie niemals dürfen beschlagen werden; daselbst findet

man

man auch Silber- und Bleyminern, Lapis Lazuli, und pretiöse Steine, als z. E. den Balaßrubin, den niemand ohne des Königs Erlaubniß ausgraben darf, welcher sich in gerader Linie vom Alexander und der Statira herleitet. Der Oncle des Königs, sagt unser Autor, hatte vor einigen Jahren Pferde von wahrer bucephalischer Geburt, aber sie wurden alle von seiner Gemahlinn abgeschaft, weil ihr Mann von seinem Neveu enthauptet worden, darum daß er sie nicht mit ihm theilen wollen.

Zehn Tagereisen von hier liegt Bascia; die Eingebohrnen dieses Landes sind verschlagene und grausame Abgötter, und tragen goldene und silberne mit Perlen und kostbaren Steinen besetzte Ringe; ihre Speise ist Fische und Reiß.

Sieben Tagereisen weiter ist Chesmer, woselbst es Zauberer giebt, welche, indem sie ihre Götzen auf eine besondere Art reizen, sie zum Reden bringen, und auch machen, daß sie den Tag bey hellem Sonnenschein in Nacht verkehren.

An den Küsten der indianischen See, welcher wir nun nahe sind, ist die Luft gemäßigt, und die Einwohner sind ganz schwarz; sie leben lange, sind mager, keusch, und religiös. Ihre Gesetze verbieten ihnen Blut zu vergießen, so daß alles Fleisch, das sie essen, welches jedoch wenig ist, von den Saracenen, welche längst den Küsten wohnen, muß geschlachtet seyn. Man findet unter ihnen Einsiedler, welche von den übrigen Menschen ganz abgesondert leben; und unter diesen sind auch verschiedene berühmte Heilige. Unser Autor kehrte von hier durch Balaxiam zurück, und nahm seinen Weg Ostnordostwärts, bis er an einen der höhesten

Berge in der Welt kam, neben welchem, zwischen zwey andern Bergen, eine schöne Weide ist, wo die wilden Schaafe Hörner von sechs Spannen lang haben. Durch diese Ebene muß man zwölf Tage reisen; sie heißet Pumer, und ist gänzlich unbewohnet, so daß die Reisenden alles nöthige mit sich führen müssen; wenn man hier Feuer anmachet, so brennet dasselbe nicht so hell, und wärmet nicht so gut, als anderwärts. Von hier kommt man nach vierzig Tagen in die Provinz Caschar, welche dem großen Chan zinsbar ist; die Leute bestehen aus Mahometanern und einigen wenigen Christen; sie leben vom Handel, sind aber die geizigsten und geldbegierigsten, die jemals gewesen, und essen, um das Geld zu sparen, Geschlinge und andere schlechte Speisen. Hier ist die berühmte Stadt Sarmacand, in welcher eine dem heiligen Johann Baptista gewidmete Kirche stehet, deren Dach von einem einzigen Pfeiler getragen wird: Sie ruhete vordem auf einem Stein, welcher denen Saracenen zugehörte, welche von dem König eine Ordre bewirkten, daß man ihnen diesen Stein solle wieder geben; die Christen, welche den Umsturz ihrer Kirche befürchteten, überließen sich dem Gebet, und da hob sich der Pfeiler und das Dach von selbst in die Höhe, bis die Saracenen ihren Stein weggenommen hatten, und nachher nahm die Kirche wieder ihre alte Stelle ein.

Außer dieser Stadt giebt es noch viele andere Provinzen, deren Einwohner insgesammt Mahometaner sind, und Handel treiben, da sie einen Ueberfluß an allerley Provision, Korn, Wein, und dergleichen haben. In einigen derselben haben die

Leute

Leute geschwollene Füße, und Kröpfe am Halse, welche von dem Schneewasser, das sie trinken, verursacht werden. In andern Provinzen kann eine Frau, wenn ihr Mann zwanzig Tage von Hause abwesend ist, einen andern zur Ersetzung seiner Stelle unterdessen annehmen, und der Mann hat in Abwesenheit seiner Frau ein gleiches Recht.

Der Weg von Ciasciran, welcher Ort den Tartarn zinsbar ist, ganz bis Prein hin, gehet durch tiefen Sand, und wenn das Land von einem Feind überfallen wird, so flüchten die Einwohner mit ihrem Getrayde und Effecten nach einen Theil dieser Gegend, wo sie hinlängliches Waßer haben, und in Sicherheit bleiben, weil sie, da ihre Fußstapfen sogleich vom Winde ausgelöschet werden, der Feind nicht verfolgen kann.

Die Stadt Lop liegt bey einer bergigten Wüste, deren Länge zu durchwandern ein ganzes Jahr erfordern würde, und den kürzesten Weg durch dieselbe vollendet man in einem Monat. Die Kaufleute, welche hier durchreisen, werden oft genöthiget, ihre Esel und Cameele aus Mangel der Subsistenz zu tödten; Das Wasser ist an einigen Orten dieser Wüste salzigt und bitter; und wo es reichlich fließet, so ist es doch kaum hinlänglich, hundert Leute auf einmal zu tränken. Dieser traurige Erdstrich ist so schrecklich und unbewohnt, daß weder Vieh noch Vögel sich da aufhalten; und er ist mit verrätherischen Geistern angefüllet, welche den Menschen alles Herzeleid anthun, und sie durch falsche Lichter vom rechten Wege abbringen, und von ihrer Gesellschaft trennen; sie auch von verschiedenen Orten bey ihren Namen rufen, und die Luft mit

den schönsten Concerten erfüllen; ja zuweilen mengen sie sich unter die Caravanen mit Menschengestalt und Stimme, so daß mancher Reisender durch ihre seltsame Betrügereyen angeführet wird, ihnen zu folgen, welches ihm oft den Tod kostet; es ist kaum möglich sie zu vermeiden, so sonderbar ist ihr Einfluß: Deswegen müssen die Reisenden den Hals ihrer Thiere mit Glocken behängen, und die Wege mit Zeichen besetzen, welche denen von ihrer Gesellschaft, die wegen Fatiguen erst hinten nachkommen, zum Wegweiser dienen, damit sie nicht den Weg verfehlen.

Wenn man diese Wüste gegen Ostnordost durchgegangen, so kommt man an die Stadt Sachion im Königreich Tangut. Die Einwohner leben hier vom Ackerbau; es sind einige Christen und Mahometaner unter ihnen; der größte Theil aber bestehet aus Abgöttern, welche unter sich eine eigene Sprache haben. Hier sind viele heydnische Tempel, und derjenige, welcher einen Sohn hat, zeiget denselben an dem ersten großen Festtag nach seiner Geburt, mit vielen Ceremonien und großer Ehrfurcht, seinem Favoritgötzen, und bringet ihm zugleich ein Schaaf, welches vorher dazu gemästet worden, und kochet dasselbe vor ihm, welcher, wie sie glauben, von dem Dampf sich unterhält: Wenn das Gebet für Erhaltung des Kindes vorbey ist, wird das Fleisch nach Hause genommen, und von der ganzen Familie mit großen Freuden verzehret; der Kopf, die Füße, die Haut, und die Eingeweide, werden den Priestern gegeben, die Knochen aber sorgfältig in einem eigenen Gefäß verwahret.

Die

Die Leiber ihrer Todten balsamiren sie mit allerley Species, und legen sie in Kasten, welche künstlich zusammengefüget, und oben mit einem bemalten Tuch bedecket sind, so daß nichts ausdunsten kann: Sie werden zuweilen sechs Monat lang im Hause behalten, ehe sie nach dem Grabe gebracht werden; den Tag zu dieser Ceremonie setzet ein Sterndeuter fest, welcher zu dem Ende die Nativität des Verstorbenen untersuchet; er bestimmet auch, welchen Weg die Leiche soll getragen werden, und aus welchem Theil des Hauses, da man zuweilen gar die Mauer deswegen niederreißen muß, denn sie glauben, daß die Seele über dem Leichnam schwebe, und sich aller dieser Einrichtungen besonders annehme, auch, wenn sie mißvergnügt gemacht werde, einiges Unglück im Hause zuschicke; deswegen, und um ihr Verlangen zu stillen, wird, so lange der Leichnam im Hause ist, der Tisch zur Mittagszeit ordentlich gedecket; solches geschieht auch unter hölzernen Hütten, welche auf dem Wege errichtet, wodurch man den Leichnam zur Grabstäte trägt; daselbst werden zugleich allerley auf Papier gemalte Vorstellungen von Cameelen, Häusern, Bäumen, Früchten, Kleidern, Geld, und Aufwartung verbrennet, weil sie glauben, daß alle diese Dinge dem Verstorbenen in jener Welt, wo er sehr prächtig leben wird, wirklich zu Nutzen kommen.

Camul ist die Hauptstadt einer Provinz desselben Namens im Königreich Tangut; die Eingebohrnen sind Heyden, welche allen Arten der Wollüste ergeben sind, und ihre Zeit mit Singen, Tanzen, Lustspielen, und Liebeshändeln zubringen. Wenn ein Fremder in diese Stadt kommt, so wird er in

dem ersten Hause, in welches er eintritt, sehr gastfrey empfangen. Der Hausherr bittet ihn, daß er, so lange er im Hause bleibet, darinn nach seinem Gefallen herrschen möge, und zu dem Ende verlässet er es, und kommt nicht ehe wieder herein, bis der Gast fort ist, welcher zugleich mit den Frauen, Töchtern und Schwestern nach Belieben vertrauet lebet, zu welcher Gemeinschaft ihre Schönheit keine geringe Lockung ist. Diese unzüchtige Lebensart ist, ihrer Meynung nach, ihren Göttern sehr angenehm, und als sie einmal durch ein Edict des Mangu-Chan verboten worden, wurde die Erde weniger fruchtbar, und die ganze Landesverfassung wurde schlimmer, so daß sie eine solenne Gesandschaft zum Chan schickten, und ihn baten, das Edict umzustoßen; welche Bitte er auch gewährete.

Zunächst an Camul ist die Provinz Chinchintalas; sie liegt auf der nördlichen Seite der grossen Wüste, ist sechszehn Tagereisen lang, und dem großen Chan unterworfen. Sie hat viele gute Städte, welche von Nestorianern, Mahometanern, und Heyden bewohnet werden. In den Bergen von Chinchintalas findet man Asbest, ein gewisses Mineral, wovon man Tuch machet, welches im Feuer nicht verzehret wird. Es sind auch Stahlminern darinn.

Zehn Tagereisen von hier gegen Ostnordost ist die Provinz Succir, wo vortreflicher Rhabarber wächst, und an den Bergen wächst ein Kraut, welches, wenn es von den Thieren gegessen wird, machet, daß sie ihren Huf verlieren. In der Stadt Campion sind viele Christen, Mahometaner, und Heyden; die letztern sind am zahlreichsten, und ha-

ben verschiedene Tempel, in welchen man Götzen von erstaunender Größe findet, die wiederum mit vielen kleinen umgeben sind, welche ihnen gleichsam Ehrerbietung zu erzeigen scheinen; sie sind wohlgemacht, von Thon, Stein oder Holz, und mit Gold eingefaßt; ihre Priester sind keusch und fromm, und an gewissen Tagen des Mondes, nach welchem sie ihr Jahr rechnen, tödten sie weder Vieh noch Vögel, enthalten sich auch des Fleisches. Hier ist es ein großes Verbrechen, wenn eine Mannsperson ein Frauenzimmer verführet; wenn aber eine Frauensperson einen Mann verleitet, so machet man nichts daraus. Ein Laye kann so viele Frauen nehmen, als er will, und als er unterhalten kann, und wenn es auch seine nächste Anverwandtinn, ja seine Schwiegermutter, wäre; er kann sich, wenn er gegründete Ursachen hat, sehr leicht wieder von ihnen scheiden lassen; er bekommt selten mit seiner Frau ein Heyrathsgut, hingegen vermachet er ihr Vieh, Geld, Knechte, und so weiter. Alle Oerter, welche wir bisher genennet haben, sind im Königreich Tangut, und dem großen Tartar-Chan unterworfen.

Wenn man quer durch die große Wüste Lop gehet, kommt man nach Caracarum, der Hauptstadt der Tartarn, in welcher der große Chan einen Theil des Jahres zubringt. Wenn er stirbet, wird sein Leichnam nach den Atlaischen Bergen zur Beerdigung abgeführet, und diejenigen, welche die Leiche begleiten, tödten alle Menschen, die ihnen auf dem Wege begegnen, damit die Seele ihres Herrn in der andern Welt Aufwärter habe; man sagt, daß

Jungamur liegt die Stadt Ciandu *;) Hier hat der große Chan Cublai einen vortreflichen marmornen Pallast gebauet, welcher mit seinem Zubehör sechszehn Meilen Land einnimmt: Er stößet an die Stadtmauer, und hat viele Thiergärten, worinn fahlgelbe Hirsche, und Bäche voller Fische sind. Hier residiret der große Chan im Junius, Julius und August; und belustiget sich mit der Hirschjagd, vermittelst Leoparden, welche hinten auf die Pferde sitzen, und von da nach ihren Raub springen. Hier hat er auch gute Falken, und Habichte. Mitten in einem weiten und schönen Gehölze hat er einen Pallast auf starken vergoldeten uud bemalten Pfeilern errichtet, davon eine jede oben mit einem goldenen Drachen versehen, welcher mit seinen ausgebreiteten Flügeln das Dach unterstützet, und den Schwanz rund um den Pfeiler gewunden hat. Dieses Haus kann sehr leicht auseinander genommen werden, und ist mit 200 seidenen Fäden zusammengekettelt. Der Chan hat an 10000 milchweiße Pferde und Stuten; die Milch der letztern ist zum Gebrauch der kaiserlichen Familie, und des Boriat, eines Mannes, der wegen seiner Tapferkeit berühmt ist. Diese Thiere werden sehr geachtet, und niemand darf ihnen das geringste Leid zufügen. Am 20sten August opfert

*) Ciandu oder Shantu liegt auf den Bänken des Flusses Shantu in der Provinz Kerchen, 42 ° 22 ″ Nördlicher Breite; aus welcher Lage wir schließen, daß sie Nordostwärts von Cumbala liege. Man muß sich verwundern, daß die Jesuiten, die doch sonst sehr genau sind, diese Stadt in ihren Landcharten ausgelassen haben. Gerbillon sagt uns, daß er ihre Ruinen gesehen habe.

opfert der Chan, auf Befehl seiner Priester, allen seinen Götzen und Geistern etwas von dieser Milch, damit sie ihn bey seinen Besitzungen schützen.

Es giebt allhier zwo heydnische Secten, die eine heißet Chebeth, und die andere Chesmu. Ihre Priester essen das Fleisch der Missethäter; aber die Körper dererjenigen, die eines natürlichen Todes gestorben, rühren sie nicht an. Sie sind grosse Magiker, und, wenn der Chan in seinem Pallast großes Festin hat, bewerkstelligen sie, daß die Becher von unsichtbaren Geistern angefüllet und herum gegeben werden. Sie sind allemal bereit, auf des Chans Befehl, Wunderwerke von dieser Art zu thun. Wenn sie ihren Göttern zu Ehren Feste anstellen, so erbitten sie sich von dem Chan Schaafe mit schwarzen Köpfen, Rauchwerk, und Aloe. Denn sie glauben, daß, wenn sie ihren Göttern nicht gebührende Ehre erzeigen, ihr Vieh und Korn verbrenne. Den Rauch des kochenden Fleisches opfern sie vor dem Altar. Einige unter ihnen führen eine strenge Lebensart, sind ganz von der Welt entfernet, heyrathen niemals, und essen nichts als Mehl und Wasser. Andere von ihnen beten das Feuer an, scheeren ihren Kopf und Bart, haben hanfene schwarze oder gelbe Kittel, und schlafen auf Matten. Es giebt hier große Klöster von solchen Priestern, die über 2000 Seelen enthalten.

Cublai Chan war ein Mann von mittelmäßiger Statur, wohl proportioniret, mit großen schwarzen Augen, und von einem gesunden Ansehen. Man hielt ihn für weise, strenge, und arbeitsam. Er ist vom Zingis entsprossen, von welchem wir vorhin weitläuftig geredet haben; und hat von sei-

ner

dem verstorbenen Mangu-Chan 10000 solcher Schlachtopfer wären gebracht worden.

Wir übergehen hier die Nachricht, welche Marco Polo von der Lebensart und den Gebräuchen der Tartarn giebt, weil sie aus andern Büchern schon bekannt genug sind. Nur dieses einzige, welches sehr sonderbar ist, wollen wir hier anführen. Wenn eine junge Mannsperson und ein junges Frauenzimmer unverheyrathet sterben, so machen ihre Eltern unter sich einen Ehecontrakt, vermöge dessen diese junge abgestorbenen in der andern Welt Eheleute sind, und ihnen Geld, Knechte, und Vieh, als ein Heyrathsgut vermachet wird, welches alles zu dem Ende auf Stücken Papier abgemalet ist, die nach Unterzeichnung des Contrakts verbrant werden.

Nach einer vierzigtägigen Reise kam unser Autor an die Grenzen des Oceans; er kehrte nach der Stadt Campion zurück, und gieng durch Cathay nach Cingui, woselbst man nicht allein wilde Ochsen antrifft, deren Haare so fein wie Seide sind; sondern auch ein gewisses Thier, welches nicht grösser als eine mittelmäßige Ziege ist, und unter dem Bauch einen Eytersack hat, welcher, wenn er ausgeschnitten und an der Sonne getrocknet worden, vortreflicher Moschus ist. Das Thier wird gehetzet, sein Fleisch ist sehr schmackhaft, und der Moschus im vollen Mond am besten. Die Einwohner ernähren sich vom Handel; sie sind Götzendiener; sie haben fette Leiber, kleine Nasen, schwarzes Haar, aber wenig oder keinen Bart. Die Schönheit ist

für

für ein junges Frauenzimmer eine bessere Recommendation, als Vermögen und hohe Geburt; und eine Standesperson nimmt ein armes Mägdchen, welche schön ist, oft zur Frau, und giebt ihrer Mutter ein Leibgedinge. Diese Provinz ist fünf und zwanzig Tagereisen lang; sie hat einen Ueberfluß an Korn, viele schöne Rebhüner, und eine große Menge verschiedener anderer Vögel mit den schönsten Federn. Ostwärts liegt die Stadt Calacia, in welcher Camelot gemachet wird, welcher aus feiner Wolle und Cameelhaaren zusammengesetzt ist; von dieser Stadt kommt man nach dem Lande des Priester Johannis, und nach den Ländern Og und Magog; neben welchen Cathay und die Berge von Idifa sind, worinn man Gold- und Silberminern findet.

Drey Tagereisen von Sindicin, welches wegen der militairischen Fabriquen berühmt ist, und in letztgedachter Provinz lieget, ist die Stadt Jungamur oder die weiße See, wo der Chan einen angenehmen Pallast hat, der mit vielen Seen und Bächen umgeben, an deren Ufern eine große Verschiedenheit von Vögeln, als Schwänen, Fasanen, Rebhüner, und Kraniche: Von den letztern giebet es hieselbst fünf Arten; die erste hat schwarze Flügel wie eine Krähe; die zwote hat sprenglichte Federn wie die der Pfauen mit schwarzem und weißem Halse; die dritte ist roth und blau gefärbt; die vierte ist grau mit schwarzen und rothen Köpfen; die fünfte und letzte ist wie die gemeine in Europa. Es giebt hier Rebhüner, welche allein zu des Chans Gebrauch eingesperret werden. Nordostwärts von

Junga-

Jungamur liegt die Stadt Ciandu *;) Hier hat der große Chan Cublai einen vortreflichen marmornen Pallast gebauet, welcher mit seinem Zubehör sechszehn Meilen Land einnimmt: Er stößet an die Stadtmauer, und hat viele Thiergärten, worinn fahlgelbe Hirsche, und Bäche voller Fische sind. Hier residiret der große Chan im Junius, Julius und August; und belustiget sich mit der Hirschjagd, vermittelst Leoparden, welche hinten auf die Pferde sitzen, und von da nach ihren Raub springen. Hier hat er auch gute Falken, und Habichte. Mitten in einem weiten und schönen Gehölze hat er einen Pallast auf starken vergoldeten uud bemalten Pfeilern errichtet, davon eine jede oben mit einem goldenen Drachen versehen, welcher mit seinen ausgebreiteten Flügeln das Dach unterstützet, und den Schwanz rund um den Pfeiler gewunden hat. Dieses Haus kann sehr leicht auseinander genommen werden, und ist mit 200 seidenen Fäden zusammengekettelt. Der Chan hat an 10000 milchweiße Pferde und Stuten; die Milch der letztern ist zum Gebrauch der kaiserlichen Familie, und des Boriat, eines Mannes, der wegen seiner Tapferkeit berühmt ist. Diese Thiere werden sehr geachtet, und niemand darf ihnen das geringste Leid zufügen. Am 20sten August opfert

*) Ciandu oder Shantu liegt auf den Bänken des Flusses Shantu in der Provinz Kerchen, 42 ° 22 ″ Nördlicher Breite; aus welcher Lage wir schließen, daß sie Nordostwärts von Cumbala liege. Man muß sich verwundern, daß die Jesuiten, die doch sonst sehr genau sind, diese Stadt in ihren Landcharten ausgelassen haben. Gerbillon sagt uns, daß er ihre Ruinen gesehen habe.

opfert der Chan, auf Befehl seiner Priester, allen seinen Götzen und Geistern etwas von dieser Milch, damit sie ihn bey seinen Besitzungen schützen.

Es giebt allhier zwo heydnische Secten, die eine heißet Chebeth, und die andere Chesmu. Ihre Priester essen das Fleisch der Missethäter; aber die Körper derer jenigen, die eines natürlichen Todes gestorben, rühren sie nicht an. Sie sind grosse Magiker, und, wenn der Chan in seinem Pallast großes Festin hat, bewerkstelligen sie, daß die Becher von unsichtbaren Geistern angefüllet und herum gegeben werden. Sie sind allemal bereit, auf des Chans Befehl, Wunderwerke von dieser Art zu thun. Wenn sie ihren Göttern zu Ehren Feste anstellen, so erbitten sie sich von dem Chan Schaafe mit schwarzen Köpfen, Rauchwerk, und Aloe. Denn sie glauben, daß, wenn sie ihren Göttern nicht gebührende Ehre erzeigen, ihr Vieh und Korn verbrenne. Den Rauch des kochenden Fleisches opfern sie vor dem Altar. Einige unter ihnen führen eine strenge Lebensart, sind ganz von der Welt entfernet, heyrathen niemals, und essen nichts als Mehl und Wasser. Andere von ihnen beten das Feuer an, scheeren ihren Kopf und Bart, haben hanfene schwarze oder gelbe Kittel, und schlafen auf Matten. Es giebt hier große Klöster von solchen Priestern, die über 2000 Seelen enthalten.

Cublai Chan war ein Mann von mittelmäßiger Statur, wohl proportioniret, mit großen schwarzen Augen, und von einem gesunden Ansehen. Man hielt ihn für weise, strenge, und arbeitsam. Er ist vom Zingis entsprossen, von welchem wir vorhin weitläuftig geredet haben; und hat von sei-

ner

ner Tapferkeit viele Proben abgeleget. Im Jahr 1286 empörete sich sein Oncle, Namens Naiam, mit Hülfe eines andern tartarischen Fürsten, und einer Armee von 500000 Mann wider ihn; allein, er überraschte und umzingelte ihn mit 460000 Mann, und machte Najam zum Gefangenen, welchen er in einen Sack einnehen, und zu Tode stoßen ließ. Diese Art der Strafe wurde darum mit ihm vorgenommen, damit er nicht dem Volk zur Schau würde, weil er von königlichem Geblüte war. Dieser Mann war getaufet worden, und trug ein Kreuz vor seinem Panier. Die Juden nahmen daher Anlaß über die Christen, welche in des Chans Lager waren, zu spotten: Allein, der Chan gab ihnen dieserhalben selbst einen Verweiß, als er gewahr ward, daß der Gott der Christen viel zu gerecht ist, einem Rebellen beyzustehen. Man hielt dafür, daß er selbst große Neigung zum Christenthum gehabt, ohnerachtet er gegen Christen, Türken, und Heyden, einerley Gesinnung zu haben schien. Die Tapferkeit suchte er vorzüglich zu belohnen. Seine Befehlshaber trugen goldene Tafeln, auf welchen einige Charaktere, welche ohngefähr folgenden Sinn hatten, geschrieben waren: „Durch die Macht „und Gewalt des großen Gottes, und durch die Gna„de, welche er unserm Reich gegeben, sey des Chans „Name gesegnet; und diejenigen, welche gegen ihn „widerspenstig sind, sollen getödtet und zerstöret „werden.„ Der Werth dieser Tafeln war allemal der Würde desjenigen Befehlshabers, der sie trug, gemäß. Einige Tafeln für die Generale, welche eine Armee commandiren, wiegen funfzig Unzen, und auf dieselben ist die Figur eines Falken gesto-

chen;

chen; auf andern sind Sonne und Mond befindlich. Vermöge dieser Tafeln können sie alles Nothwendige fodern; und, wenn sie ausgehen, werden sie in einer silbernen Senfte getragen, worüber ein Himmel zur Bedeckung ist. Der Chan hat eine große Anzahl Frauenzimmer; er hat nicht allein in seinen Staaten, sondern auch in den benachbarten Ländern, eigene Leute bestellet, um für ihn die schönsten Frauenzimmer auszusuchen, welche, wenn sie nach Hofe gebracht worden, unter der Aufsicht gewisser Frauen stehen, welche sie, wenn sie schnarchen, oder sonst einen Fehler haben, dem Monarchen nicht präsentiren dürfen. Die Tartarn schätzen es sich für eine große Ehre, wenn ihre Töchter hiezu gelangen, und halten es für die schimpflichste Ungnade, wenn sie zurück geschicket werden.

Während der Monate December, Januar und Februar residirt der Chan in der Stadt Cambalu *) im Königreich Cathay. Am südlichen Theil der neuen Stadt ist ein viereckigter Platz, wovon jede Seite acht Meilen lang ist; er ist mit einer hohen Mauer und einem tiefen Graben umgeben, und hat auf jeder Seite ein Thor. Neben demselben ist ein leerer Platz von einer Meile im Umfang; darauf kommt ein anderes Viereck, welches sechs Meilen

*) Cambalu, sonst Chan-palu oder Han-palu, bedeutet des Königs Pallast. Heut zu Tage heißt sie Peking, und bey den Chinesern zuweilen Xantien-Fu. Zum wenigsten ist Peking diesem Ort sehr nahe, obgleich einige von den neuern Schriftstellern solches nicht zugeben wollen: Der Streit darüber ist zu trocken und zu kahl, als daß er unserer Aufmerksamkeit würdig wäre.

len einnimmt; an dessen jeden Ecke, und in der Mitte, ist ein schöner Pallast, worinn für den Chan Pferde, Bogen, Pfeile, Geschütz, und anderes Kriegesgeräthe, verwahret werden. Innerhalb diesem Bezirk ist eine andere hohe Mauer, welche noch acht Palläste einschließet. Hier stehet auch der Pallast, welchen der Chan bewohnet. Derselbe hat ein hohes mit allerhand Farben bemaltes Dach; die Kammern sind wohl eingerichtet, und mit geschnitzten und prächtig vergoldeten Figuren von Drachen, Soldaten, Vögeln, Thieren, und dergleichen, auf das schönste ausgezieret. Hinter diesem Pallast sind geheime Gemächer für des Chans Schätze und für sein Frauenzimmer.

Gegen diesem Pallast über wurde ein anderer gebauet für Zingis, dem Sohn des Cublai; auf dessen Nordseite stand ein Berg, welcher der immer-grüne Berg genennet wurde, und eine Meile im Umfang hatte. Derselbe ist von der Erde eines benachbarten Striches errichtet worden, woselbst nun ein tiefer Strom fließet, der voller Fische ist, welche in gewissen Behältnissen durch Gatter eingeschränkt werden. Dieser Berg ist mit Bäumen bepflanzt worden, welche beständig grün bleiben, und welche mit ihren mit der Erde bedeckten Wurzeln von weiten Orten durch Elephanten hieher gebracht worden.

Als dem Chan von den Sterndeutern eine Rebellion, welche in Cambalu entstehen würde, prophezeyet worden, legte er, auf der andern Seite des Flusses, die neue Stadt Taidy an, in der Gestalt eines Vierecks, dessen jede Seite sechs Meilen

lang

lang war. Rund um dieselbe waren Wälle mit weißen Zinnen, unten zehn Schritt, und oben drey Schritt breit, und zwölf Thore. Ueber jedem derselben war ein prächtiger Pallast; und in jeder Ecke des Walles waren Waffen für tausend Mann. Die Häuser in dieser Stadt waren regulair gebauet mit Höfen und Gärten, und die Straßen giengen in gerader Linie von einem Thor zum andern. Niemand darf des Abends, nachdem zu einer gewissen Stunde mit der Glocke, welche auf einer prächtigen Kirche mitten in der Stadt hänget, gelautet worden, auf die Straße gehen, es sey denn, daß er sehr dringende Geschäffte habe, und alsdenn muß er ein Licht bey sich haben. Die Wachen nehmen alle diejenigen in Verhaft, welche sie spät auf den Straßen finden, und diese können sich gewiß auf gute Prügel gefaßt machen, wenn sie nicht hinlängliche Nachricht von sich geben können. Die Schläge sind oft so grausam, daß sie sich niemals wieder erholen. Die Prügel sind die gebräuchlichste Strafe in diesem Lande, wo die Priester das Blutvergiessen durch ein strenges Gesetz verboten haben. Die Plätze zu Begrabung und Verbrennung der Todten sind in den Vorstädten von Cambalu, deren zwölfe sind, vor jedem Thor eine; und eine jede ist beynahe vier Meilen lang. Hier sind gewisse Leute, die besonders dazu bestellet sind, die Gesandten mit ihrem Gefolge zu empfangen, sie frey zu halten, und eine jede Person alle Nacht mit Frauenzimmern frey zu versorgen. In der Stadt und den Vorstädten rechnet man an 25000 Huren; und 3000 Soldaten, welche unter dem Commando eines Hauptmanns stehen, täglich in den königlichen Pallast

auf die Wache ziehen, und alle drey Tage abgelöset werden.

Der Saal, in welchem der Chan öffentlich speiset, ist gewaltig groß. Sein Tisch raget am höchsten herfür, und die Tische aller übrigen Vornehmen sind, nach ihrem verschiedenen Rang, immer eine Stufe niedriger, so daß er sie alle übersehen kann. Diejenigen, welche ihm am nächsten sitzen, müssen ihren Mund mit einem seidenen Tuch bedecken, damit ihr Athem ihn oder sein Essen nicht berühre. Sein Getränk wird von einem vornehmen Frauenzimmer eingeschenket, welches bey Darreichung des Bechers drey Schritt zurück tritt, und niederkniet; zur selbigen Zeit knien auch die Baronen und Soldaten, welche auf Teppichen, die auf der Erde ausgebreitet sind, essen; und die Musikanten machen eine Tafelmusik.

Der erste Februar, welcher ihr Neujahrstag ist, wird mit vielen Solennitäten gefeyert, so wie der Geburtstag des Chan, welcher alsdenn in goldenem Brocat gekleidet ist. Zwey tausend von seinen Leuten gehen eben so gekleidet, und haben goldene und silberne Gürtel um ihre Westen. An diesem Tage machen ihm alle seine Vasallen und Creaturen Geschenke, ein jeder nach seinem Vermögen. Die verschiedenen Religionsverwandten sind verbunden für sein Wohlseyn zu beten. An dreyzehn feyerlichen Tägen, wovon in jedem Monat einer ist, werden auch diese reiche Kleidungen getragen. Am ersten Tage des neuen Jahres ist der ganze Hof weiß gekleidet, welches die Farbe der Glückseligkeit ist. Sie machen sich einander Geschenke von Edelgesteinen, weißen Kleidern, und weißen Pferden; und,

bey

bey allem was sie geben, suchen sie die Zahl neunmal neun zu erreichen, welche sie vor eine heilige Zahl halten. An diesem Tage sind des Chans Cameele mit reicher Seide bedecket, und seine Elephanten müssen mit Decken, worauf viele Figuren nach dem Leben gemalet sind, vor ihm die Musterung paßiren. Man sagt, daß derselben 5000 an der Zahl sind, und ein jeder davon träget an diesem Tage zwey mit goldenen und silbernen Gefäßen angefüllte Kasten. An der Thüre von des Chans Audienzsaal stehen zwey riesenmäßige Kerls mit Knüppeln, womit diejenigen grausam bewillkommet werden, welche so unglücklich sind, über die Schwelle zu stolpern; die Kleider werden ihnen ausgezogen, und sie erhalten dieselben nicht wieder, wenn sie gleich vieles Geld dafür geben, oder die Prügel geduldig aushalten wollten.

Des Chans Hausbediente, als die Aerzte, Sterndeuter, Edelleute, Soldaten, und so weiter, versammlen sich an dem Morgen des gedachten Tages in dem großen Saal, woselbst der oberste Priester ein lautes Gebet für den Chan hält. Bey einer jeden Periode davon rufet das Volk: „Das gebe „Gott„. Alsdenn nähert er sich einer rothen Tafel, welche auf einem prächtigen Altar lieget, und worauf des Chans Name geschrieben ist, beräuchert dieselbe auf die ehrerbietigste Art, und, nachdem diese Ceremonie geschehen, werden die Präsente, wovon wir bereits erwehnet, untereinander gewechselt. Hernach wird an einer prächtigen Tafel gespeiset; und zuletzt bringet man einen zahmen Löwen herfür, welcher dem Chan zu Füßen fällt, und

ihm schmeichelt, so wie er ist abgerichtet worden. Wir haben vorhin der Jagdbelustigungen des Chans erwehnet; aber es ist etwas erstaunendes, daß die Wölfe, Leoparden und Löwen, hier abgerichtet werden, auf Bären, wilde Schweine, Hirsche und Rehe, zu jagen; allein, sie müssen gegen den Wind laufen, damit das Wild sie nicht durch den Geruch vermerket. Die Löwen, welche die stolzesten und unlenkbarsten Thiere sind, werden in Wägen gebändiget, und von Hunden abgerichtet. Es giebt auch zahme Adler hier, welche abgerichtet sind, Hasen, Hirsche, Rehe, und Füchse zu packen, ja zuweilen werden auch die Wölfe von ihnen weggeschleppet. Wenn der Chan zur Sommerszeit auf dem Marsch ist, so wird sein Haus auf den Rücken eines Elephanten gesetzt, und das Dach davon kann abgenommen werden, so daß der Chan in seiner Kutsche während des Fahrens der Falkenjagd zusehen kann. Er soll 18000 Falkonirer haben; und der Schwarm des Volks, welches ihm nachfolget, nimmt den Platz von einer ganzen Tagereise ein. Seine Hunde sind 5000 an der Zahl; und außerdem hat er noch 2000 Vogelfänger, die nicht von den Falkonirern abhängen: Diese sind in zwo Compagnien getheilet, wovon eine jede ihren eigenen Anführer hat; und ihre Livereyen sind himmelblau und scharlachfarbig. Im Märzmonat hält der Chan die Jagd auf den Ebenen von Cazarmoden; sein Zelt, welches aus unendlich vielen Kammern bestehet, wird mit seidenen Stricken und drey gewundenen Pfeilern befestiget; auswendig ist es mit Löwenhäuten bedeckt, und inwendig mit Pelzen und Säbeln behangen. Der Werth der Löwenhäute ist hier außer-

außerordentlich groß, und ein Kleid davon kostet 2000 Sultaninnen.

Die Menge des Wilds, welches in diesem Monat gefangen wird, ist unsäglich. Es ist ein grosser Ueberfluß davon, weil niemand in gewissen Distrikten, ohne des Chans besonderer Erlaubniß, auf Wild oder Vögel jagen darf. Die Currentmünze in diesen Provinzen ist die innere Borke des Maulbeerbaums, worauf des Chans Name gestempelt. Niemand darf bey Lebensstrafe diese Münze verachten, oder nachmachen, oder anderes Geld einführen; und die Kaufleute, welche Häute und andere Waaren hieher bringen, müssen sich durch die Landesprodukte, welche sie brauchen können, bezahlt machen. Da wir einigemal der Baronen gedacht haben, so muß man merken, daß deren vier und zwanzig sind. Zwölfe davon machen den Kriegesrath aus; sie befördern und verabschieden die Officiere von der Armee nach ihrem Gutdünken, und dürfen nur allein dem König von ihren Handlungen Rechenschaft geben: Die andern zwölfe stehen den Civilsachen für, ernennen die Gouverneurs der Provinzen, und führen Rechnung von den öffentlichen Einkünften. Dieses Gericht ist dem vorigen zur Seite, aber nur allein dem Chan unterwürfig.

Wenn die Landesfrüchte in des Chans Provinzen durch Brand- und Wetterschaden, und Heuschrecken, verdorben werden, so lässet er nicht allein dem Volk einen jährlichen Zins herunter, sondern giebt ihnen Korn und Provision aus seinen Magazinen, welche allemal voll erhalten werden. Er schenket auch Vieh an diejenigen, deren Heerden durch Viehsterben zu Grunde gegangen, weil er

glaubet, daß Gott auf solche Menschen böse sey. Wenn eine durch Unglücksfälle verarmte Familie sich an den Chan wendet, so wird ihr eine ihrem vorigen Rang gemäße Versorgung verschaffet; jedoch wiederfähret diese Gnade nur solchen, welche nicht arbeiten oder sich sonst erhalten können. Ehedem war es unter den Tartarn eine alte Gewohnheit den Armen, als einen von Gott Verstoßenen, zu verachten; allein itzo ist im Gegentheil das Mitleiden eine ihrer Haupttugenden, und ihre Priester lehren, daß dieselbe dem Himmel sehr angenehm sey; daher gehen die Bettler von niemanden leer weg, und es vergehet kein Tag, da nicht an des Cublai Hofe 20000 Scheffel Reiß, Hirse, und anderes Korn, denen Armen gegeben werden.

Von der Stadt Cambalu durch das ganze Reich sind schöne feste Landstraßen, und vortrefliche Wirthshäuser, welche man Lumbs nennet, in der Entfernung von 20 bis 30 Meilen. Dieselben werden beständig mit allem Vorrath auf des Chans Unkosten versehen, und es stehen allemal 400 gesattelte Pferde bereit, zum Gebrauch der Gesandten und anderer Vornehmen, welche bey jeder Poststation gewechselt werden. Man sagt, daß 10000 solcher auf des Chans Kosten angelegter Wirthshäuser, und 200000 Pferde zum Gebrauch der Posten, im Lande sind, so daß man sich nicht über die geschwinde Communication der Oerter wundern darf. Da ein jeder Mann, Kraft der Gesetze, viele Frauen haben darf, so ist das Land genug bevölkert, und mit Leuten, welche die Erde bebauen, hinlänglich versehen; es gehet auch niemand müßig; und keiner lässet ein gutes Stück Landes brach liegen. Das

Land ist auch gewiß sehr fruchtbar. In den Städten, welche an Flüssen oder Seen liegen, sind beständig Fahrzeuge in Bereitschaft zur Beqvemlichkeit der Reisenden, und zur Ueberfahrt nach den gegenseitigen Küsten: In denen Städten aber, welche hie und da in und an den Wüsteneyen gelegen sind, findet man beständig zum Besten der Reisenden Pferde und Lebensmittel auf des Chans Unkosten.

In sehr dringenden Fällen kann eine Post täglich 200 Meilen zurück legen; und sie werden bey Nacht, wenn der Mond nicht scheinet, von Fußleuten mit Fackeln geleuchtet. Wenn sie an eine Poststation kommen, blasen sie in ein Horn; auf dieses Zeichen werden frische Pferde herausgebracht, und der ganze Aufenthalt ist nicht weiter, als von einem Pferde auf das andere zu steigen. Es geht sehr geschwinde, und derjenige, welcher am hurtigsten und erfahrensten reitet, stehet mit allen seinen Verwandten in großer Achtung, weil die Tartarn nichts höher schätzen als einen guten Reuter. Es gehen auch beständige Posten zu Fuß, welche alle drey bis vier Meilen wechseln, und ihre Ankunft durch hellklingende Klocken, die sie um haben, zu erkennen geben. Auf diese Weise kann der Chan Früchte und Nachrichten in zweyen Tagen von einem Ort haben, welcher zehn Tagereisen weit lieget. Die zu den Posten gehörige Bedienten sind von allen Abgaben frey, und werden noch überdem aus des Chans Schatz vorzüglich belohnet. Sie haben gewisse Inspectores über sich, welche alle Fehler, die sie begehen, bestrafen.

Nach der Meynung der Sterndeuter dieses Landes, ist das Pflanzen der Bäume ein Geschäfte, welches dem Himmel angenehm ist, und ein langes Leben verschaffet. Man darf sich daher nicht wundern, daß alle Landstraßen mit Bäumen, so wie die, welche durch sandige Wüsten führen, mit Pfälen, besetzet sind.

* * * * * * * * * * * * * * *

Drittes Hauptstück.

Von den Einwohnern von Cathay; und von ihren Religions-Uebungen; von der Brücke und den Manufacturen zu Gowza; Beschreibung der Provinz Thebet; von der Art, wie sich die Caravanen wider die Anfälle der wilden Thiere schützen; vom gemeinschaftlichen Gebrauch der Frauenzimmer, und von andern seltsamen Gebräuchen der Einwohner dieser Provinz; von verschiedenen Ländern, in welchen das Gold überflüßig gefunden wird; von ungeheuern Schlangen; Art des Verfahrens mit Kranken; vom Handel zu Bengal; von der Politik der Tartarn in einer Schlacht.

In der Provinz Cathay wird aus Reiß und Gewürzen ein schöner gelber berauschender Trank verfertiget, welcher viel besser als der Wein ist; und aus den Bergen werden gewisse schwarze Steine ausgegraben *), welche, wenn sie in das

*) Der schwarze Stein, wovon hier die Rede ist, ist gewiß nichts anders als eine Steinkohle. Da dem Marco Polo die Erzeugung und der Gebrauch dieses Minerals, ehe er es in China gesehen, gänzlich

das Feuer geworfen werden, wie Holz brennen, und eine gute Hitze machen, welche Abends stärker ist, als bey Tage. Hier sind, sowohl unter den Christen als unter den Türken und Heyden, Sterndeuter und Wahrsager, welche die künftigen Dinge vorherzusehen vorgeben, und viereckigte Tabellen verkaufen, welche Tacuini genennet werden, und auf welchen die merkwürdigsten Begebenheiten, die sich in dem Jahre zutragen werden, aufgezeichnet sind: Man ziehet dieselben gemeiniglich bey jeder Gelegenheit zu Rathe. Die Tartaren rechnen ihre Jahre nach gewissen Perioden. Zwölf Jahre gehen auf eine Periode oder lustrum: Das erste Jahr hat bey ihnen den Namen des Löwen, das zweyte des Ochsen, das dritte des Drachen, das vierte des Hundes, und so weiter. Sie sagen daher, jemand ist an dem Tage im Jahre des Hundes in dem lustro gebohren.

Die Religion dieser Völker ist heydnisch. Den Namen ihres Gottes schreiben sie an einer Leiste in ihrer Kammer. Sie beten denselben mit aufgehobenen Händen und klappernden Zähnen an. Sie

lich unbekannt gewesen, so dürfen wir uns gar nicht wundern, daß er davon, als von einer ausserordentlichen Sache, spricht. Denen Jesuiten aber ist es gar nicht zu verzeihen, daß sie dieser Sache auf eine so seltsame Art erwehnet haben, daß man, wenn man sich nicht in acht nimmt, sich sollte überreden lassen, daß die Chineser wirkliches Feuer aus der Erde graben, und dasselbe in ihren Kellern zum Gebrauch verwahren: Da es doch in der That nichts mehr ist, als was täglich in verschiedenen andern Theilen der Welt geschieht.

opfern ihm Rauchwerk, um Verstand und Gesundheit von ihm zu erlangen. Auf der Erde stehet ein Götzenbild, Negatai genannt; dasselbe beten sie auf dieselbe Art an, und erbitten von ihm gute Witterung, und die Erhaltung ihrer Früchte, Kinder, und so weiter. Negatai bedeutet den Gott der irrdischen Dinge. Die Lehre von der Metempsicose oder Seelenwanderung wird hier stark geglaubet. Sie halten dafür, daß ein armer Mann, der ein gutes Leben geführet hat, demnächst in den Körper eines begüterten Mannes, und so stufenweise immer weiter, versetzet werde, bis er ein Monarch wird, und daß er endlich, wenn er diese Erhöhungen durchgegangen, selbst etwas von dem unsterblichen Wesen der Gottheit annehme. Wer aber ein böses Leben geführet hat, wird bey den verschiedenen Wanderungen seiner Seele immer niedriger und verächtlicher, und fähret in eine Schlange, einen Hund, oder in sonst etwas verächtliches. Diese Leute sind überhaupt frölich und liebreich; sie sprechen mit Anmuth; und sind bey ihren Mahlzeiten sittsam. Den kindlichen Ungehorsam rechnen sie unter die abscheulichsten Verbrechen, und derselbe wird von einem öffentlichen Tribunal, welches blos über diese Art des Verbrechens wachsam ist, ernstlich bestrafet. Die Gefangenen sind hier nur drey Jahre lang eingeschränkt: Wenn solche zu Ende gegangen, werden sie auf die Backen gebrandmalet, und darauf losgelassen.

Diejenigen, welche in den königlichen Pallast gehen, müssen ihre Halbstiefeln ausziehen, unter welchen sie andere haben; und unter ihrem Rock haben sie kleine Gefäße, worein sie spucken; denn

sie

sie müssen sich wohl in Acht nehmen, daß sie den Fußboden oder das Teppich nicht unrein machen. Wenn sie noch eine halbe Meile entfernt sind, reden sie schon sachte, um nicht durch den geringsten Laut ihrer Stimme ihren Monarchen zu beunruhigen.

Zehn Meilen von **Cambalu** ist ein großer schiffbarer und mit vielen Schiffen prangender Fluß, über welchem eine steinerne Brücke von künstlicher Arbeit ist. Sie ist 300 Schritt lang und achte breit, und zehn Leute zu Pferde können nebeneinander herüber reiten. Auf jeder Seite derselben ist eine marmorne Mauer, welche mit Pfeilern versehen ist, die jedesmal anderthalb Schritt voneinander stehen, und deren jede oben und unten einen künstlich ausgehauenen Löwen vorstellet. Von hier bis **Gauza** sind dreyßig Meilen. Daselbst ist ein großer Handel von überaus feiner Leinwand und Brocaten. Hier sind auch viele Götzentempel, und gute Wirthshäuser zur Aufnahme der Reisenden. Die Straße nach diesem Ort gehet durch ein Land, das mit schönen Pallästen, Kornfeldern, und Weinbergen pranget. Von letztgedachtem Ort kommt man nach einer Reise von zehn Tagen in das volkreich gesittete Königreich **Tainfu**, worinn viele Maulbeerbäume und große Weingärten sind, welche die Provinz **Cathay** mit Wein versorgen, woselbst keiner wächset.

Sieben oder acht Tagereisen weiter, mehr Westwärts, ist ein angenehmes Schloß, welches **Thaingin** genennt wird. In demselben ist ein großer Saal, welcher mit den Gemälden aller Könige, die hier regieret haben, ausgeschmücket ist.

Man

Man sagt, daß dasselbe von einem Fürsten, Namens Dor, erbauet worden, welcher sich von lauter schönen Frauenzimmern aufwarten lassen. Er hatte es sehr stark befestiget, und ließ sich in einem leichten Wagen von seinen Frauensleuten oft um den Wall herumfahren, ergab sich auch denen Wollüsten so sehr, daß er die Macht des Priester Johann verachtete, und demselben, dem er doch zinsbar war, den gewöhnlichen Respect zu bezeigen unterließ. Allein, dieser Monarch bekam ihn durch Verrätherey von sieben seiner Aufwärterinnen gefangen, ließ ihm gemeine Kleidung anlegen, und bestimmte ihn zur Hütung des Viehes, wobey er beständig eine Wache hatte, welche Acht gab, daß er nicht fortlief. Nachdem er zwey Jahre in diesem Stande zugebracht, wurde er wieder in seine vorige Freyheit und Regierung gesetzet, mit der Warnung, sich nicht durch Glücksumstände zum Stolz verleiten zu lassen. Es ist wahrscheinlich, daß er durch diesen Umstand seines Lebens von der Unbeständigkeit des Glücks wird seyn überzeuget worden.

Zwölf Meilen von Thaingin ist der Fluß Caramaran, dessen Strom zu schnell fließet, als daß eine Brücke darüber könnte gebauet werden. An jeder Seite desselben sind viele Städte, die einen Ueberfluß an Specereyen, Seiden, und Vögeln, besonders an Fasanen, welche sehr wohlfeil sind, haben. Hier wächset Schilf zu einem Fuß dick. Sieben Tagereisen westwärts sind angenehme Landschaften voll der schönsten Palläste, volkreichen Städte, bebaueten Ländereyen, Maulbeerwäldern, und vieler Vögel und Thiere. Weiter hin ist

Quen-

Quenzanfu, die Hauptstadt des Königreichs gleiches Namens, welches vom Mangalu, dem Sohn des Chans, beherrschet wird, dessen Pallast, Gärten, Wälder und Gehölze fünf Meilen Land einnehmen. Der Pallast ist prächtig; die Zimmer darinn sind mit Schnitzwerk von Gold und Lazulistein versehen: Er ist ringsum mit einer hohen Mauer umgeben, und liegt zur Jagd sehr beqvem, wovon der Landesherr ein großer Liebhaber ist. Das Land hat einen Ueberfluß an Seide, Brocat, und Kriegsnothwendigkeiten; und Mangalu, welcher mit Gerechtigkeit und Billigkeit regieret, ist der Liebling seines Volks.

Unser Autor kam weiter nach Westen durch ein ebenes Land, welches Chumhian heißt, und voller Bären, Löwen, Wölfen, Rehböcken, und Hirschen ist. Die Einwohner sind Heyden, und leben vom Ackerbau und der Jagd. Der Weg nach Sindifu gehet hiedurch. Solches ist eine Stadt an den Grenzen von Mangi, welche zwanzig Meilen im Umkreiß hat. Die Monarchen dieses Landes waren ehedem sehr mächtig; und einer von ihnen hinterließ drey Söhne, wovon ein jeder einen besondern Theil der Stadt in Besitz nahm, und denselben von dem übrigen durch eine Mauer absonderte. Sie waren aber alle dem großen Chan unterworfen. Diese Stadt durchkreuzen viele breite Ströme, über welche schöne steinerne Brücken sind, an welchen Straßen und Läden angelegt sind. Diese Ströme vereinigen sich auf der andern Seite der Stadt, und formiren den Fluß Quian, welcher eine Länge von 100 Tagereisen fortläuft, ehe er in den Ocean fällt.

Bey diesem Ort liegt die Prozinz Thebet, welche, weil sie rebelliret hatte, von dem Chan ganz verwüstet und zerstöret worden. Daher müssen sich die Reisenden, welche durch diese Gegenden kommen, vorher mit den erforderlichen Nothwendigkeiten versehen; und damit sie vor den Anfällen der Löwen und anderer wilden Thiere in ihren Nachtlagern sicher sind, stecken sie grünes Schilf an, welches im Brennen dermaßen krachet, daß man es zwo Meilen weit hören kann: dadurch werden die Raubthiere in Furcht gehalten, und selbst die Lastthiere, welche die Leute bey sich haben müssen, würden vor Schrecken davon laufen, wenn man ihnen nicht die Füße bände. In einem gewissen Strich dieses Landes findet man das Moschusthier, und Hunde, die so groß wie Esel sind. Die Einwohner darinn sind Heyden, grausame und diebische Leute; sie leben von der Jagd und dem Feldbau; sie gehen in Häuten von wilden Thieren, oder in einer Art von hanfenen Kittel gekleidet. Man hält es hier für schändlich, eine Jungfer zu heyrathen; und je öfter ein Mägdchen von einem Fremden gebrauchet worden, einen desto bessern Mann bekommt sie zur Ehe. Sobald man erfähret, daß ein Reisender angekommen, gehet die Mutter einer Familie mit allen ihren mannbaren Töchtern zu ihm, und bietet sie ihm zum freyen Gebrauch an, so lange er sich da aufhält; allein, er darf keine mit aus dem Lande nehmen. Bey seiner Abreise lässet er seiner Maitresse einige kleine Geschenke zum Andenken zurück, und diejenige, welche viele solche Geschenke aufweisen kann, wird sehr werth gehalten. Aber sobald sie verheyrathet ist, ist sie ihrer

Frey=

Freyheit beraubet, und darf mit keinem Fremden weiter umgehen. Die Eingebohrnen lassen sich nie in den Sinn kommen, mit eines andern Weibe Unzucht zu treiben. Stücken von Corallen werden hier statt Geld gebrauchet, und das ganze Land ist dem Chan unterworfen.

Die Gewohnheit, junge Mägdchen schänden zu lassen, wird auch in der Provinz Caindu gedultet, welche weiter westwärts lieget; die Einwohner davon sind Heyden; sie bedienen sich statt des Geldes kleiner Sprößgen von Gold, welche nach dem Gewicht bestimmet werden, wie auch der Klumpen vom festen Salz, welches aus der See genommen wird. In derselben findet man schöne Perlen, welche niemand ohne des Chans Erlaubniß fischen darf. Desgleichen sind eine Menge von Fischen darinn. Uebrigens hat dieses Land vielerley Wild, Gewürznägelein, Zimmt, Ingwer, und Biesam, wie auch Türkisse.

Nachdem unser Autor über den Fluß Brius gegangen, an dessen Bänken schöner Zimmt wächset, und dessen Wasser Gold hält, so kam er nach Caraian, einer volkreichen Provinz, welche vom Sentemur, einem jungen hoffnungsvollen Herrn und Sohn des Chans, beherrschet wird. Sie ist berühmt wegen der schönen Pferde. Nach einer Reise von fünf Tagen kam er in die Stadt Jaxi, woselbst viele Christen, Nestorianer, und Saracenen sind, der größte Theil aber der Einwohner waren Heyden. Ihr Geld bestehet in Stücken von Porcellain, und sie treiben mit Salz, welches sie aus gewissen Brunnen sammlen, großen Handel. Sie haben Korn und Reiß; von dem letztern wird

ein

ein gutes Brod und ein schmackhafter Trank gemacht; aber ihr Kornbrod halten sie vor ungesund. Sie essen rohes Fleisch in Stücken geschnitten, und mit Gewürzen vermischt; sie sind auch nicht widerspenstig, wenn man sich ihre Frauen mit Höflichkeit ausbittet. Die armen Leute tunken ihr Fleisch in eine mit Knoblauch angemachte Brühe, und verzehren es mit vortreflichem Appetit.

In den Flüssen von Carazan, gegen Westen von Jaci, findet man eine große Menge gediegenes Gold, wovon ein Pfund gegen eilf Pfund Silber vertauschet wird. Die Eingebohrnen von Carazan sind Heyden, und ehe sie dem Chan unterwürfig wurden, tödteten sie ihre Gäste, wenn diese mit Würden und Tugenden begabt waren; denn sie glaubten, daß das Wesen dieser Eigenschaften durch solche grausame Handlung ihren Häusern anklebend bleibe. Sie fechten mit Waffen, Bogen, Lanzen, und vergifteten Pfeilen, und reiten in langen Steigbiegeln, welches ganz wider die Gewohnheit der Tartarn ist; denn diese sitzen kurz zu Pferde, um sich, wenn sie schießen, über den Sattel aufzurichten. Sie lieben einen langen Schwanz an ihren Pferden, und nehmen aus demselben den Knochen heraus, damit er herunter hänge, und sie nicht mit demselben herumschwenken können. Wenn diese Leute auf eine böse Unternehmung ausgehen, führen sie allemal Gift bey sich, welches sie verschlucken, sobald sie merken, ertappet zu werden. Aber man kann die Wirkung dieses Giftes verhindern, wenn man den, der solches genossen, Hundedreck essen lässet, denn dasselbe wirft das Gift aus dem Magen; und nachher werden sie auf die Torturen

gebracht, die sie fürchteten, und doch verdienet haben.

In diesem Lande findet man Schlangen von fürchterlichem Anblick und ungeheurer Größe. Ihre Augen, welche hell und funkelnd sind, haben wenigstens einen halben Fuß im Diameter; nahe am Kopf haben sie zwey kleine Füße, an deren jedem drey Klauen sind, die wie Löwenklauen gestaltet. Ihr Maul ist mit starken Zähnen versehen, und ihre Kinnbacken sind so weit, daß sie mit leichter Mühe einen Mann verschlingen können. Sie kommen des Nachts aus ihren Löchern hervor, um sowohl Wasser als Raub zu suchen, und sie sind kühn genug, einen Löwen anzufallen. Die Jäger merken auf ihre Spuren, welche sie im Sand hinterlassen, und legen auf diesem Wege eiserne Fallen, in welchen sie bey ihrer Rückkunft sich selbst fangen und tödten. Ihr Tod wird sogleich von den Krähen kund gemacht, auf welches Geschrey der Jäger herbeyeilet, dieses fürchterliche Thier schindet, und ihm die Galle ausnimmt, welche man so wie das Fleisch, welches sehr theuer verkaufet wird, für ein großes Mittel wider verschiedene Zufälle hält.

Fünf Tagereisen weit von Carazan liegt Vociam, die Hauptstadt von Cardandam. Das Geld hieselbst ist abgewogenes Gold, welches fünfmal so viel an Silber werth ist. Ihre Zähne legen sie hier mit dünnen Goldblättern aus; und die Mannsleute gießen eine gewisse schwarze Tinktur unter der Haut ihres Arms, und dieses halten sie für galant. Wenn eine Frau niedergekommen, so stehet sie eine Stunde nachher auf, wäschet das Kind, und verrichtet ihre gewöhnlichen Hausge-

schäffte, ohne der geringsten Schwachheit. Zur selbigen Zeit leget sich der Mann zu Bette, und bleibt mit dem Kinde vierzig Tage darinn; die Frau stärket ihn unterdessen mit Brühen, Herzstärkungen, und Wein, und lässet das Kind zu gewissen Stunden saugen; und alle Nachbarn besuchen und muntern ihn auf, als wenn er mit dem Kinde niedergekommen wäre. Der einzige Gottesdienst unter diesen Leuten bestehet in einer gewissen Ehrerbietung, welche sie dem ältesten Mann in der Familie erweisen. Die Frauen führen die ganze Hauswirthschaft, und die Männer bringen ihre Zeit mit Reiten, Jagen, und andern Geschäfften zu. Da die Luft allhier ungesund, und das Land wild und bergigt ist, so kommen wenige Fremden hieher.

In den drey letztgedachten Ländern werden die Contrakte mit Kerbhölzern gemacht, welche von den contrahirenden Theilen verwahret, und, wenn der Handel oder die Verpflichtung erfüllet worden, vernichtet werden. Ihre Aerzte sind die Sterndeuter und Wahrsager, welche, wenn sie zu Rathe gezogen werden, allerley abergläubische Ceremonien bey dem Kranken machen, und um ihn herum laufen und tanzen, bis einer von ihnen vom Teufel besessen wird; und dieser wird denn sogleich von den übrigen um die Ursach der Krankheit und die dawider dienlichen Mittel befraget: Hierauf antwortet er, daß der Kranke einen von den Göttern, welchen er nennet, beleidiget habe, und daß dessen Zorn nicht anders als durch gewisse Opfer könne gedämpfet werden; zu welchem Ende ein schwarzköpfigter Widder, und Räuchwerk, gebraucht, und das ganze Haus mit Lebensholz oder andern Din-

gen

gen stark geräuchert wird. Wenn diese Ceremonien zu Ende, so tanzen und singen sie den Göttern zu Ehren, und fragen darauf den Besessenen, ob die Götter nun besänftiget worden? Derselbe bejahet solches gemeiniglich, und versichert, daß der Kranke bald genesen werde; worauf sie essen, und trinken, und frölichen Muths sind. Wenn aber der Kranke, trotz ihrer Prophezeyung, stirbet, so sagen sie, daß bey dem Opfer ein Versehen vorgegangen, wodurch der Gott, dessen Gnade sie erbitten wollen, abermal beleidiget worden. Diese Wahrsager pflegen auch dem Kranken, wenn sie sehen, daß er sehr schlecht ist, zu sagen, daß der beleidigte Gott unerbittlich, und durch nichts, als durch den Tod des Beleidigers zu befriedigen sey. Wenn sie aber gegentheils Hoffnung zu seiner Besserung bekommen, so rathen sie ihm, sein eigenes Blut oder sonst etwas sehr kostbares zu opfern. Dieser Betrug wird jedoch nur bey Reichen gespielet; denn die Armen sind dafür sicher, weil sie die Betrüger nicht bezahlen können.

Funfzehn Tagereisen weiter ist die Hauptstadt des Königreichs Mein, in welcher ein prächtiges Grabmaal eines ihrer Könige ist, und welches, bey der Einnahme der Stadt, auf Befehl des Chans, hat ungestöret bleiben müssen; denn die Tartarn haben eine tiefe Ehrerbietung für Todte. Neben demselben waren zwo marmorne Pyramiden mit goldenen und silbernen Kugeln, und rund um mit hellen Glocken von demselben Metall behangen, welche, wenn der Wind wehete, einen angenehmen Klang von sich gaben. Dieses Königreich hat viele

Elephanten, wilde Ochsen, Hirsche, und anderes auserlesenes Wildpret.

Nahe bey dieser Provinz ist das Königreich Bengala, welches an Indien grenzet. Die Einwohner darinn sind Heyden. Sie haben öffentliche Schulen, in welchen die Magie gelehret wird. Sie handeln mit Verschnittenen, Cattun, Zucker, verschiedenen Gewürze und Räucherwerk. Ihre Speise ist Milch, Fleisch, und Reiß, welches sie alles untereinander essen.

Der Chan, welchem diese Provinzen nunmehr zugehören, that einen Einfall darinn im Jahr 1272 mit 12000 alten Soldaten, welche vom Nestardin, einem erfahrnen Nestorianischen Officier, commandiret wurden. Die Könige von Bengala und Mein schickten ihm 60000 Mann Fußvolk und tausend Elephanten entgegen, deren jeder auf dem Rücken ein Schloß mit zwölf Soldaten trug. Der Anblick dieser Ungeheuer erschreckete die tartarischen Reuter dermaßen, daß sie keine Salve geben konnten, und daß eine gänzliche Niederlage der Armee des Chans unvermeidlich gewesen wäre, wenn Nestardin, welcher sich nahe an einem Holz postiret hatte, nicht seinen Soldaten befohlen hätte, abzusteigen, ihre Pferde an die Bäume anzubinden, und eine starke Rotte zu formiren, und die Elephanten mit ihren Pfeilen zu verwunden. Diese Maaßregeln gelungen nach Wunsch; jeder Mann maß sein Ziel so gut ab, daß die Elephanten schleunig mit den Pfeilen verwundet, und davon so wild gemacht wurden, daß sie auf die Truppen, die hinter ihnen waren, zurück fielen, und sie in gänzliche Confusion brachten; und nachher in das Gehölze liefen,

und

und die Schlösser an den Bäumen zerschmetterten. Unterdessen warfen sich die Tartarn geschwind wieder zu Pferde, thaten einen glücklichen Angriff, erhielten einen vollkommenen Sieg, und bekamen eine unsägliche Menge von Gefangenen, und über 200 Elephanten. Vor dieser Action hatte sich der Chan niemals der Elephanten bey seiner Armee bedienet; allein seit der Zeit hält er eine große Anzahl, die zum Krieg abgerichtet werden.

Ostwärts von Bengala, eine monatliche Reise weit, ist eine Provinz, die an Gold, Gewürzen, und Elephanten, einen Ueberfluß hat. Die Einwohner sind Heyden, und zieren ihr Gesicht, ihren Hals, ihre Hände und Füße, und den Leib mit vielen Figuren von Löwen, Drachen, und so weiter, welche nicht so leicht ausgelöscht werden können. Hier sind Leute, welche mit dieser Art der gestickten Sachen einen vortheilhaften Handel treiben. Der Name dieses Landes ist **Cangigu**; es ist, wie die andern benachbarten Völker, dem Chan zinsbar. Man sagt, daß der König dieses Reichs 300 Weiber habe.

Diesem Lande gegen Osten liegt **Armu** und Tholoman, worinn schöne Hütungen, starke Heerden von Ochsen und Büffeln, und ein solcher Ueberfluß von Pferden ist, daß ganz Indien von hieraus damit versorget wird. Die Einwohner sind lang und wohlgestaltet; sie haben schwarzbraune Haare, und tragen um ihre Aerme und Beine kostbare Bänder. Sie sind stark, tapfer, und zum Kriege abgehärtet. Wenn einer von ihren Brüdern stirbt, so verbrennen sie dessen Körper, und die Asche davon sammlen sie in einen Kasten, und begraben sie

tief in den Bergen. Ihre Münze ist Porcellain, ob sie gleich überflüßiges Gold haben. Dasselbe dienet auch einem benachbarten tapfern und durch die Handlung berühmten Volke, Cintiqui genannt, dazu. Sie machen hier aus den Rinden der Bäume Tücher; die Seide aber verkaufen sie auswärts. Es giebt hier allenthalben eine so grosse Menge von Löwen, daß es zur Nachtzeit sehr gefährlich ist zu reisen. Sie fallen auch zuweilen die Schiffe an, welche an den Bänken liegen. Man hat aber hier eine gewisse Art Hunde, welche zu zwey auf den Löwen von dem Jäger loßgelassen werden, und ihn nicht entwischen lassen. Unterdessen daß der Löwe seine Aufmerksamkeit auf die Hunde richtet, schießet der Jäger so viele Pfeile auf ihn ab, bis er ihn danieder krieget. Alsdenn retiriret sich der Löwe mitten unter den Anfällen der Hunde in seinen majestätischen Gang, bis er an einen Baum kömmt, wo er sich auf solche Art stellet, daß er nicht von hinten kann gepacket werden; allein oft stirbet er schon unterweges.

In einem benachbarten Lande werden Wälle von Erde aufgeworfen, auf welche man beständig Wasser gießet; was davon abläuft, wird durch Röhren in Pfannen geleitet, worinn Salz daraus gesotten wird. Hier wachsen schöne gelbe Pfirsichen, davon eine jede zwey Pfund wieget. In allen diesen Ländern spricht man verschiedene Sprachen.

Sechs Tagereisen südwärts ist das volkreiche Königreich Tudinfu, welches im Jahr 1272, unter des Chans Bothmäßigkeit kam. In demselben

sind

sind schöne Früchte, vortrefliche Gärten, und überaus feine Seidenzeuge. Als der letzte Gouverneur dieses Landes wider den Chan rebellirete, ward derselbe mit dem größten Theil seines Volks geschlagen, und über den Haufen geworfen.

Von hier gieng Polo in sieben Tagen nach der Stadt **Sinquimatu**, in welcher ein entsetzlicher breiter Fluß ist, welcher durch den Fleiß und die Geschicklichkeit der Einwohner in zwey Aerme getheilet worden. Der eine Arm giebt die Communication mit dem Königreich **Cathay**, und der andere mit dem Königreich **Mangi**; und der Handel, der auf solche Art dahin geführet wird, ist sehr beträchtlich. Er kam sechszehn Tagereisen weiter in die gut bewohnten Küsten am Fluß **Caramoran**, auf welchen die kaiserliche Flotte ist, welche aus 15000 Schiffen bestehet, davon ein jedes, außer der Provision und den Bootsknechten, funfzehn Pferde und zwanzig Mann hält; so daß, wenn eine oder die andere Provinz rebelliret, die königliche Armee beständig in Bereitschaft ist, um sie wieder zum Gehorsam zu bringen.

Viertes Hauptstück.

Beschreibung des Königreichs Mangi, itzt China; von der friedfertigen Gesinnung des Königs und des Volks; des Tartar-Chans Eroberung von China im dreyzehnten Jahrhundert; von gewissen Kriegesmaschinen, welche die Polos erfunden; von der Ausrüstung, Anzahl, und Stärke der Flotte des Chans; von einer Stadt, welche hundert Meilen im Umfang hat; von ihrem Reichthum und ihrer ordentlichen Regierung; schöne Häuser, und eine Menge von Hexenmeistern; Religions-Gebräuche der Einwohner; von dem Pallast, den Gärten und Ergötzungen des Königs Fanfur; von dem großen Reichthum und der erschrecklichen Menge Volks in diesem Königreich; von einer gewissen sonderbaren Erde.

Marco Polo kam nun in das Königreich Mangi *), eines der reichesten und berühmtesten in Osten, und welches, wenn man die Beschreibungen unsers Autors mit denen, welche

*) Mangi begreifet die neun südlichen Provinzen von China in sich, welche durch den Fluß Kiang von den nördlichen Provinzen, deren wir unter dem Namen Cathay oft Erwehnung gethan haben, abgesondert sind. Mangi wird aus dem chinesischen Wort Manzu hergeleitet, welches barbarisch bedeutet. Die nördlichen Chineser haben diese Benennung erdacht, aus Verachtung gegen die südlichen Völker, welche jene hinwieder mit Beschimpfung ansehen, und sie Petay, das ist, Narren von Norden, nennen. Die Tartarn gaben den Namen Mangi sowohl wegen ihrer Hoheit und ihrem Stolz, als auch wegen der Verachtung, die sie gegen eine andere Nation bezeugen.

welche die neuern Reisenden gegeben haben, zusammen hält, das chinesische Reich zu seyn scheinet. Der Name des Monarchen, welcher hier im Jahr 1269, oder um solche Zeit, regieret, war Fanfur. Kein reicherer und mächtigerer König hatte seit hundert Jahren dieses Land beherrschet; und diesen Ruhm vermehrte noch sein Privatcharakter. Er war von friedfertigem und liebreichem Gemüth; und so menschenfreundlich, daß er sich aller Waysen und Findlinge in seinen Reichen annahm, dieselben auf seine Kosten erziehen, und in verschiedenen Handwerken unterrichten ließ. Kurz, er war der Abgott seines Volks, und wenn die Stärke seiner Festungen und Städte ihn vor Einfälle sicher zu stellen schienen, so hielt er sich durch die Liebe seiner Unterthanen fast für unüberwindlich. Er war so pünktlich gerecht, daß er den geringsten Betrug, wenn er auch nichts sonderliches bedeutete, bestrafete. Seine Unterthanen wurden durch die Gewohnheit, denen Gesetzen unverbrüchlich zu gehorchen, so ehrlich, daß jemand seinen Laden den ganzen Tag über ohne Bewachung offen stehen lassen, und gewiß seyn kann, daß, wenn er auch mit den reichesten Gütern angefüllet wäre, niemand einen Nadelknopf davon ent-

Man hat wider die Reisen des Marco Polo erinnert, daß er nicht der berühmten Mauer gedacht hat. Allein, er kann deswegen gar nicht getadelt werden, weil diese berühmte Mauer an den nördlichen Grenzen, zwischen China und der Tartarey, befindlich ist. Polo aber war von der südlichen Seite nach China gekommen, und beschreibet nur allein die Oerter, durch welche er paßiret, oder die benachbarten Plätze.

wenden werde. Raubereyen sind hier ganz unbekannt, und die Reisenden können ganz sicher, zu aller Zeit und Stunde, allein und ohne einige Bedeckung wandern.

Der König und das Volk vergaß, in diesem glücklichen Zeitpunkt, die Uebung in den Waffen. Sie dachten nicht an Krieg. Er hielt keine Soldaten im Sold, weil er niemand wußte, für den er sich fürchten sollte. Er ergab sich gänzlich der Lust und den Ergötzungen. Er hatte 1000 Frauen, die von einer außerordentlich reizenden Schönheit waren, mit welchen er seine Zeit zubrachte; und das ganze Königreich war, nach seinem Beyspiel, den Wollüsten ergeben.

Cublai Chan, welcher damals in der Tartarey regierete, und welcher sehr kriegerisch war, kannte die Weichlichkeit des Fanfur sehr gut: Sein Ehrgeiz wurde rege, und er machte ein Projekt, dieses blühende Königreich unter seine Bothmäßigkeit zu bringen, welches er auch glücklich ausführete. Er errichtete eine fürchterliche Armee zu Pferde und zu Fuß, welche unter den Befehlen des Chinsan Baian, das ist, hundert Augen, in Mangi einen Einfall that. Dieser Befehlshaber besaß eine unvergleichliche Klugheit, und große Mäßigung. Er foderte die Stadt Coiganzu zu Uebergabe auf, welche aber abschlägige Antwort gab. Er gieng darauf weiter zur zwoten, dritten, und vierten Stadt, wo er jederzeit nicht besser aufgenommen wurde. Die fünfte Stadt aber stürmete er, und tödtete alles darinn, ohne Unterschied des Geschlechts oder Alters. Diese Strenge hatte die Würkung, daß sich die übrigen Städte im Königreich

reich sofort dem Ueberwinder unterwarfen; ausgenommen die Hauptstadt Qvinsai, und noch eine Stadt. Gegen die erste rückte er mit seiner ganzen Macht, welche beträchtlich war verstärket worden, an. Bey dessen Annäherung gerieth Fanfur in großes Schrecken; er überließ die Vertheidigung der Hauptstadt seiner vornehmsten Gemahlinn; und gieng mit einigen seiner Frauenzimmer und einem unsäglichen Schatz zu Schiffe, nach einer festen Insel im Ocean, wo er kurz darauf vor Gram starb. Seine Gemahlinn vertheidigte die Hauptstadt eine Zeitlang, und verließ sich auf die Prophezeyung, daß die Stadt allein von einem, der hundert Augen hätte, würde genommen werden; da sie aber erfuhr, daß der Name des Belagerers also heiße, übergab sie die Stadt, und wurde an des Cublai Hof geschicket, welcher sie mit aller ihrem Rang anständigen Achtung aufnahm und bey sich behielt. Nach der Uebergabe von Qvinsai erkannte das ganze Königreich den Cublai Chan für seinen Souverain.

Coiganzu ist eine reiche bevölkerte Stadt, an dem großen Fluß Corama gelegen. Von hier bis Paughin, woselbst gute Manufacturen von Seiden und Stoffen sind, gehet die Straße über einen breiten Steinweg, auf dessen beyden Seiten tiefe schiffbare Canäle sind. Dis ist nur der einzige Eintritt in Mangi von der Landseite. Hier sind verschiedene sehr begüterte Städte, die an allen Lebensbedürfnissen einen großen Ueberfluß haben. Solche sind zwischen Paughin und der vornehmen Stadt Jangui, welche zwanzig große Städte un-

ter

ter sich hat, von welchen Marco drey Jahre lang des Chans oberster Stadthalter gewesen.

Sianfu ist eine der festesten und schönsten Städte im ganzen Königreich Mangi; sie hielt die Belagerung der Armee des Chans drey Jahre aus, weil sie beständig durch Schiffe die nöthigen Lebensmittel erhielt; denn sie war zwar allenthalben, aber nicht auf der Nordseite, zu Wasser eingeschlossen. Da die ältern Polos zu der Zeit an des Chans Hofe waren, ließen sie Maschinen verfertigen, mit welchen große Steine geworfen wurden, und, nachdem drey davon vor dem Chan probiret und gut befunden worden, wurden sie zur Armee geschicket, und auf die Stadt gerichtet, welche, nachdem der erste Stein von 300 Pfund schwer hereingefallen, und das Haus zerschmetterte, sogleich capitulirte. Die Verbesserung der Kriegskunst brachte denen Polos die größere Achtung des Chans zuwege.

Funfzehn Meilen von Sianfu ist gegen Südost die Stadt Singui *), in deren Hafen unser Autor auf einmal 5000 Schiffe gesehen. Diese Schiffe haben nur einen Mast und Segel. Das große Schiffseil, die Stricke, und das andere Seilwerk, werden von gespaltenem und zusammengewunde-

*) Singui bedeutet so viel als die Stadt der Erden; sie stand, nach unsers Autors Bericht, auf einem Lande von zwanzig Meilen, war sehr volkreich und begütert, und in derselben waren viele Magiker, Philosophen, und weise Leute. In ihrer Nachbarschaft war eine Menge Ingwer und Rhabarber. Polo führt viele chinesische Namen der Städte an, die sich auf gui endigen, welches mit cheu, einer Stadt vom zweyten Range, einerley ist.

wundenem Rohr gemacht, und sie sind so dicke und stark, wie die von Hanf. Diese Schiffe führen große Lasten. Singui liegt an einem Fluß, welcher an einigen Orten zehn Meilen breit, und von seinem Ursprung bis zum Ocean hundert Tagereisen lang ist. An den Ufern dieses Flusses stehen über zwey hundert große und kleine Städte; und die kleinern Ströme, welche sich in denselben ergiessen, sind unzählbar. Der Chan hat von der Stadt Cayngui bis nach Cambalu, und sonst noch durch verschiedene Striche seiner Herrschaften, Canäle hereinleiten lassen, welche den Handel sehr befördern. Neben diesen Canälen sind schöne Landstrassen; und in der Mitte dieses großen Flusses, welcher Qvian genennet wird, ist ein Felsen, auf welchem ein heydnischer Tempel stehet, und ein Kloster, worinn zwey hundert Brüder sind.

Wir haben vorhin angemerket, daß die Hauptstadt von Mangi Qvinsai heißet. Dieses Wort bedeutet so viel als die Stadt des Himmels. Man sagt, daß sie hundert Meilen Land einnimmt. Die Straßen sind lang und breit; die Marktplätze sind unzählig und beqvem. In jeder Straße sind steinerne Thürme, in welchen, bey Feuersgefahren, die Einwohner ihre Effecten in Sicherheit bringen. Hier siehet man beständig Wagen, deren sich die Leute zu ihren Geschäfften, oder zu Spatzierfahrten bedienen. Einige Straßen sind voll von Weibsleuten, welche Huren sind, und eine prächtige Lebensart führen; niemand kann es ihnen in Erfindung der Ergötzlichkeiten und derer Mittel zu Unterhaltung der Leidenschaften zuvorthun. In andern Straßen wohnen Aerzte und Sterndeuter, welche

che die Jugend unterrichten. Die Hauptstraße gehet in gerader Linie von einem Ende der Stadt bis zum andern, und ist vierzig Schritt breit; in derselben ist ein Marktplatz von zwo Meilen in der Rundung; und zu Ende jeder vier Meilen wird sie von einem klaren Bach gewässert, welcher alle Unreinigkeiten abspühlet, und verschiedene Brücken hat. Auf diese Art werden auch einige andere Straßen gereiniget. Hinter den Märkten läuft ein Canal parallel mit dieser Straße, an welchem große Waarenhäuser voller indianischen Güter stehen.

Die Menge der Lebensmittel, welche täglich hieselbst verzehret wird, ist unglaublich; und der Ueberfluß und wohlfeile Preiß derselben ist erstaunlich. Für vier venetianische Stüber, sagt Marco Polo, kann man vier Enten oder zwo Gänse kaufen: Die Fruchtverkäufer, die Schlächter, Fischer, und Hünerhändler, haben alle ihre eigene angewiesene Qvartiere. Man hat hier alle Arten von Kräutern und Früchten; unter den letzten sind Pfirsichen von einem sehr lieblichen Geruch, und unvergleichlich gelbe Birnen, wovon das Stück zehn Pfund wieget. Man bringet auch Trauben aus andern Provinzen hieher; denn Mangi selbst hat keinen Weinbau; man achtet auch hier den Wein nicht; und ihr liebstes Getränk ist der Saft aus Reiß und Gewürzen. Auf den Marktplätzen sind hohe Häuser, in deren unterm Theil alle Arten von Kaufmannsläden sind. Nicht weit davon sind kalte Bäder für beyderley Geschlecht, und in besondern Zimmern warmes Wasser für die Fremden. Sie gewöhnen sich von ihren ersten Jahren zum Baden, und halten sich übrigens so reinlich, daß sie nicht zu

Tische

Tische gehen, ohne sich vorher gewaschen zu haben. Zu Ende eines jeden Marktplatzes sind gewisse Pallaste, worinn des Chans Edelleute wohnen, welche die Macht haben, die Streitigkeiten zu untersuchen und beyzulegen, Gerechtigkeit zu handhaben, und darauf zu halten, daß die Aufseher der Straßen und Brücken ihre Pflicht thun. Man kann sich vorstellen, welche erstaunliche Menge von Wein und Lebensmitteln hier verzehret wird, da allein täglich in Qvinsai 43 Soma oder 9589 Pfund Pfeffer verbrauchet werden. Die Straßen sind mit erschrecklich vielen Leuten angefüllet, und an jeder Seite mit prächtigen Palläften versehen, hinter welchen schöne Gärten sind.

In dieser Stadt sind zwölf Handlungsgesellschaften, davon eine jede tausend Läden hat, und in einem jeden Laden oder Werkstatt arbeiten unter einem eigenen Herrn von funfzehn bey vierzig Leute. Sie sind sinnreiche und gute Arbeiter. Es ist durch eine alte Verordnung in Mangi festgesetzet, daß die Söhne dasselbe Handwerk, welches ihre Väter treiben, erlernen müssen; jedoch sehen die Reichen nur denen Arbeiten zu, und stehen in den Läden und Werkstäten mit prächtigen Kleidern, und gegen ihre Frauen sind sie, so weit es ihr Vermögen nur zulässet, mit Juwelen äußerst verschwenderisch. Sie zieren ihre Häuser sehr kostbar aus, und schmücken sie mit Gemälden, welche sie theuer bezahlen. Ihre Currentmünze ist Papier. Die Leute, welche insgesammt wohl aussehen, kleiden sich gemeiniglich in Seide. Sie sind sehr friedfertig und freundlich; weder Streit noch Eifersucht wird unter ihnen gelitten, so daß die Einwohner der entsetzlich

langen

langen Straßen so verträglich, und fast noch besser untereinander leben, als eine kleine Familie in Europa: Es unterstehet sich auch niemand der Frau eines andern das geringste beleidigende Wort zu sagen. Sie begegnen den Fremden mit Gastfreyheit und Aufrichtigkeit, und stehen ihnen mit gutem Rath bey. Sie wissen nicht mit den Waffen umzugehen, und haben gegen die Soldaten des Chans einen Abscheu. Sie sind meistentheils Heyden. An der einen Seite der Stadt ist ein großer See von frischem Wasser, und an der andern Seite ein beträchtlich großer Fluß. Diese Wasser sind durch die meisten Straßen geleitet, in welchen an 12000 Brücken seyn sollen; unter einigen davon können die Schiffe, wenn sie keinen Mast haben, durchgehen.

An dem See sind verschiedene schöne Palläste und prächtige Tempel mit vielen Klöstern. Er hat zwo Inseln, auf welchen öffentliche Häuser zu Lustbarkeiten stehen, deren jedes hundert große Gesellschaften fassen kann, und mit allen zu Feyerlichkeiten nöthigen Geräthschaften versehen ist. Darinn werden einige Hochzeiten und andere Festivitäten mit vieler Pracht und Vergnügung vollzogen. Auf dem See sind verschiedene Lustböte und Barqven mit Zimmern, worinn sich die Leute den Tag über belustigen; denn sie theilen die Zeit ihrer Geschäffte und Ergötzungen sehr ordentlich ein, und bestimmen zu jeden gewisse Stunden.

Auf den Marktplätzen sind viele Sterndeuter, welche beständig die Nativität setzen, und die glückliche Stunde zu Hochzeiten bestimmen, auch des

Volks

Volks Neugierde in andern Dingen vor Geld befriedigen.

Wenn eine hohe Person stirbet, wird sie von denen Verwandten in Canvasenen Kleidern zu Grabe begleitet; und es folgen auch Musikanten mit Vocal- und Instrumentalmusik, welche ihren Götzen Lieder spielen und singen. An den Ort des Begräbnisses werfen sie viele auf Papier gezeichnete Figuren von Menschen, Geld, und Lebensnothwendigkeiten in das Feuer, welche Dinge dem Geist des Verstorbenen nach ihrer Meynung zum Nutzen gereichen. Wenn diese Ceremonien vorbey sind, machen sie sich lustig, weil sie glauben, daß der Verstorbene nun ein neues und glücklicheres Leben anfängt. An jeder Brücke stehen fünf Soldaten auf Schildwacht Tag und Nacht, welche ordentlich abgelöset werden, und die Stunden anzeigen, indem sie an ein Becken eins, zwey, drey, und so weiter, schlagen. Sie rechnen die Stunden vom Aufgang der Sonnen bis zum Einfall der Nacht. Nach einer gewissen Stunde darf niemand Feuer oder Licht haben, und nicht auf die Straße gehen, ohne hinlängliche Ursachen seiner Geschäffte anzugeben.

Der Chan unterhält hier auf seine eigene Kosten Hospitäler, worinn arme Kranke aufgenommen, und so lange, bis sie genesen, gepfleget werden, und denn werden sie zur Arbeit angehalten. Die Eingebohrnen von Mangi sind zwar sehr weichlich und delicat, aber mit den Armen ist es ganz anders; diese essen fast lauter Kaldaunen, und alles schlechte Zeug, was ihnen vorkommt, sie verkaufen auch ihre Kinder vor ein geringes Geld.

Als der Chan das Königreich Mangi erobert hatte, theilte er es in neun Provinzen ein, und setzte über jede einen Vicekönig, welcher den Empfang der Einkünfte denen Bedienten seines Schatzes berechnet. Einer von diesen Vicekönigen hat seinen Sitz in Qvinsai, und seine Gewalt erstrecket sich über 140 reiche Städte, welche Menge gar nicht erstaunlich ist, wenn man betrachtet, daß 12000 Städte in Mangi sind, wovon eine jede, nach Verhältniß ihrer Größe und der Menge der Einwohner, von 1000 bis 3000 Mann Besatzung hat. Der Chan hatte die Klugheit Catayische und tartarische Soldaten durch Mangi zu verlegen, und in Cathay meistens aus letztern die Armee zu besetzen. Dadurch ist er in den Stand gesetzt, eine jede Rebellion, die wider ihn entstehen könnte, zu ersticken, und alle Vergehungen, die wider seine Autorität laufen, zu bestrafen. Ein jeder Eigenthümer des Hauses ist verbunden, über seiner Thüre die Anzahl seiner Familie und den Namen eines jeden anzuschreiben, und, wenn sie durch Geburt, Tod, oder einen andern Zufall, vermehret oder vermindert worden, das nöthige auszulöschen oder hinzuzuthun. Vor allen Dingen muß er auch die Zahl seiner Pferde im Stall anzeigen; und jeder Gastwirth täglich die Ankunft oder Abreise seiner Gäste an ein eigenes dazu bestelletes Gericht melden. Dieser Gebrauch ist nicht in Qvinsai allein, sondern durch ganz Mangi und Cathay. Die Einkünfte des Chans betragen über sechs Millionen Pfund Sterlings, wovon der größte Theil zur Unterhaltung der Soldaten wieder angewendet wird. Sie werden von einer auf ein- und ausgehenden Waaren,

ren, den Landesproducten, und Manufacturen gesetzten Taxe gehoben; und von einigen Dingen erhält er den dritten Theil zur Abgabe.

Als Marco Polo in Qvinsai war, wohnte der Vicekönig in dem Pallast des unglücklichen Fanfur. Derselbe war aber damals seinem Verfall sehr nahe. Er ist eines der prächtigsten Gebäude in der Welt gewesen. Die Mauern umschlossen zehn Meilen Land, und unter einem Dach, welches schön ausgezieret und verguldet war, pflegte Fanfur an gewissen feyerlichen Gelegenheiten die vornehmsten Einwohner der Stadt mit einem fast unglaublichen Aufwand zu bewirthen. Bey demselben waren lustige Wälder, schöne Gärten, Thiergärten mit vielem Wild, und Seen, die mit königlichen Barqven angefüllet waren. Hier pflegte er sich mit seinen Frauenzimmern zu belustigen, deren tausend in seinem Pallast wohneten. Diese giengen mit ihm auf die Jagd, warteten ihm bey seinen Gastmälen unter seinen lieblichsten Lauben auf, oder fuhren mit ihm zu Wasser, unterdessen daß andere sich nackend hereinwarfen, und, wie die Naiaden, auf demselben herumhüpften, um seine Augen zu ergötzen, und sein Gemüth einzuschläfern, welches endlich so sehr weibisch wurde, daß es ihm zuletzt sein Königreich und sein Leben kostete. Das Wild ist nun zerstöret, die Mauern sind eingefallen, die Gärten verwildert, die Seen verschüttet, und die Gemächer der Frauenzimmer liegen in ihren Ruinen. Der große Ocean läuft auf der südöstlichen Seite von Qvinsai, in einer Entfernung von fünf und zwanzig Meilen; und hier ist ein vortreflicher Hafen, der zu der Stadt Gampu

gehöret, in welchem viele aus Indien kommende Schiffe ihre Waare absetzen, welche auf Barqven weiter nach Qvinsai gebracht werden.

Wenn man von Qvinsai gegen Südost dreyzehn Tagereisen thut, findet man das Land so stark bevölkert, daß man glauben sollte, es wäre eine einzige zusammenhängende Stadt; denn die Häuser haben fast kein Ende. Wo sich aber endlich die Aussicht öffnet, da siehet man reizende Wiesen, Wälder, bebauete Ländereyen, und schöne Häuser. Sechs Tagereisen weiter gegen Südost ist die Stadt Fugiu, deren Einwohner grausame Leute sind, die das Blut aus ihren getödteten Feinden saugen, und deren Fleisch essen, sie ziehen überhaupt das Menschenfleisch aller andern Speise vor, jedoch essen sie nichts von solchen, die an Krankheiten gestorben. Ihre Waffen sind Schwerd und Lanze, womit sie zu Fuße fechten unter Anführung eines Reuters. Sie scheeren ihren Kopf, bis an die Ohren, und, wenn sie in den Krieg gehen, bemalen sie ihr Gesicht mit blauer Farbe. In diesem Lande sind viele Löwen, und hier wächst Ingwer, Galgant, und ein Kraut, welches an Farbe und Geruch dem Saffran ähnlich ist, und von ihnen an den Speisen gebraucht wird.

Die nächste große Stadt, deren unser Autor gedenket, ist Qvelinfu. Sie liefert Seide, Baumwolle, Ingwer, und Galgant. Die Frauensleute sind schön. Man sagt, es gebe Hennen hier, die so haaricht als Katzen sind, Eyer legen, und gut schmecken. In Unqvem ist eine Menge Zucker,

deren

deren Rafination mit der Asche eines Baums den Einwo nern von den Tartarn gelehret worden. Diese Stadt ist drey Tagereisen von Qvelinfu. Funfzehn Meilen weiter ist die Stadt Cangiu, deren Gebäude schön sind. Sie liegt an einem Fluß, welcher hier eine Meile breit ist, und sich in den See zu Zantum ergießet, woselbst ein großer Jahrmarkt von Campfer und Pfeffer ist. Sie liegt funfzehn Tagereisen gegen Südost, und in dem Hafen, welcher einer der sichersten in der Welt ist, liegen viele Schiffe aus Indien: Die in diesem Hafen einkommende Waaren bringen dem Chan ein großes ein. Hier sind gute Manufacturen von Tapeten und Stückereyen. Man erzählte unserm Autor, daß in der Nachbarschaft eine gewisse Erde gegraben wird, welche, wenn sie in kleinen Haufen aufgeworfen wird, und dreyßig oder vierzig Jahre gelegen hat, zu Schaalen wird, die verschiedentlich bemalet, und in einem Ofen gebrennet werden. In allen Oertern, von welchen wir bisher geredet haben, wird einerley Sprache gesprochen, welche nur in der Pronunciation verschieden ist. Da unser Autor nichts merkwürdiges weiter von Mangi vorbringet, als daß es von einigen Eingebohrnen oft Chin oder Chint, woher der heutige Name China offenbar entspringet, genennet werde, so wollen wir uns zu seiner Beschreibung von Indien wenden, und mit den Inseln anfangen.

Fünftes Hauptstück.

Von Japan; des Chans fruchtloser Versuch zur Eroberung dieser Insel. Die bestrafte Grausamkeit der Befehlshaber; von dem Lande Tiamban. Die Inseln von Java; von den Menschenfressern, die auf gedachter Insel wohnen; Beschreibung des Elephanten und Einhorns; vom Eisenholz; von den großen Reichthümern der Insel Ceylon; ein bewundernswürdiger Rubin des Königs von Ceylon; Beschreibung von Malabar; Gebräuche bey Beerdigung eines Königs dieses Landes; von dem Clima, der Constitution und Lebensart des Volks; von Coulam, Guzuratte, Magastar, und Klein-Indien; von dem Königreich Abascia in Klein-Indien; von dem Lande der Finsterniß. Beschluß.

Von Mangi gegen Osten funfzehn hundert Meilen weit ist eine große volkreiche Insel, Zipangu oder Japan genannt; sie liegt mitten im großen Weltmeer, in welchem, wie man sagt, nicht weniger denn 7440 Inseln sind, welche an Gold und den wohlriechendesten Specereyen einen Ueberfluß haben, und größtentheils bewohnet sind. Zipangu ist kein sonderlicher Handelsort; es sollen aber unsäglich viele Perlen darinn gefunden werden, und an Gold ein solcher Ueberfluß seyn, daß sie die Dächer, Boden, und Fensterrähme ihrer Häuser und Tempel damit auslegen.

Im Jahr 1264 wurde der Chan durch den grossen Reichthum dieser Insel angelocket. Er rüstete eine Flotte und eine mächtige Armee aus, und ließ mit derselben unter den Befehlen zweyer seiner Barone, Namens Abacca und Venasin, auf diese Insel landen. Da sie aber miteinander nicht eins

waren, so gieng die Expedition so schlecht von statten, daß sie nur eine einzige Stadt eroberten, deren Einwohner sie ohne Unterschied hinrichten liessen, achte ausgenommen, deren Körper dem Schwerd widerstand, weil sie zwischen der Haut und dem Fleisch ihres rechten Arms einen bezauberten Stein hatten: Diese ließen sie daher mit hölzernen Kloben zu Tode schlagen. Einige Tage nach dieser grausamen Massacre wurde des Chans Flotte durch einen gewaltigen Sturm zerstreuet, und dabey verunglückte vieles Volk. Allein, 30000 Mann davon retteten sich nach einer benachbarten Insel, ohne Waffen und Lebensmittel. Als die Zipangvaner davon Nachricht erhielten, schickten sie eine mächtige Armee dahin, welche auf der einen Seite der Insel landete, und rund um marschirete um die durch Schiffbruch dahin geworfene Tartarn aufzusuchen. Diese aber entflohen, machten sich wieder zu Schiffe, und ruderten mit fliegenden Schiffsfahnen nach der Hauptstadt Zipangu, woselbst kaum einige andere Einwohner als Frauen zurück geblieben waren. Hier befestigten sie sich; sie wurden aber bald darauf von dem König belagert, an welchem sie sich, nach einem Widerstand von sechs Monaten, ergaben, und ihr Leben behielten.

Als die Baronen nach Hause gekommen waren, wurden sie auf des Chans Ordre eingezogen, und dem einen wurde der Kopf abgeschlagen, der andere aber nach der wüsten Insel Zeegra verwiesen, woselbst gewisse Missethäter in den warmen Leib eines Büffels eingenehet worden, und darinn ihr elendes Leben unter grausamer Qvaal endigen müssen; denn die Haut schrumpfet ein, je mehr sie trocken wird,

und macht ihnen dadurch den elendesten Tod. Die Einwohner der Insel Japan sind wohlgestaltet; sie sind Heyden, und beten gewisse monströse Figuren an, davon einige hundert Hände, andere Köpfe von Hunden, Schweinen, und andern Thieren haben. Man sagt, daß sie ihre Kriegsgefangenen essen.

Wenn man über die See westwärts fortgehet, kommt man, funfzehn hundert Meilen von oben erwehnter Stadt Zaitum, in das reiche Land Ziambar, welches schönes Ebenholz hervorbringet, und an den Chan einen jährlichen Tribut von zwanzig Elephanten und einer großen Menge Aloe entrichtet. Der König mußte sich ihm im Jahr 1268 unterwerfen; sonst würde Sagatu, ein Befehlshaber des Chans, das Land mit einer großen Armee verwüstet haben.

Bey Ziambar gegen Südosten ist die größte bekannte Insel in der Welt. Man sagt, daß sie 3000 Meilen im Umfange, und einen Ueberfluß an Gold und Specereyen habe. Ihr Name ist Java. Gegen Südsüdwest 600 Meilen weit liegen zwo verwüstete Inseln, Condur und Sondur genannt. Weiter hin funfzig Meilen gegen Südost liegt das heydnische Königreich Lochac, welches von den Fremden wenig besuchet wird, weil es wild und bergigt ist. Weiter hin, noch immer auf südöstlicher Seite, bis man den Nordstern nicht mehr siehet, liegt Klein-Java, welches 2000 Meilen im Umfang haben soll, und viele Specereyen, Brasilien- und Ebenholz hervorbringet. Die See ist an einigen Orten, zwischen dieser Insel und Pentan, nicht tiefer als vier Klaftern. Klein-Java

wird

wird in acht Königreiche eingetheilt; sechse davon werden von unserm Autor kürzlich beschrieben; von den beyden andern aber konnte er nichts melden, weil er sie nicht gesehen. Er merket an, daß die Einwohner der Seeküste eines dieser Königreiche den mahometanischen Glauben angenommen haben; aber in den Gebürgen wohnen Menschenfresser, welche die erste Sache, die ihnen des Morgens vorkommt, anbeten. In einem andern Königreich leben sie ohne eine ordentliche Regierung; und in dem dritten fragen sie, wenn jemand krank ist, den Teufel um dessen Schicksal; und, wenn ihm der Tod prophezeyet wird, erwürgen sie ihn, und schneiden seinen Körper in Stücken, welche die Verwandten verzehren, die das Mark aus den Knochen gänzlich aussaugen, weil sie glauben, daß, wenn noch etwas darinn bliebe, Würmer entstünden, welche, nachdem sie die umgebende Materie verzehret hätten, aus Mangel der fernern Nahrung, zur unendlichen Qvaal der Seele des Verstorbenen, verschmachten müßten. Die also ausgesogenen Knochen begraben sie tief in die Erde, um zu verhindern, daß sie nicht wieder aufgegraben, und von den wilden Thieren verschlungen werden.

Marco Polo wurde durch ein Ungewitter auf diesen Theil der Küste von Java getrieben, woselbst er fünf Monat lang, in den Bergen stark verschanzet, verblieb, um sich wider den Fleischappetit dieser Leute zu schützen, welchen die Körper der gesunden Fremden so gut schmecken, als ihrer eigenen kranken Anverwandten. Unter den Raubvögeln der Insel Klein-Java sind sehr große Habichte, so

schwarz wie Raben. Hier sind auch viele wilde Thiere, als Elephanten und Einhorn. Das Einhorn steht gern im Schlamm, hat eine Haut, die des Büffels seiner einigermaßen ähnlich ist, frist mit dem Elephanten einerley Speise, und hat einen Kopf wie ein wild Schwein; vorn stehet aus der Mitte des Kopfes ein Horn herfür, dessen es sich aber nicht zum Angrif zu bedienen pfleget; wenn es seinen Raub niedergeworfen hat, drückt es denselben mit dem Knie, und reißt ihn mit seiner Zunge, welche über und über stachligt ist, in Stücken. In den Wäldern werden kleine Affen gefangen, die ein Gesicht, wie ein alter Mensch, haben; diese Thiere werden oft in Kasten eingesperret, und in verschiedenen Theilen der Welt für Pygmäen gezeiget und ausgegeben. Campher ist in einigen Oertern dieser Insel so theuer wie Gold. Man macht hier eine Speise aus dem Mark eines Baumes, welche wie Gerstenbrod schmecket. Das Holz des gedachten Baumes ist so schwer und hart wie Eisen, und sinkt, wenn es ins Wasser geworfen wird, zu Boden. Man macht Lanzen davon, welche die stärksten Waffen durchstoßen; sie werden durch Brennen am Feuer spitz gemacht. In den Wäldern sind eine Menge Nüsse, welche so groß wie ein Menschenkopf sind, und einen lieblichen gesunden Saft enthalten. Aus den Datteln machet man guten Wein; und die See liefert schöne Fische. Nordwärts liegen die Inseln Nocueran und Angamen, woselbst die Leute, welche Heyden sind, nackend gehen. Man sagt, daß einige unter ihnen Hundeköpfe haben. In diesen beyden Inseln ist eine Menge von Brasilienholz, indianischen Nüs-

sen, weißem und rothem Sandelholz, Gewürznägeln, und andern Specereyen.

West Nord westwärts, 1000 Meilen weiter, liegt die schöne Insel Ceylon, welche 2400 Meilen im Umfang hat. Die See hat sich hier stärker ausgebreitet; denn vor Alters soll die Insel 3600 Meilen groß gewesen seyn. Sie bringet viel Wein, Fleisch, und Früchte, und guten Reiß herfür, und hat prächtige Edelgesteine, als Rubine, Saphire, Topasen und Amethiste. Der König soll einen Rubin besitzen, der so lang wie eine Menschenhand und armdick ist, welcher wie Feuer glänzet, und ohne den geringsten Tadel ist. Cublai Chan hatte ihm dafür eine unsägliche Summe angeboten; allein, der König antwortete ihm, daß er diesen Rubin, da er von seinen Verfahren herrühre, gegen alle Schätze der Welt nicht vertauschen wolle. Die Saracenen glauben, daß Adam auf einem gewissen hohen Berge dieser Insel, welcher ohne große Kunst nicht kann erstiegen werden, begraben liege *). Die

*) Dieses Begräbniß, sagen die Heyden, enthält den Körper eines gewissen Königs Sohns, welcher auf diesem Berge gestorben, nachdem er ein sehr strenges Leben geführet. Zu seinem Andenken hat der König sein Vater, ein goldenes Bild aufrichten lassen, und den Insulanern befohlen, dasselbe anzubeten. Vor dieser Zeit kannten sie noch keine Abgötterey. Einige von den Vorderzähnen und ein Napf wurden lange verwahret, und denen fremden Pilgrimen als Reliqvien vorgezeiget. Im Jahr 1281 machte der König von Ceylon dem Chan durch eine eigene Gesandschaft ein solennes Präsent mit diesem Napf, den zwey Zähnen, und einigen Haaren, und man nahm sie in der Stadt

und

Die Leute sind weibisch, und wenn sie Krieg führen müssen, nehmen sie andere in den Sold. Sechszig Meilen westwärts von Ceylon liegt die große Provinz Malabar, welche auch zu Indien gehöret *). An der Küste desselben fischet man die Perlen in einer Tiefe von zehn bis zwölf Klaftern. Die Perlenfischer sitzen in Säcken, und verlassen sich auf den Schutz ihrer Zauberer, welche verhüten, daß sie von keinem Raubfisch getödtet werden. Die Braminen sind diese Zauberer, und für ihre Mühe bekommen sie den zwanzigsten Theil aus jeder gefischten Muschel. Außerdem bekommt auch der König das seinige davon. Die beste Zeit des Perlenfangs ist im April und May. Vom September bis in die Mitte des Octobers findet man sie in einer Entfernung von drey hundert Meilen.

Die Einwohner tragen eine geringe Bedeckung auf ihren heimlichen Theilen. Der König aber unterschei-

und am Hofe zu Cambalu mit großer Ehrfurcht, als Reliqvien des Adams, auf.

*) Die Gerechtigkeit wird, nach unsers Autors Bericht, in Malabar sehr strenge ausgeübet. Es giebt viele Fälle, da der Gläubiger die Freyheit hat, um seinen Schuldner einen Zirkel zu ziehen, über welchem letzterer nicht ehe kommen darf, bis er entweder die Schuld bezahlet, oder hinlängliche Sicherheit auf den Todesfall gestellet hat. Er erzählet zum Beweise davon eine Begebenheit, wobey er ein Augenzeuge gewesen. Ein Kaufmann, welcher von dem König auf einige Weise in Verlust eines Theils seines Vermögens gekommen, hielt ihn an einem Tage, als er ausritte, auf, und machte einen Zirkel um ihn und sein Pferd, so daß der König ihn auf der Stelle befriedigen mußte.

terscheidet sich von den übrigen durch ein Halsband von Juwelen, und einem seidenen Faden am Busen, an welchem verschiedene Perlen hängen, womit er seine Gebete abzählet, deren er täglich eine gewisse Anzahl, nach römisch catholischer Art, hersagen muß. Er hat 1000 Beyschläferinnen, und als er einsmals seinem Bruder eine von seinen Frauen entwenden wollte, hätte solches leicht zu einem blutigen Streit Anlaß geben können, wenn sie nicht ihre Mutter wieder versöhnet hätte, welche ihnen drohete, daß sie sich, wenn sie nicht friedlich miteinander leben wollten, die Brüste abschneiden würde, woran sie gesogen. Er hat eine Wache von Reutern, welche, wenn er stirbet, sich mit seinem Körper zugleich freywillig in den Scheiterhaufen werfen, um ihm in der andern Welt aufwarten zu können. Die Missethäter können sich hier freywillig zu Opfern für einen besondern Abgott anbieten; man giebt ihnen alsdenn zwölf Messer, womit sie sich zwölf Wunden, und zwar die letzte in das Herz, geben, und bey jedem Stich ausrufen: Ich tödte mich zu Ehren dieses Abgottes. Die Frauen müssen sich eben so ihren Männern aufopfern; denn sie halten es vor eine Schande, sie zu überleben. Die Ochsen sind allhier heilig; man betet sie an, und isset ihr Fleisch nicht.

Die Gauri essen das Fleisch dererjenigen, die eines natürlichen Todes verstorben sind, und ihren Unrath streuen sie über ihre Häuser. Die Haare der wilden Ochsen werden von den Soldaten dieses Landes sehr hochgehalten, weil sie glauben, daß sie durch dieselben wider alle Gefahren des Krieges sicher gestellet werden. Diese sind das Volk, welche

den

den heiligen Thomas erschlagen; sie können sich nicht seinem Grabe nähern. Dasselbe ist in einer kleinen Handelsstadt, und wird von christlichen und mahometanischen Pilgrimen fleißig besuchet. Die erstern halten die Erde von dem Ort, wo er erschlagen worden, und welche roth ist, für ein Mittel wider viele Krankheiten, und geben sie mit Wasser vermischt als eine Panacee; die letztern aber verehren ihn als einen großen Propheten, unter dem Namen Ananias. Man erzählet, daß der König dieses Landes die Kirche dieses Apostels im Jahr 1288 zu einem Vorrathshause von Reiß gebraucht habe; allein, er sey durch eine Erscheinung dermassen geschrecket worden, daß er sie bald wieder leer machen lassen.

Die Einwohner sind nicht von Natur schwarz, sondern ihre Haut bekommt diese Farbe von der beständigen Einsalbung derselben mit Jasminöl; sie malen ihre Abgötter schwarz, und den Teufel weiß; sie leiden die Unzucht, und halten diese nicht für schändlich; sie sitzen auf Teppichen, und tödten keine Thiere, sondern ihre Schlächter sind Saracenen. Sie halten es für unreinlich, das Essen mit der linken Hand anzufassen; sie waschen sich des Tages zweymal, sonderlich vor dem Essen; sie brauchen niemals eines andern Trinkgeschirr, sondern haben beständig ihr eigenes, welches sie in einer Entfernung von den Lippen halten, damit es dieselben nicht berühre; und so gießen sie den Trank in den Mund. Diejenigen, welche kein eigenes Trinkgeschirr haben, müssen aus ihren Händen trinken. Welche unter ihnen Weintrinker sind, können in keiner Sache ein Zeuge seyn. Die Schiffsleute

sind

sind auch in keiner guten Reputation, weil man sie für desperate Leute hält. Ihre Geschäffte werden von den Wahrsagern gänzlich angeordnet, welche die besondern Stunden zu den Arbeiten festsetzen, und auch die Nativität stellen. Die Knaben müssen sich, sobald sie dreyzehn Jahr alt sind, selbst ernähren, indem sie Perlen und andere Sachen verkaufen. Sie widmen ihre Kinder denen Götzen, welchen sie Lebensmittel vorsetzen, die hernach von den Priestern verzehret werden.

Die Witterung ist hier sehr warm. Die Vornehmsten unter ihnen machen sich eine Art von Gatter aus künstlich und dicht zusammengewundenem Schilf, welche sie an eine Stange, oder sonst in einiger Entfernung von der Erde hängen, um sich vor den Flöhen und dem Biß der Taranteln zu schützen.

Fünfhundert Meilen nordwärts von Malabar ist das Königreich Monsul, in welchem einige gute Diamanten gefunden werden *). Die Einwohner sind

*) Die Art, mit welcher Marco Polo erzählet, daß Diamanten im Königreich Monsul oder Murfili gefunden werden, ist eine Geschichte, die man auf denselben Fuß nehmen muß als seine Nachricht von dem Vogel, Fels genannt. Inzwischen wollen wir sie hier nicht vorüber gehen, weil sie sonderbar und merkwürdig ist. Diamanten, sagt er, liegen hier mit groben Sand vermischt in tiefen Thälern und Klüften sehr hoher Berge, welche wegen ihrer steilen Höhe kaum erstiegen werden können; allein, auch außer dieser Schwürigkeit kommt noch die Gefahr hinzu, daß man hier den Anfällen unsäglich vieler giftiger Schlangen, die sich in den Löchern und Hölen aufhalten, ausgesetzt ist. Die Leute, welche diese Diamanten aufsuchen, werfen daher große Stücken von rohen Speisen in diese Abgründe

sind Heyden. Westwärts von St. Thomas ist das Land, aus welchem die Braminen entsprossen sind. Diese Leute sind die alleraufrichtigsten in der Welt, welche niemals eine Unwahrheit reden. Sie leben lange, sind sehr enthaltsam, essen kein Fleisch, sondern trockene Wurzeln und Kräuter. Sie haben eine große Achtung für alle wachsende Pflanzen, weil sie glauben, daß sie mit einer Seele begabt sind. Sie heyrathen nur eine Frau, und sind in der Astrologie sehr bewandert. Sie legen ihre Speisen auf die Blätter des Paradiesapfels; denn sie bedienen sich keiner Näpfe. Sie verrichten ihre Nothdurft im Sande, und zerstreuen ihre Excremente, damit sich nicht Würmer darinn erzeugen, welche hernach sterben. Einige von den Braminen tragen einen baumwollenen Band über die Schultern, welcher qver über die Brust gehet, und unter dem Arm fest gemacht wird. Eine besandere Secte davon, welche sich Tangui nennet, gehet nackend, tragen vorn an der Stirn das Bild einer Kuh in Erz, besalben sich mit der aus den Knochen eines Ochsen gebrannten Asche, und dieses Thier beten sie auch an. Sie kauen beständig ein gewisses Kraut, welches die Zähne fest erhält, und die Verdauung befördert. Die Körper der Verstorbenen unter ihnen verbrennen sie.

Fünf hundert Meilen südwestwärts von Malabar ist Coulam. Die Einwohner davon sind Heyden, mit

gründe und Hölen; diese werden mit samt den Steinen, Sand, und Koth von gewissen weißen Adlern verschlungen, welche hier den Schlangen nachstellen. Nachher nehmen die Kaufleute, wenn die Adler von ihren Nestern weg sind, aus denselben den Mist, worinn sie diesen kostbaren Stein oft in Menge finden. Der größeste und beste kommt dem König zu; die übrigen werden verkaufet.

mit Juden und Christen vermischt. Nicht das geringste Band der Blutsfreundschaft schränket sie in dem Gebrauch der Frauen ein, und sie treiben selbst mit ihren Schwestern Unzucht. Unter den vorzüglichsten Producten von Coulam sind Pfeffer, Brasilienholz, Indigo, schwarze Löwen, Pfauen, Papagoyen von allerley Farben; und in Camaria findet man Affen, die so groß sind, daß sie sich den Menschen widersetzen. Hier siehet man den Nordstern wieder.

In Guzerate sind Baumwollenbäume von dreyssig Fuß hoch, aber die Wolle taugt nichts zum Spinnen, wenn der Baum schon über zwölf Jahr alt ist; sie ist aber alsdenn zu Polstern noch sehr gut. An den Küsten von Guzerate und Malabar sind grausame Seeräuber, welche die Schiffahrt hier herum sehr unsicher machen. Man erzählet, daß an den Küsten von Groß-Indien zwo Inseln sind, auf deren eine keine Frauensleute, und auf der andern keine Mannsleute sind; beyde kommen im März, April, und May zusammen, um sich zu begatten; die Frauen erziehen die Knaben bis ins zwölfte Jahr, und denn schicken sie sie zu ihren Vätern. Beyderley Geschlechter sind Christen, und stehen unter dem Erzbischof von Socotora. In dieser Stadt sind viele Zauberer, welche über den Wind gebieten, und ihre teufelischen Künste dennoch ausüben, ob sie gleich der Erzbischof, welcher vom Pabst independent ist, und unter dem Patriarchen zu Baldach, Namens Zatalia, stehet, in den Bann gethan hat. In diesen verschiedenen Oertern ist der Dialect der Sprache verschieden. Die Muttersprache ist die malabarische. Obgleich viele Mahometaner und allerley christliche Secten durch alle Inseln und Provinzen

von Groß-Indien zerstreuet sind, so sind doch die meisten Leute Heyden.

Tausend Meilen südwärts ist die reiche Insel Magaster, welche von vier Aeltermännern regieret wird, und 3000 Meilen im Umfang haben soll. Die Einwohner sind Heyden, und treiben mit Elephantenzähnen einen großen Handel. Unser Autor gedenket eines Vogels vom Adlergeschlecht, welcher auf dieser Insel zu Hause gehört, und Fels (ruck) genennt wird *). Er ist ungemein dick und groß. Auf einer benachbarten Insel, welche sehr groß ist, und Zensibar heißt, sind Elephanten, seltene Arten von Schaafen, und sehr heßliche Männer und Weiber.

Von diesen Inseln führet uns Polo nach Klein-Indien, welches sich, nach seinem Bericht, von Ziambi bis Murfili erstrecket, und in acht Königreiche eingetheilet ist. Im Mittel-Indien ist das Königreich Abascia, welches viel Gold hat. Der König desselben ist ein Christ, und hat sechs zinsbare Könige unter sich, wovon

*) Man sagt, der Fels sey so stark und groß, daß er einen Elephanten in seine Klauen nehmen, und mit ihm davon fliegen könne. Die Absurdität dieser Historie hat ebenfalls Anlaß zum Tadel dieser Reisen gegeben; allein, Polo erzählet dieses nicht als einen von ihm wahrgenommenen, sondern bloß von andern gehörten, Umstand; und er konnte doch eine Sage in einem Lande, wo ihm täglich sonderbare und seltene Dinge vorkamen, nicht ganz in Zweifel ziehen. (Man wird es hoffentlich verzeihen, wenn diesem Vogel kein besserer Name als Fels, nach dem englischen rock oder ruch, gegeben worden. Vielleicht soll es der Steinadler seyn. Ueberhaupt hat die verworrene, auch im englischen beybehaltene, Schreibart des Verfassers manche Mühe im richtigen Uebersetzen gemacht. Anmerkung des deutschen Uebersetzers.)

wovon drey Christen, und drey Saracenen sind. Das Volk wird für tapfere Soldaten gehalten. Im Jahr 1288 wollte der König von Abascia eine Wallfahrt nach Jerusalem thun; allein, man stellete ihm die Gefahren vor, denen er sich aussetzete, da er durch so viele Länder der Saracenen hätte reisen müssen. Inzwischen schickte er einen Bischof dahin, um in seinem Namen die Andacht zu verrichten; derselbe wurde aber auf seiner Rückreise von dem Sultan von Aden gefangen genommen, welcher ihn zwang, sich beschneiden zu lassen. Dieser Schimpf erweckete die Rache des Königs von Abascia, welcher mit einer ansehnlichen Armee nach Aden marschirete, den Sultan mit zween mahometanischen Alliirten schlug, und das Land verwüstete. In Escier, einer Provinz Adens, sind die Fische die vorzügliche Speise der Menschen sowohl als des Viehes; denn sie haben kein Korn, und wenig andere Lebensmittel. Man erhält hier weißen Weyrauch aus der aufgeritzten Rinde eines gewissen Baums.

Unser Autor gedenket noch verschiedener Provinzen, welche mehr nordwärts liegen, und einem gewissen souverainen tartarischen Fürsten, von der Linie des Zingis, Namens Caidu, unterworfen sind. Die Völker allhier haben weder Flecken, Städte, noch Festungen oder Schlösser, sondern sie ziehen mit ihrem Fürsten von einem Ort zum andern. Ihre Speise ist Fleisch und Milch, denn sie haben kein Korn, wohl aber viele Schaafe, Pferde, Schweine, und Hornvieh. In diesen Gegenden giebt es weiße Bäre, schwarze Füchse, wilde Esel, ein kleines Thier mit einem feinen schwarzen Pelzwerk, und die sogenannte Pharaos-Ratze. Die Straßen sind hier tief und kothigt, so daß sie, wegen der vielen Moräste und Seen, im Sommer ganz und gar

unwegsam sind; aber wenn sie im Winter zugefroren, fahren die Kaufleute, welche mit Fellen handeln, auf Schlitten herüber, die von vierfüßigen Thieren, welche den Hunden ähnlich sind, gezogen werden.

Nicht weit von diesen unfreundlichen Gegenden erwehnet unser Autor, zum Beschluß seiner Reisen, eines gewissen Landesstrichs, der sich bis an die äussersten Grenzen von Norden erstrecket, woselbst viele Monate lang die Sonne gar nicht gesehen wird, und die Luft, wie am anbrechenden Morgen, versinstert ist. Daher heißt es das Land der Finsterniß. Die Leute, sagt er, sind blaß, kurz, und untersätzig; sie haben weder Regierung, noch Gesetze, noch Religion. Die Tartarn begeben sich zuweilen dahin, um diesen Leuten Felle von Thieren zu stehlen, wovon einige sehr kostbar sind; damit sie sich aber nicht verirren, nehmen sie Stuten mit, deren saugende Füllen sie an den Grenzen ihres Landes zurück laßen; wenn sie nun ihren Raub vollendet haben, geben sie den Stuten die Sporen, welche sofort den Weg zu ihren Füllen nehmen.

Die Tartarn bringen einen Theil dieses Raubes nach Rußland, welches ein weites Reich ist, das an das Land der Finsterniß grenzet. Die Einwohner darinn sind Christen von einer guten Leibesgestalt, welche dem Chan der westlichen Tartarey Tribut geben. Der Ocean durchwässert dieses Land gegen Osten, woselbst Provinzen sind, die an Fellen, Wachs, und Silberminern, einen Ueberfluß haben.

Des

Herrn von Thevenots

Reisen

in Europa, Asien, und Africa.

Erster Theil.

Reise nach der Levante.

Erstes Hauptstück.

Einige Nachricht von dem Verfasser; seine ersten Reisen; Bekanntschaft mit dem berühmten Herbelot; Reise nach Constantinopel; Beschreibung von Sicilien und Malta, den Schlössern St. Erme und St. Angelo; der Stadt Valetta; von dem Cap, Matapan; von den Inseln Cerigo, Zia, und Andra; von den Dardanellen; von Gallipoli und dem propontischen See; Ankunft in Constantinopel.

Der Herr von Thevenot hatte in dem Collegio zu Navarra den Grund zu seinen Wissenschaften geleget, und daselbst seine natürlichen Talente, die vortreflich waren, besser ausgebildet. Die Begierde, seine Erkenntnisse durch Reisen in fremde Länder zu erweitern, war in ihm unwiderstehlich. Er war nur erst zwanzig Jahre alt, als er sich bereits in Engelland, Holland, Deutschland, und Italien umsahe, und endlich in Rom den Entschluß fassete nach der Levante zu gehen. Dazu wurde er durch die Bekanntschaft mit dem berühmten Herbelot angetrieben, welchen er, als einen in den Sitten, Gebräuchen, und Sprachen der orientalischen Völker sehr gelehrten Mann, zu seiner Führung und Gesellschaft zu erhalten hoffete. Er wurde aber doch nachher genöthiget, diese Reise allein zu thun, weil Herbelot wegen seiner Privatangelegenheiten verhindert wurde, ihm Gesellschaft zu leisten.

Er reisete daher im Jahr 1655 von Rom ab, nach Civita-Vechia. Daselbst gieng er auf ei-

ner maltesischen Galeere durch Neapolis und Sicilien nach Malta. Man kommt hier vor Meßina vorbey, welche Stadt in Sicilien an der der Stadt Rhegio, in Italien gegenüber befindlichen Küste, und an dem Ort, wo ehemals Zande gewesen, lieget. Sie hat einen guten von der Natur formirten Hafen. Auf den hohen Bergen um diese Stadt kann man die Scylla und Charybdis sehen, welches zwey große Felsen sind, mit Meerstrudeln, die den Durchgang der Schiffe sehr gefährlich machen. Die Insel Sicilien hat bekanntermaßen die Figur eines Triangels, wovon jeder Winkel ein Vorgebürge ausmachet. Sie ist im mittelländischen Meer die beträchtlichste. Sie hat fast 700 Meilen im Umfang, ist an Getrayde, vortreflichem Wein, und Oliven, sehr fruchtbar, und hat eine Menge schöner begüterter Städte; aber sie ist denen Verwüstungen der Erdbeben und des feuerspeyenden Berges Aetna, der itzt Berg Gibel genennet wird, sehr unterworfen. Die Sicilianer sind stolz, eifersüchtig, zu allen Lastern aufgelegt, rachgierig, und meuchelmörderisch, und führen beständig einen Dolch bey sich. Zwischen Meßina und Malta liegen Agosta und Syracus; bey letzterer Stadt wächst sehr vortreflicher Muscatenwein.

Die Insel Malta gehört eigentlich schon zu Africa, und lieget zwischen Sicilien und dem barbarischen Königreich Tripolis, ist zwanzig Meilen lang, etwa zwölf Meilen breit, und hat im Umfang sechszig Meilen. Sie wurde ehedem Melita genennet. Der Boden bestehet ganz und gar aus einem weißen Felsen, der mit dünner Erde bedecket ist, worauf nichtsdestoweniger vortrefliche Feigen,

Melo=

Melonen, und schöne Weintrauben wachsen. Es ist auf dieser Insel beständig excessiv heiß, und fast gar kein Winter; das weiße Erdreich wirft die Sonnenstralen sehr lebhaft in die Augen, die daher schmerzen. Außer dem Augenweh und den Kopfschmerzen weiß man hier nicht viel von andern Krankheiten, und die Leute leben lange. Es kann hier kein giftiges Thier lebend bleiben, und dieses Wunder wird dem heiligen Paulus zugeschrieben, den man hier sehr verehret, und dem, nachdem er durch Schiffbruch auf diese Insel geschlagen worden, eine Otter über seine Hand gelaufen, ohne daß es ihm geschadet, wie solches auch im 28sten Capitel der Apostelgeschichte bezeuget wird. Die Erde von dem Ort, wo Paulus gewohnet, wird noch itzt von den Christen als ein Gegengift wider den Biß der schädlichen Thiere und wider die bösartigen Fieber gebraucht, und nach verschiedenen christlichen Ländern verführet. Unter den hiesigen Felsen bricht der Stein, welchen man Schlangenauge nennet, und in Ringen als ein Mittel wider die Ansteckungen des Gifts träget. Diese Insel ist überaus volkreich. Sie hat viele sehr wohl befestigte Hafen, unter welchen der große Hafen, und der Hafen von Marsamouchet, die merkwürdigsten und beträchtlichsten sind. Sie liegen gegen Ostnordost, und in dem letztern müssen die verdächtigen Schiffe Qvarantaine halten; bey demselben ist auch eine kleine Insel mit einem Lazareth, worinn das Schiffsvolk, welches Qvarataine hält, wohnen kann. Der Eingang im großen Hafen ist bey schlimmen Wetter sehr gefährlich wegen zweyer Felsen, auf dessen einem das Schloß St. Erme ste-

het. Weiter hin kommt man zwischen der Stadt Valette und dem Schloß St. Angelo in einen andern festen Hafen, der zum Aufenthalt der maltesischen Schiffe dienet, und wobey ein kleinerer Hafen ist, worinn die Barqven mit den Sclaven des Nachts eingeschlossen und bewachet werden.

Vorgedachte beyde Hafen werden von einer Landhöhe getrennet, auf welcher das Schloß St. Erme der Stadt Valette zur Rechten lieget; und mehr links ist das Schloß St. Angelo, wobey eine Burg befindlich, welche die Ritter bey ihrer ersten Ankunft unter Philipp de Villiers, welcher in dem fast unüberwindlichen Schlosse, so zugleich die Insel Sangle und vieles benachbartes Land decket, bewohneten. Nachdem diese Ritter, welche die Johanniter-Ritter von Jerusalem hießen, vom Solimann aus Rhodus vertrieben worden, und hierauf hie und da herumirreten, schenkte ihnen Carl der Fünfte die Insel Malta. Von dieser Zeit an hießen sie Malteser-Ritter. Allein, der Sultan wollte diese handvoll Leute, die ihm manchen Schaden gethan hatten, gänzlich ausrotten, und schickte daher eine mächtige Armee, welche 1565 auf diese Insel landete, und das Schloß St. Erme nach einem starken Widerstande einnahm, und die ganze Besatzung über die Klinge springen ließ. Auf diese Weise waren die Türken von Marsamouchet und dem großen Hafen auf einmal Meister. Nun richteten sie ihre Waffen gegen das Schloß St. Angelo und die Insel Sangle, welche eine starke Bastion hatte; sie thaten verschiedene Anfälle auf diese beyden Plätze, wurden aber immer mit großem Verlust zurückgeschlagen. Endlich beschlossen

schlossen sie einen unvermutheten Ueberfall, wovon aber der Großmeister durch Spione vorher Nachricht erhielt, welcher sich in solchen Stand setzte, daß er die Belagerer noch ferner zurücktrieb, die nach so vielen fruchtlosen Versuchen endlich im September 1565 genöthiget wurden, diese Insel, welche sie drey Monate lang inne gehabt, zu verlassen.

Nach der Retraite der Türken bauete der Orden nahe am Schloß St. Erme die Stadt, welche zu Ehren des damaligen Großmeisters, Johann de Valetta, Valetta genennet wurde. Die Natur sowohl als die Kunst haben zu ihrer Befestigung alles mögliche beygetragen. Denn von der Landseite wird sie von dem Schloß gedecket, und auf der Seeseite liegt sie auf hohen unzugänglichen Felsen. Die mit Canonen bepflanzte Barrake ist voller Bäume, und hat nahe bey einen Garten mit Orangen- und Zitronenbäumen und vielen Fontainen. Im Hafen am Ufer des Meeres ist eine Fontaine, wo das Wasser aus einem Delphin, worauf Neptunus sitzet, sehr hoch herausspritzet. Ein anderer Springbrunnen bey dem Pallast des Großmeisters versorget die ganze Stadt mit Wasser, welches mit unsäglichen Kosten über sechs Meilen durch die Felsen geleitet worden. In den Zeughäusern findet man einen Vorrath von Waffen für 35- bis 40000 Mann, welche beständig von Sclaven, die dazu beordert sind, rein und sauber gehalten werden. Die Stadt ist klein, aber schön gebauet, und liegt sehr angenehm; sie hat verschiedene Kirchen, worunter die Johanniskirche die vornehmste ist. Diese ist sehr hoch, groß, und breit, auswendig

mit

mit vielen Fontainen versehen, und inwendig ganz mit Marmor gepflastert, und mit Fahnen, welche denen Türken abgenommen worden, ausgezieret. Sie hat acht Kapellen, so daß jede Herberge eine hat. Unter den Reliqvien, die in dieser Kirche verwahret werden, ist die Hand des heiligen Johannis, woran aber der vierte und fünfte Finger fehlen, und welche vom Sultan Bajazeth 1482 nach Rhodus geschenket worden. Man hat auch die Hand der heiligen Anna hier gehabt, sie aber nachher an die Königinn von Frankreich, als sie mit Ludwig XIV. niederkam, zum Geschenk gesendet. Die Stadt hat viele schöne Gebäude, und der Pallast des Großmeisters ist sehr prächtig. Die Häuser des Conservatoriums, des Schatzes, und das Hospital, sind auch sehr schön. In letzterem werden nicht allein die Kranken vom Orden, sondern auch kranke Passagiere, aufgenommen und von Rittern bedienet; sie bleiben bis zu ihrer Genesung darinn, und wenn sie wieder abreisen, wird ihnen Geld und Provision mitgegeben. Der Saal für die kranken Ritter ist mit Tapeten ausgezieret. Alle Häuser sind hier von weißem Stein, und mit Terrassen versehen, so daß man von einer Straße zur andern durch die Terrassen der Häuser kommen kann. Die Straßen sind weit und regulair, aber wegen der Hügel sehr unbeqvem; die beste ist die vom Schloß St. Erme bis zum königlichen Thor, welche fast eine Meile lang ist; in derselben müssen die Pferde und Esel an öffentlichen Freudentägen das Pallio laufen, und hier stehen auch der Pallast des Großmeisters, und die Herbergen von Auvergne und Provence. Bey der ersten Herberge

ge ist eine schöne Orangerieallee, und die letzte hat eine vortrefliche Facade.

Die Insel Gozo liegt fünf Meilen von Malta in einer angenehmen Gegend; sie ist von steilen Felsen umgeben, und das Land ist bergigt, obgleich sehr fruchtbar, wenn es cultiviret wird. Es ist auch gut gewässert, und die Luft ist sehr gesund. Ehedem war sie stark bevölkert; allein, die Türken hatten 1551 die meisten Einwohner als Sclaven mit sich genommen. Von der Zeit an ist sie nicht sehr bewohnet, sonst aber stark befestiget. Die ganze Insel Malta pranget mit vortreflichen Gärten, und schönen Lustörtern. Zwölf Meilen von Valetta, nahe an einem mit Wild gut versehenem Walde, liegt das Lustschloß des Großmeisters, welches wegen seiner vortreflichen Malereyen, schönen Springbrunnen, und lustigen Plantagen von Oliven, Citronen, und Orangen, sehr prächtig ist.

Am 8ten September wird alle Jahr der Gedächtnißtag der merkwürdigen und bereits oben angezeigten Retraite der Türken mit vielen Solennitäten gefeyert. Wir übergehen hier die Beschreibung derselben, weil sie unsern meisten Lesern wenig interessant seyn kann. Ehe wir aber mit unserm Autor Malta verlassen, wollen wir noch etwas von der Beschaffenheit des Erdbodens und der Einwohner dieser Insel melden. Diese volkreiche Insel ist sehr fruchtbar; sie bringet aber kein Getrayde hervor, sondern dasselbe wird aus Sicilien genommen. Die Einwohner sind schwarzbraun, und sehr rachgierig. Die Frauenzimmer sind schön, artig, und angenehm; sie kleiden sich so sonderbar, daß man ihre Gestalt nicht erkennen kann. Die

eigent-

eigentliche Landessprache ist die arabische, allein, itzo ist die italiänische zur Hauptsprache geworden.

Als Herr Thevonet hieselbst fünf Monate lang auf Herrn Herbelot vergebens gewartet hatte, so reisete er am 4ten November 1655 von Malta zu Schiffe ab; er litte unterweges einen heftigen Sturm, und kam vor dem Cap Matapan vorbey, in die Insel Cerigo. Dieses Cap ist ein Vorgebürge von Morea, und hieß vordem Tänarus; es wird von den Maniotten bewohnet, einem Volk, das weder einen Konig noch Gesetze hat, in den Gebürgen sich aufhält, und vom Raube lebet. Die Insel Cerigo aber ist die erste Insel des Archipelagus oder ägeischen Meeres, und wurde ehedem Porphyris, wegen des Porphyrs, der häufig daselbst gefunden wurde, auch Cythera, genennet. Sie gehört denen Venetianern, welche eine Besatzung daselbst haben. Sie hat sechszig Meilen im Umfange, und liegt fünf Meilen vom festen Lande von Morea.

Das Schiff setzte seinen Lauf fort; weil aber der Wind viel zu schaffen machte, entschlossen sie sich, in die Insel Zia, welcher sie nach einer Zeit von drey Tagen, sehr nahe waren, einzulaufen. Dieselbe lieget hundert und sechszig Meilen von Cerigo, und hat einen guten und sichern Hafen. Fünf Meilen von diesem Hafen liegt eine Burg oder Stadt, welche fast aus 700 Häusern bestehet, und doch nur 400 Einwohner hat, weil die übrigen seit dem Kriege von Candia sich verlohren. Die Häuser sind von Felsen und Erde stufenweise wie ein Amphiteater aufeinander gebauet, so daß das eine Haus auf das hintere Dach des andern Hauses und

auf

auf dem Gehänge des Gebürges stehet, und also keine andere Straßen sind als die platten Dächer der Häuser. Auf diese Weise stehen die Häuser wohl zwölfmal übereinander, so daß man sie mit einem Blick übersehen kann. Ehedem war ein festes Schloß hier, welches aber itzt ruiniret ist. Diese Insel hieß vor Alters Ceos oder Cea, und war ein Theil des Negreponts. Das Erdreich ist hier sehr gut, und bringet Getrayde, Wein, und andere gute Lebensmittel hervor. Die Einwohner müssen an die Türken und Venetianer einen starken Tribut geben, und deswegen sind viele von hier weggezogen. Die Frauensleute tragen an sechs Kleider übereinander, die bis an das Knie gehen. In dieser Tracht sehen sie erstaunlich dick aus; ihr Hemde raget unter den Kleidern hervor; ihre Füße bekleiden sie mit schönen wollenen Strümpfen, und den Kopf bedecken sie mit Schleyern, die bis über den Hals gehen.

Der Wind wurde stiller, und unser Autor begab sich wieder zu Schiffe, wurde aber durch einen abermaligen Sturm genöthiget, in der Insel Andra oder Andros Schutz zu suchen. Die Venetianer, deren Schiffe hier lagen, verstatteten unserm Autor und seinen Gefährten keine Gemeinschaft mit ihnen und der Insel, weil sie im Verdacht waren, daß sie die Pest, die damals in Malta wütete, mit brächten. Die Beschreibung aber, welche der Autor von dieser Insel giebt, hat er aus den Erzählungen glaubwürdiger Leute gesammlet. Sie liegt sechszig Meilen von Zia, hat achtzig Meilen im Umfang, und wird für die fruchtbareste Insel des ganzen Archipelagus gehalten. Vorzüglich

hat

hat sie einen Ueberfluß an Seide, womit die Einwohner nach Chio und andern Oertern handeln. Es ist hieselbst eine Stadt am Ufer des Meeres, welche etwa aus zwey hundert Häusern bestehet, mit einem sichern Hafen. Durch das ganze Land sind sechszig Dörfer, worunter Arni und Amolacos die beträchtlichsten sind, welche von Arnauten oder Albanern bewohnet werden. Man rechnet über zwey hundert solcher Leute, die insgesammt Griechen, grobe und dumme Leute, sind, aber verschiedene Sprachen und Gebräuche haben. Nahe bey ist ein reiches Mönchenkloster, worinn die Reisenden frey beherberget, und bey ihrer Abreise mit Lebensmitteln versehen werden. Es sind hier noch sechs kleinere Klöster, und eine große Anzahl griechischer Kirchen, welche insgesammt unter einem griechischen Bischof stehen. Die Catholiken haben hier auch einen eigenen Bischof, und verschiedene Kirchen, worunter die Hauptkirche dem heiligen Andreas gewidmet ist. Es wohnen auch hier einige Türken, welche denen Christen oft viel Unruhe machen. Die Eingebohrnen des Landes sind höfliche, arbeitsame, und lustige Leute, und das Frauenzimmer ist sehr artig. Obgleich die Wälder voller wilden Thiere sind, so essen die Einwohner doch nichts davon, denn sie haben keine Flinten, und verstehen die Jägerey nicht. Die Luft und das Wasser in der Stadt sind schlecht und ungesund. Sie haben weder Aerzte noch Wundärzte, und, wenn sie krank sind, verlassen sie sich auf Gottes Barmherzigkeit.

Bey der Fortsetzung der Reise erblickte unser Autor von weitem verschiedene Inseln, und unter

andern

andern Sciro, Jspicera, Chio, und die Ruinen von Troja. Endlich paßirete er zwischen die Schlösser der Dardanellen, welche sein Schiff begrüssete. Beyde Schlösser liegen am Hellespont, und werden von den Türken Boghas genennet. Sie stehen zwey Meilen voneinander, welches die ganze Breite des Canals ist, das eine in Europa, und das andere in Asien. Sie sind der Schlüssel zu Constantinopel, obgleich diese Stadt noch 200 Meilen davon entfernt ist. Das Schloß von Europa liegt in Romanien, und hieß ehedem Sestos; und das von Asien liegt in Natolien, und hieß vordem Abydos. Diese beyden Oerter sind wegen Liebe der Hero und des Leanders, wegen der Schiffbrücke, die Xerxes hier überlegte, und wegen des ersten Uebergangs der Türken aus Asien in Europa merkwürdig. Alle aus Europa kommende Schiffe müssen hier durchpaßiren, und die Schlösser begrüssen; und die von Constantinopel kommenden Schiffe werden hier visitiret, ob sie keine Contrebande haben. Von hier bis Gallipolis, den Canal herauf, sind fünf und dreyßig Meilen. In dieser Stadt hielt sich unser Autor acht Tage auf. Sie ist schlecht bevölkert, und man siehet fast niemand als einige Griechen, welche Rack oder Brantewein verkaufen, und ihre Ladenthüren in einer Höhe von drittehalb Fuß haben, damit die besoffenen Türken nicht zu Pferde hereinkommen, und Unheil anrichten können. Hier stehet ein alter Thurm, und ein Zeughaus, worinn sieben alte Galeeren befindlich, wovon die Türken vorgeben, daß sie sie den Venetianern auf der Insel Cypern abgenommen, eigentlich aber sind sie die Ueberbleib-

sel ihrer eigenen Flotte, die bey der Schlacht von Lepanto noch entkommen sind.

Endlich kam unser Autor vor der Insel Marmora, wo das Meer den Namen davon hat, welches ehedem Propontis hieß, vorbey, und langete glücklich in Constantinopel an, nachdem er bey dem Serail weggefahren, und in Galata, dem Hafen dieser berühmten Stadt, vor Anker geleget. Er nahm seine Wohnung in der Vorstadt Pera.

* * * * * * * * * * * * * * *

Zweytes Hauptstück.

Von der Lage von Constantinopel; von dessen Hafen; von der Kirche Santa Sophia, der Moschee Solymanns, Achmets, und dem Grabe Constantins; von Hypodromus; von denen Säulen und Obelisken; vom Serail des Großherrn; von denen andern Serails; von Cassumpacha, Galata, Pera, und Tophana; von Scudaret und dem Thurm Leanders; von der Prinzen-Insel; vom schwarzen Meer; von der Säule des Pompejus; von der Kleidung, den Gebräuchen und Sitten der Türken; von ihren Bädern; von ihrem Zeitvertreib; von ihrer Sprache, Wissenschaften, und Wahrsagerkunst; von ihren Krankheiten.

Constantinopel hat die schönste Lage von der Welt. Diese Stadt liegt auf einem festen Landstrich gegen den Bosphorus von Thracien, von welchem man nach einer halben Stunde in Asien ist. Rechterhand ist das weiße Meer oder der Propontis, durch welches man leicht nach Asien, Africa, und Egypten kommen kann.

Linker-

Linkerhand ist das schwarze Meer oder der Pontus Euxinus, und der mäotische See. Auf diesen beyden Meeren kann die Stadt aus allen Theilen der Welt mit allen möglichen nothwendigen Dingen versorget werden. Zwischen diesen beyden Meeren ist auch der Eingang des Hafens, welchen die Natur allein, ohne einige Hülfe der Kunst, sehr schön gemachet hat; er hat wenigstens sechs Meilen im Umfange, ist eine Meile breit, und es können die größesten Schiffe in demselben landen. Die Stadt ist vom Pausanias, König von Sparta, erbauet worden, und hieß vor Alters Byzantium; sie wurde aber vom Kaiser Severus zerstöret, und nachher von Constantin dem Großen wieder erbauet, welcher sie anfänglich Neu-Rom, und zuletzt nach seinem Namen Constantinopel nennete. Sie hieß auch sonst Parthenopolis. Von der Zeit an war sie der Sitz der orientalischen Kaiser. Im Jahr 1203 wurde sie von den Franzosen und Venetianern eingenommen, welche sie funfzig Jahre nachher den Griechen überlassen mußten, welchen sie Mahomet der Zweyte wegnahm. Seit dieser Zeit ist sie die Residenz der türkischen Kaiser geblieben.

Die Hitze ist allhier im Sommer ungemein groß, und würde ganz unerträglich seyn, wenn die Luft nicht einigermaßen durch die vom Hafen wehende Winde abgekühlet würde. Die Stadt ist denen Erdbeben sehr unterworfen, und unser Autor zählete derselben zwey in einer Nacht. Ihre Figur ist triangulair, und auf dem Winkel des Triangels gegen den Propontis und den Hafen stehet das Serail, welches allen, die nach Constantinopel reisen,

einen schönen Prospect giebt: Auf dem zweyten Winkel sind die sieben mit Bley gedeckten Thürme, die von den Christen errichtet worden, und vordem den Schatz des Großherrn enthielten, itzt aber zur Verwahrung der Staatsgefangenen dienen. Auf dem dritten Winkel siehet man die Ruinen von Constantins Pallast. Sie hat hohe und gute mit Graben umgebene und mit Thürmen versehene Mauern, und zwey und zwanzig Thore. Sie ist bekanntermaaßen auf sieben Hügeln erbauet, und die Häuser haben eine solche Lage, daß keines dem andern die Aussicht benimmt. Die Straßen sind zwar nicht schön, und größtentheils enge, aber in denselben sind viele schöne Gebäude. Vornämlich findet man hier eine Menge schöner Moscheen, worunter die der Santa Sophia die prächtigste ist, welche Kaiser Justinus erbauen, und Justinianus erweitern und auszieren lassen. Die Türken verwandelten diese Kirche, welche vor der Eroberung von Constantinopel denen Christen zugehöret, in eine Moschee. Sie ist 114 Fuß lang, und 80 breit, auswendig viereckigt, inwendig rund, mit vielen Portalen und Emporkirchen versehen, und wird inwendig von vielen Säulen unterstützet, und sechszig davon tragen zwo Galerien, welche rund um die Kirche gehen. Sie ist ganz gewölbt, und mit Marmor gepflastert. Ehedem war sie auf mosaische Art bemalet; aber die Türken, welche keine Liebhaber von Malereyen sind, haben die meisten Stücke weggeschaffet. In derselben ist ein Grab, welches man für Constantins Grab ausgiebt, und man zeiget auch einen Stein, den man sehr verehret, weil die heilige Jungfrau unsers Heilandes

Zeug

Zeug darauf gewaschen haben soll. Auf der Kirche stehen vier hohe Glockenthürme, welche rund um in vielen Etagen Balcons haben. Sie ist itzt nicht mehr so groß, wie sie ehedem war; die Türken haben sie kleiner gemachet, übrigens aber nach diesem Modell alle ihre andere Moscheen gebauet. Ohnweit der Kirche findet man in einer engen Straße zwo große dicke Säulen, wo, nach einiger Meynung, sonst das Gericht soll seyn gehalten worden; andere aber glauben, daß deren drey gewesen, und daß Constantin auf einer jeden ein Kreuz von Erz habe stellen, und auf jedem Kreuz von diesen drey Worten: „Jesus Christus triumphiret„, ein Wort mit griechischen Buchstaben eingraben lassen. Nahe dabey ist ein alter Thurm, worinn die Thiere des Großherrn verwahret werden.

Unter den sieben königlichen Moscheen ist die Solymanie der vorhin beschriebenen Santa Sophia am ähnlichsten. Sie ist groß, und voller Lampen. In einer kleinen Kapelle stehet der Sarg, worinn der Körper Solymanns, des Stifters dieser Kirche, lieget. Auf dem Deckel des Sarges ist die Stadt Mecca abgemalet, und an dem einen Ende ist ein mit kostbaren Edelgesteinen besetzter Turban, um welchen rund um viele Lampen brennen, und viele Alcorans an Ketten fest gemacht sind, worinn die Messe für die Seelen der Verstorbenen gelesen wird. In einer andern Kapelle ist der Körper einer Sultaninn, welche Solymann sehr geliebet, wie auch der Körper eines Sohns des Selim, welcher ein Sohn Solymanns des Zweyten war.

Die neue Moschee, welche der Sultan Achmet erbauen lassen, ist eine der schönsten und prächtigsten in Constantinopel. Sie hat einen großen Vorhof, und ist inwendig mit vielen Lampen und gläsernen Kugeln, worinn allerley Galanteriesachen sind, ausgezieret. Hier wird auch der Körper Achmets und seiner Kinder verwahret. Zu dieser Moschee gehöret ein Kloster, das nahe dabey lieget. Die übrigen königlichen Moscheen sind die des Sultan Mehemeds, Selims, die Chahzadeh mesdgidi, das ist Moschee des königlichen Sohns, und endlich die Moschee Bajazeths. Bey diesen allen sind Hospitäler und Schulen.

Ehedem waren eine große Menge von Statuen, Obelisken, und Säulen in Constantinopel, welche aber itzt fast alle ruiniret sind. Der alte Hypodromus stehet noch in seiner vorigen Größe da, und ist ein großer Platz mehr lang als breit, auf welchem die Pferde im Laufen geübet wurden, welches auch noch heut zu Tage von den Türken geschiehet, die ihn Atmeidan nennen. Mitten auf demselben ist ein ganzer Obelisk mit hieroglyphischen Lettern bezeichnet, und nicht weit davon eine hohe aus lauter übereinandergesetzten Steinen errichtete Säule; und fast am Ende des Platzes stehet eine Säule, die aus drey umeinander gewundenen Schlangen von Erz bestehen, deren Köpfe, die etwas voneinander stehen, die obere Spitze ausmachen. In der Stadt sind noch zwo andere schöne Säulen befindlich, wovon die eine sehr alt ist, und die historische Säule genennt wird, weil sie um und um von unten bis oben mit Figuren en bas relief versehen ist, welche die Historie einer Expedition des Arcadius vorstel-

vorstellen sollen. Sie hat deswegen mit den Säulen des Antonius und Trajans in Rom viele Aehnlichkeit. Die andere Säule ist von einem Brande, welcher einmal die benachbarten Häuser ergriffen, ganz schwarz geworden, und sie heißt daher itzt die verbrannte Säule. Sie bestehet aus acht Stücken Porphyr, die aber bey dem Brande durch das Feuer so dichte ineinander gefüget worden, daß es nur vor ein einziges Stück anzusehen. Itzt ist sie mit eisernen Bändern umgeben, damit man sie aufrechts erhalte.

Das Serail des Großherrn ist das erste, was ein jeder, der nach Constantinopel zur See kommt, erblicket. Das Gebäude ist ganz und gar nicht prächtig, sondern sehr einförmig; aber die daran befindlichen Gärten geben demselben nach der Seeseite einen schönen Prospect. Eigentlich heißt es Serrai, welches türkische Wort einen Pallast bedeutet. Die Franzosen nennen es Serail. Es stehet auf einem Hügel an dem Ort, wo ehemals Byzantium gewesen. Oben sind die Logimenter, und unten gehen die Gärten durch. Es hat drey Meilen im Umfang, und ist triangulair. Zwo Seiten davon sind nach der Seeseite, und von den Mauern der Stadt umschlossen, die dritte Seite aber ist durch eine besondere mit vielen Thürmen versehene Mauer von der Stadt abgesondert. In diesen Thürmen, dergleichen auch in den Mauern nach der See zu sind, halten die Aadgemoglans, welche ausgesuchte und sehr feine Leute sind, beständig Wache. Auf der Seite des Hafens, gegen Galata über, ist ein erhabener und von vielen schönen marmornen Säulen unterstützter Pavillon,

auf welchem der Großherr oft frische Luft zu schöpfen erscheinet. Auf der andern Seeseite ist noch ein Pavillon, wo der Großherr sich auch oft belustiget, und der Ceremonie zusiehet, wie die Griechen am Tage der Verklärung ihre Kranken aus einer hier nahe gelegenen Qvelle trinken lassen, und sie bis am Hals im Sande vergraben. Nahe dabey ist auch ein großes Fenster, aus welchem man diejenigen, die des Nachts im Serail erdrosselt worden, in die See wirft, und so viel deren sind, so vielemal wird eine Canone gelöset.

Nach der Wasserseite hat dieser Pallast verschiedene Thüren, welche aber nur für den Großherrn und einige seiner vornehmsten Bedienten sind. Die Hauptthüre, welche die gemeineste ist, ist gegen Santa Sophia über, und wird von Capidgis bewachet. Man kommt durch dieselbe in einen sehr geräumlichen Hof, auf welchem die Kranken des Serails, die gleich rechterhand ihre eigene Wohnungen haben, in einem von zwey Menschen gezogenen Wagen hingefahren werden. Jedermann, und selbst der Großherr machet diesem Wagen Platz, wenn er ihm begegnet. Linkerhand ist eine Art von Zeughaus. Von hier kommt man auf den zweyten Hof, der an zwey hundert Schritt weit ist, und rund um mit einer Galerie umgeben, hinter welcher rechterhand die Küchen, und linkerhand die Wälle sind. Auf diesen Hof darf außer dem Großherrn niemand kommen, und sein ganzes Gefolge bleibet am Ende des ersten Hofs stehen. In der Mitte dieses zweyten Hofes ist ein mit Cypressen und Feigenbäumen umgebener Brunnen, und ehedem war nahe dabey der Ort, wo die Bassas und

andere

andere Großen enthauptet wurden. Zu Ende dieses Hofes ist rechterhand der Saal, worinn der große Divan gehalten wird; und linkerhand gehet man durch eine Thüre in das Serail. Niemand aber kommt in dasselbe hinein, als der dahin gerufen wird. Ein Fremder lernt also dessen innere Beschaffenheit niemals kennen.

Die meisten Bedienten des Serails sind Eunuchen. Diese Leute sind nicht bloß castriret, sondern des männlichen Gliedes gänzlich beraubet. Man nimmt sie mehrentheils aus Abyßinien und Aethiopien in ihrem zarten Alter. Sie haben sowohl über das gesammte Frauenzimmer des Serails, als auch über die Ichthoglans oder Pagen des Großherrn, welche Christenkinder sind, die in der mahometanischen Religion erzogen worden, die Aufsicht, und sonderlich halten sie die Sultaninnen in der strengsten Zucht. Wenn diese in den Gärten spatzieren gehen, so darf kein Schiff, obgleich die Gartenmauern sehr hoch sind, auf 400 Schritte nahe kommen. Die Bostangis oder Gärtner stehen zu der Zeit an der Mauer, und halten große Seegel hinter die Sultaninnen, damit diese Unglücklichen, welche selbst bey Gefahr ihres Lebens, kein Auge auf die Gärtner werfen dürfen, von niemanden auf dem Meere können gesehen werden. Eine der besten Stellen im ganzen Reich ist die eines Bostangi Bachi oder obersten Gärtners. Ihm ist es allein erlaubt einen langen Bart zu tragen. Er ist beständig um den Großherrn auf allen Promenaden, in allen Gärten, und er regieret auch die Galliote, in welcher der Großherr auf dem Meere spatzieren fährt. Er hat in allen Dingen das Ohr

bey dem Monarchen, und wenn dieser einen von den Großen will tödten lassen, so schicket er den Bostangi Bachi zu ihm, um seinen Kopf zu holen.

Außer dem itzt beschriebenen Serail, welches das neue heißet, und nun allemal von dem Monarchen bewohnet wird, ist noch ein altes Serail, worinn jedesmal das Frauenzimmer des verstorbenen Sultans bis an ihren Tod verbleibet, wenn nicht eines oder das andere an einen vornehmen Türken verheyrathet, oder von dem Kaiser in sein Serail genommen wird. Der Kaiser hat auch an vielen Orten seiner Staaten Serails mit Gärten. Die Serails derer Privatpersonen in Constantinopel sehen von außen sehr schlecht aus, sind aber inwendig sehr prächtig. Die Gemächer für die Frauensperſonen sind jederzeit von dem übrigen Theil des Hauses abgesondert, und niemand kommt hinein, als der Herr des Hauses und die Eunuchen. Es giebt hier auch viele große öffentliche Gebäude, welche man Khans nennet. Sie sind sehr wohl, und fast maßiv gebauet, und die fremden Kaufleute kehren mit ihren Waaren darinn ein. Es ist allemal ein großer viereckigter Hof dabey, worauf mehrentheils eine Fontaine mit einem großen Baßin befindlich ist. Die übrigen Häuser in Constantinopel sind gering, und denen Verwüstungen des Feuers sehr ausgesetzet, weil sie meistens nur von Holz sind. Um der Wuth des Feuers, welches hier sehr oft theils aus Verwahrlosung und Nachläßigkeit, und theils durch muthwillige Anlegung desselben, entstehet, Einhalt zu thun, werden gewisse Leute, die man Baltadgis nennt, vom Großherrn in beständigen Sold gehalten, welche sogleich mit Aexten die

benach-

benachbarten Häuser niederreißen. Die Straßen in Constantinopel sind heßlich, kothigt, enge, und gekrümmet. Die Marktplätze aber, oder die Bezestans sind groß und schön.

Der Hafen scheidet Constantinopel von Galata, welches eine Vorstadt ist, zu welcher man aus der Stadt auf Caiqven, welches kleine Boote sind, so in Menge im Hafen liegen, fähret; man kann aber auch zu Lande dahin kommen, wenn man um den Hafen herumgehet. Alsdenn kommt man erst auf den Ocmeidan oder den Platz, worauf die Türken mit Bogen schießen, und Gott um das Glück ihrer Waffen anrufen; hierauf gehet man durch Cassumpacha, welches ein schönes Dorf ist, wo man am Bord des Meeres ein großes Zeughaus siehet, worinn der Capoudan Pacha oder Admiral wohnet, und worinn ein sehr geräumliches Bad für die Sclaven des Großherrn ist. Endlich kommt man nach Galata. Die Häuser daselbst sind wohl gebauet, und die Einwohner sind meistens Griechen und Francs. Die letztern haben fünf Conventualhäuser mit verschiedenen Kirchen. Hier sind die schmackhaftesten Fische in der Welt zu haben. Von Galata gehet man bergan nach Pera, worinn außer denen Gesandten der christlichen Höfe die vornehmsten Griechen wohnen. Nur der römisch kaiserliche und der pohlnische Gesandte wohnet in Constantinopel. Etwas niedriger, und dem Serail gegenüber, liegt Tophana, welches auch eine kleine wohlgebauete Vorstadt ist.

Die Gegend um Constantinopel ist eben nicht sehr angenehm, und das Land da herum nicht sonderlich bebauet. Wenn man auf einer Caiqve nach

Scuda-

Scudaret fähret, kommt man vor den Thurm Leanders vorbey. Derselbe ist sehr fest, mit Canonen bepflanzet, und stehet auf einem Felsen mitten im Meer. Scudaret aber ist ein Dorf in Asien am Ufer des Meeres, gerade über dem Serail zu Constantinopel, und auch hier hat der Großherr ein schönes Serail mit anmuthigen Gärten. Auf derselben Seite, etwas niedriger, gegen die sieben Thürme über, liegt Chalcedonien, welches itzt nur ein elendes Dorf ist, so berühmt ehedem diese große Stadt war. Die angenehmste Gegend ist auf der Prinzen-Insel und auf dem Canal des schwarzen Meeres. Erstere liegt vier Stunden von Constantinopel, und wird von einigen Griechen bewohnet. Der Canal aber kommt aus dem schwarzen Meer nach Constantinopel, und ist der bereits erwehnte Bosphorus von Thracien; er läuft in den Propontis, und vereiniget sich daselbst mit dem weißen Meer. Längst diesem Canal siehet man sowohl in Europa als Asien die schönsten Häuser, Gärten, und Schlösser. Sechs Meilen von Constantinopel siehet man auf dem schwarzen Meer zwo starke Festungen, die eine in Europa, und die andere in Asien, welche beyde theils zu Gefängnissen für die Großen, und theils, um die Streifereyen der Cosacken zu verhindern, erbauet worden. Wo der Canal am schwarzen Meer anfängt, sieht man auf dem festen Lande eine große weiße marmorne Säule, welche Pompejus soll haben errichten lassen, nachdem er den Mithridat überwunden. Das schwarze Meer ist den Schiffen oft sehr gefährlich; es ist voller Strudeln und Klippen, und sehr stürmisch.

Die

Die Türken sind mehrentheils starke, wohlgestaltete Leute; man findet wenige Buckligte oder Lahme oder mit andern körperlichen Gebrechen Behaftete unter ihnen. Ihre Kleidung ist zur Verschönerung ihrer guten Gestalt sehr beqvem, und nicht im geringsten beschwerlich. Die Sheriffs oder Abkömmlinge vom Mahomet tragen einen grünen Turban, und hieran erkennet man sie vor allen andern; auch unterscheidet sich das Frauenzimmer vom Geschlechte Mahomets durch ein Stück grünen Stoff, der am Schleyer festgemachet. Die Türken scheeren ihren Kopf, weil sie glauben, daß der Teufel sich in das Haupthaar einniste, und deswegen wundern sie sich, daß die Francs ihre Haare wachsen; aber den Bart und Knebelbart lassen sie wachsen. Jedoch sind die davon ausgenommen, die im Serail sind, denn unter diesen haben nur der Großherr und der Bostangi Bachi einen Bart. Es ist der größte Schimpf, wenn ihnen jemand am Bart fasset, er müßte ihn denn küssen wollen; sie schwören bey ihrem Bart, bey dem Haupt ihres Vaters und des Großherrn. Wenn sie einen grüssen, entblößen sie ihr Haupt nicht, denn das halten sie schimpflich, sondern sie legen die Hand auf den Magen, neigen sich, und sprechen: Sela meon aleïcom, das ist, Friede sey mit euch: Hierauf antwortet der andere: Aleïcom esselam ve rahhmet vllah, das ist, Friede und Gottes Gnade sey auch mit euch. Die linke Seite ist bey ihnen die Ehrenseite.

Die Türken baden sich oft, theils um der Reinlichkeit und theils um der Gesundheit willen. In allen Städten sind viele Bäder, und kein Dorf ist so

schlecht,

schlecht, wo nicht wenigstens ein Bad ist. Sie sind alle von einerley Beschaffenheit. Unser Autor hat eines in Tophana gesehen. Es bestehet aus einem großen viereckigen Saal, in welchem rund um steinerne mit Matten bedeckte Bänke sind. Wenn ein Türk hereinkommt, wird eine Serviette über diese Bänke ausgebreitet; er setzet sich darauf, und ziehet die Kleider aus; alsdenn wird ihm eine andere Serviette gebracht, die er über das Hemd wirft, und solches hernach ausziehet, und mit den übrigen Kleidern auf die Bänke legt. Mitten in diesem Saal ist ein Springbrunnen mit einem grossen marmornen Baßin, worinn das zum Baden gebrauchte Leinenzeug gewaschen wird. Wenn er sich ausgezogen, gehet er durch eine kleine warme Stube in einen großen geheizten Saal, in welchem an der Mauer ein kleines marmornes Becken, und darüber verschiedene Röhren mit heißem und kaltem Wasser sind, um dasselbe nach Belieben warm oder laulicht zu brauchen. Dieses Wasser fängt er in großen kupfernen Geschirren auf, und begießet sich damit. Es ist auch hier eine große steinerne Höle mit warmen Wasser, worinn man sich ordentlich baden kann, welches aber nicht so sicher ist, weil mancher darein kommt, der eine garstige Krankheit hat. Hierauf legt er sich auf den Rücken auf der platten Erde nieder, die mit Marmor gepflastert, und von der Stubenhitze warm ist; alsdenn kommt ein Badediener, der ebenfalls nackend ist, (außer daß die Schaamtheile mit der gedachten Serviette bedecket sind) legt die Knie auf seinen Bauch, und ziehet ihm an Aermen und Beinen, daß sie knacken; denn legt er ihn auf den Bauch, und streichet den

Rücken

Ein Türkisches Bad.

Rücken, und ziehet die Glieder nochmals, damit die Sehnen beweglich und geschmeidig bleiben; und nachdem er das Kinn und die Achseln mit einem Barbiermesser geputzet, giebt er ihm solches Messer, damit er sich selbst an den übrigen Theilen des Körpers in einer besondern Stube rasiren kann. Hierauf kehrt er in den großen Saal zurück, und schwitzet, so lange es ihm gefällt; läßt sich auch erst mit einem cameloten Zeuge am ganzen Körper frottiren, und nachher mit Seife besalben. Endlich trocknet er sich mit Servietten, ziehet sich wieder an, und gehet fort, nachdem er vor das Bad bezahlet. In diesen Bädern gehet es sehr sittsam zu. Es giebt Bäder, worinn sich die Mannsleute an einem, und die Frauensleute am andern Tage baden; andere sind des Morgens für die Mannsleute, und Nachmittags für die Frauensleute; und wieder andere sind bloß und allein für das Frauenzimmer. Keine Mannsperson darf bey Verlust seines Lebens in ein Bad kommen, worinn Frauenzimmer sind.

Die Türken stellen niemals prächtige Gastmähler an. Sie begnügen sich mit wenigem, und ein jeder kann selbsten kochen. Ihre gemeinste Speise ist Pilau, welches ein in Fleischbrühe dicker gekochter Reiß ist. Wenn sie essen, breiten sie ein rundes Tischtuch auf die Erde, welches sie Sofra nennen, stellen das Essen darauf, brechen das Brod, setzen sich mit übereinandergeschlagenen Füßen, fast wie die Schneider, um den Sofra, und bedienen sich einer langen blauen Serviette, und hölzerner Löffel. Messer haben sie nicht, sondern das Fleisch zerreißen sie mit ihren Händen, und stecken es in den Mund. Nach dem Essen waschen sie sich die

Hände. Ihr gewöhnliches Getränk ist Wasser, und obgleich der Wein im Alcoran verboten worden, so trinken denselben doch viele, aber nur ins geheim, und denn besaufen sie sich gemeiniglich darinn. Sie trinken fast den ganzen Tag über Caffee, und in der Stadt sind viele öffentliche Caffeehäuser. Der Sorbet ist ein sehr gutes Getränk aus Zucker, Limonien, Moschus, und Rosenwasser. Wenn sie jemanden bey sich bewirthen, lassen sie ihm erst Caffee, hernach Sorbet, und endlich Räucherungen bringen. Sie schlafen auf einer an die Erde gelegten Matratze; die Vornehmen aber legen die Matratze auf den Divan, (dieses ist eine in der Stuben vom Fußboden hervorragende Erhabenheit, die mit einem Teppich bedeckt ist, und worauf die Türken beständig sitzen, und die Besuche annehmen) unter dem Kopf ein Küssen, und bedecken sich mit einer gewürkten Decke, woran noch ein Tuch angenehet ist. Wenn sie des Morgens aufstehen, wird alles wieder weggenommen, und man siehet nicht, daß jemand da geschlafen hat.

Die Türken gehen niemals in ihren Stuben oder Kammern spatzieren, wie die Christen. Sondern wenn sie zu Hause sind, sitzen sie beständig auf ihren Divans, und schlafen entweder, oder rauchen Tabak, oder spielen auf einer Art von Laute; und obgleich die Thöne nicht eben angenehm klingen, sind sie doch im Stande sich den ganzen Tag was vorzuspielen, ohne es überdrüßig zu werden. Sie lesen auch wohl ein Buch, oder schreiben. In diesen Dingen bestehet ihr Zeitvertreib, wenn sie allein sind. Wenn sie aber Gesellschaft haben, so plaudern sie entweder, oder ergötzen sich mit dem Spiel.

Sie

Sie spielen aber niemals mit Charten oder Würfeln, auch niemals, sie mögen reich oder arm seyn, um Geld oder Geldes werth; daher es kommt, daß sie sich selten dabey zanken. Dennoch finden sie großes Vergnügen am Spiel, und bringen ganze Nachmittage dabey zu, ohne ein Wort zu reden. Ihre Spiele sind Schach, Dame, Steinwerfen über hölzerne Stöcke, und dergleichen. Sie haben noch ein eigenes Spiel, welches sie Mancala nennen. Der Zeitvertreib derer Kriegsleute sind die militarischen Uebungen, worinn sie sehr geschickt sind. Sonderlich können sie mit dem Pfeil und Bogen sehr gut treffen, und in verschiedenen Städten sind Häuser, worinn sie damit nach der Scheibe schießen. Sie schießen auch oft mit der Büchse in vollem Laufen nach der Scheibe. In dem Spießrennen sind sie sehr geübt, und ergötzen sich damit auf dem Felde oder einem andern freyen Platz. Sie jagen nämlich zu Pferde mit einem langen Stock von einem Palmzweig hintereinander, und wer den vordersten einholt, stößet ihm mit diesem Spieß im Kopf oder im Rücken oder sonst wo am Leibe, so daß er oft stark verwundet wird, und man ihm zuweilen einige Knochen herausnehmen muß: Oft kann der vorderste, welcher sich beständig umsiehet, dem hintersten in den Spieß fallen, und die Stöße abwenden. Sie ergötzen sich auch zuweilen an Marionettenspielen; und haben unter sich gewisse öffentliche Tänzerinnen, die man Tchingeninnen nennt, und welche allerley unanständige Narrenspossen machen.

Die türkische Sprache hält unser Autor vor eine Originalsprache, die aus keiner andern kann her-

geleitet werden. Sie ist leicht zu erlernen, und angenehm; aber sie ist an Worten arm, und muß daher viele aus dem Arabischen und Persischen entlehnen. Die Gelehrsamkeit wird unter den Türken nicht sehr geachtet. Sie legen sich auf die Erklärung ihrer Gesetze, auf die Astrologie, und Poesie, und in der letztern sind sie eben nicht ungeschickt. Sie singen zwar nicht harmonisch nach der Musik, aber ihre Töne gefallen, wenn das Ohr daran gewöhnet worden. Ihre vornehmsten musikalischen Instrumente sind eine Laute mit drey Saiten, und eine Flöte. Sie haben viele Wahrsager unter sich, die den starken Aberglauben der Türken sehr unterhalten. Wenn die Türken in den Krieg oder auf Reisen gehen, oder sonst was wichtiges unternehmen wollen, so lassen sie sich allemal von diesen Leuten ihr Schicksal vorhersagen.

Die Türken leben sehr lange, und sind wenigen Krankheiten unterworfen, ja einige der gefährlichsten, als Steinbeschwerden und dergleichen, sind ihnen gänzlich unbekannt. Die Ursach dieser dauerhaften Gesundheit leitet unser Autor aus dem fleißigen Gebrauch der Bäder, und ihrer Mäßigung im Essen und Trinken her. Sie haben keine Aerzte unter sich; einige Juden aber und Renegaten legen sich auf die Arzneykunst, und deren Rath, wie auch der Aerzte unter den Francs, bedienen sich die Türken, wenn sie krank werden. Sie brauchen auch gewisse unter ihnen allgemein bekannte Mittel wider die mehresten Krankheiten, welche zuweilen helfen, und oft schaden. Dergleichen sind das Aderlassen, und das Brennen mit einem glüen-

den

den Eisen oder einem angesteckten Bündel Beyfuß, welches letzte das Morabrennen heißt.

* * * * * * * * * * * * * *

Drittes Hauptstück.

Von dem Glauben und der Religion der Türken; von ihren Fast- und Festtägen; von ihren Moscheen und Gebeten; von ihrer Wallfahrt nach Mecca; von den Muftis; von den Heyrathen; von der Schönheit, den Sitten, und der Kleidung des Frauenzimmers; von der Art die Todten zu beweinen und zu begraben; von der Gemüthsart der Türken.

Das Leben Mahomets, des Stifters der närrischen Religion der Türken, ist von vielen beschrieben worden; und unser Autor merket nur von ihm an, daß er von Geburt ein Araber und ein unwissender Mensch gewesen, der, nach dem eigenen Geständniß der Türken, weder lesen noch schreiben können. Er wurde mit einem griechischen Mönch, Namens Sergius, bekannt, der aus dem Kloster entlaufen war, und dem Mahomet die Grundsätze zur Stiftung der Secte, die sich itzt durch einen großen Theil der Welt ausgebreitet hat, an die Hand gab. Er schrieb ein Buch, worinn sowohl die geistlichen als weltlichen Gesetze entworfen sind, und welches ein Mischmasch von Sätzen aus dem alten und neuen Testament ist, welche alle sehr verworren untereinandergemenget, und mit den abgeschmacktesten rabbinischen Fabeln vermischt sind. Dieses Buch ist Alcoran, oder der Coran, welches von den Türken heilig gehalten

wird, und nach ihrer Meynung ihrem Propheten Mahomet von Gott durch den Engel Gabriel zugeschicket worden. Wenn ein Christ dieses Buch anrühret, so wird er grausam geprügelt, weil es dadurch entheiliget worden.

Der Glaube der Türken bestehet kürzlich in folgendem. Sie glauben einen ewigen allmächtigen Gott, der Himmel und Erde erschaffen; aber sie läugnen die Dreyeinigkeit. Christus, sagen sie, ist aus dem Athem Gottes in den Leib der Jungfrau Mariä empfangen worden; er ist aber nicht Gottes Sohn; denn sie halten es der Ehre Gottes zuwider, daß er neben sich noch einen habe. Sie glauben, daß Christus ein großer Prophet gewesen, der große Wunderwerke unter den Juden gethan, und ihnen Mahomets Zukunft, unter dem Namen Paraclet, vorhergeweissaget habe, weswegen sie ihn tödten wollen; er sey aber verschwunden und gen Himmel gefahren; und sie hätten den Judas gekreuziget, in Meynung, daß es Christus wäre. Sie glauben ferner, daß Christus kommen wird, die Welt zu richten, daß er vierzig Jahre in Damaskus regieren, heyrathen, und Kinder zeugen wird, daß um diese Zeit der Antichrist wird erscheinen, und derselbe von Christo wird zerstöret werden. Hierauf wird Christus gen Himmel fahren, und das jüngste Gericht halten. Nach demselben wird Gott eine Art kleiner Leute, fast wie man die Pygmeen beschreibet, erschaffen, welche stark und große Säufer seyn werden. Uebrigens haben die Türken für Christum und die Jungfrau Maria grosse Ehrfurcht, und würden den, der übel davon spräche, eben so züchtigen, als wenn er Mahomet gelästert

läſtert hätte. Außer dem Paradies und der Hölle glauben ſie noch einen Mittelort, der aber kein Fegefeuer iſt, ſondern wo ſich diejenigen aufhalten werden, die weder Gutes noch Böſes gethan. Das Paradies hat ihnen Mahomet als einen Wohnplatz der Wollüſte beſchrieben, wo prächtige und wundervolle Gärten, viele Bäche, und eine große Menge junger reizender ſchöner Frauenzimmer, mit groſſen ſchwarzen Augen und rothen Backen, die ihre Jungferſchaft erneuert erhalten. Die Verdammten werden in der Hölle ſiedendes Waſſer trinken müſſen, und von der Frucht eines daſelbſt wachſenden Baumes, deſſen Aeſte wie Teufelsköpfe ausſehen, eſſen. Sie können aber, wenn ſie ſich wollen bekehren, auch in das Paradies kommen, nachdem ſie ſich in einem Waſſer gewaſchen, und alsdenn genießen ſie alle Glückſeligkeiten, welche denen, die vom Anfang darinn geweſen, zu Theil werden.

Die Türken zählen eine große Menge unſichtbarer Schutzengel, wovon ein jeder ſein eigenes Amt hat, zum Exempel, dieſes oder jenes Glied zu bewachen, und ſo weiter. Ueber alle insgeſammt ſind zwey oberſte Engel, wovon der eine zur rechten ſitzt, und alle gute Handlungen des Menſchen niederſchreibet; und der andere zur linken alle böſe Handlungen aufzeichnet. Dieſe Engel begleiten ſie nach ihrer Meynung allenthalben, und ſind ſo barmherzig, daß ſie die böſen Handlungen, die ein Türk vor dem Schlafen begehet, nicht ſogleich aufſchreiben, in Hoffnung, daß er ſie nach dem Schlaf bereuen werde. Wenn ein Türk in das heimliche Gemach gehet, bleiben die beyden oberſten Engel draußen vor der Thür ſtehen, und warten, bis er her-

auskommt; daher setzt er bey dem Hereingehen den linken Fuß zuerst herein, damit der, so auf das Böse Acht giebt, ihn zuerst verlassen möge; und wenn er herausgehet, kommt er mit dem rechten Fuß zuerst, damit der Engel, der das Gute aufschreibet, ihn zuerst aufnehme. Sie glauben, daß sie nach ihrem Tode ihre Seele behalten, und im Grabe von verschiedenen Engeln examiniret werden, welche ihnen, wenn sie Gutes gethan, eine schöne, wenn sie aber Böses gethan, eine heßliche Creatur bringen, welche bis an Tag des jüngsten Gerichts bey ihnen bleiben, und wovon die schöne Creatur dem, welchem sie Gesellschaft leistet, unendliches Vergnügen machet; die heßliche aber den, dem sie zugeleget worden, unaufhörlich martert und qvälet.

Die Türken gehen so weit, daß sie auch verschiedene Thiere und Vögel einen Platz im Paradieß einnehmen lassen. Sie sind kürzlich folgende. Der Hammel, den Abraham an seines Sohnes Isaacs Statt geopfert; das Cameel des Propheten Saleh, eines Mannes, der vor Mahomets Zeiten bey den Arabern, Persianern, und Türken in großer Achtung gewesen; die Ameise Salomons; der Papagoy der Königinn Saba; der Esel des Propheten Esra; der Wallfisch, in welchem Jonas gelegen; ein kleiner Hund, den sie Kitmer nennen; und das Cameel Mahomets. Es ist hier zu weitläuftig, die Fabeln zu erzählen, welche die Türken von diesen Thieren erdacht haben, und wodurch sie deren Verdienste um das Paradies darthun wollen.

Die Beschneidung der Türken ist von der Juden Beschneidung etwas unterschieden. Denn sie

werden

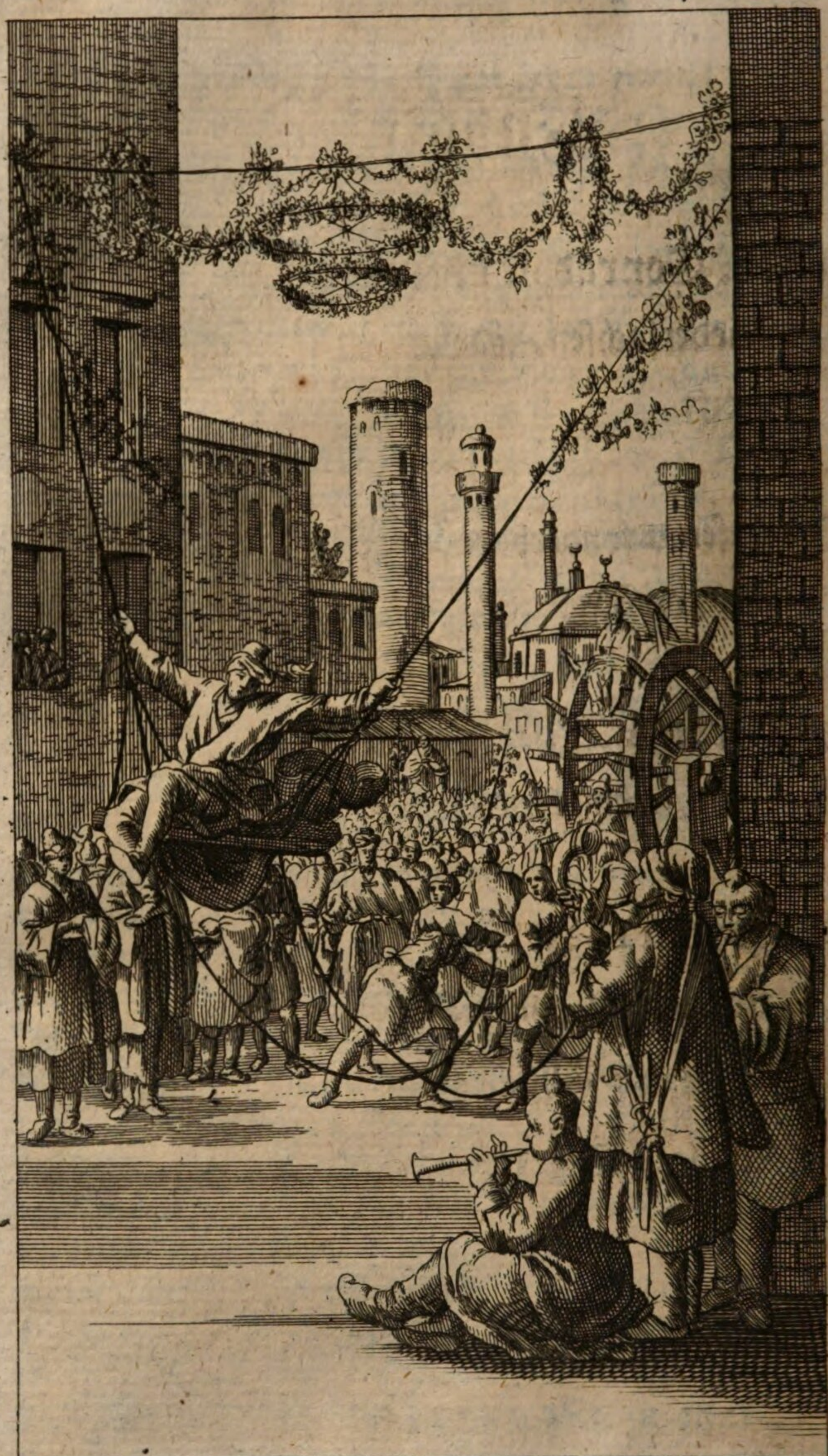
werden erst im eilften oder zwölften Jahr beschnitten, damit sie selbst das öffentliche Bekenntniß: Außer Gott ist kein anderer Gott, und Mahomet ist sein Prophet, aussprechen und verstehen können. Sie schneiden auch nur bloß etwas von der Vorhaut weg, ohne sie noch nachher mit den Nägeln zu kerben, wie die Juden thun. An diesem Tage stellen sie ebenfalls große Freudensbezeugungen an. Man ziehet mit dem Kinde gleichsam öffentlich im Triumph herum, und der Vater richtet zu Hause ein prächtiges Gastmahl an. Dieselben Cerimonien werden auch beobachtet, wenn ein Christ ein Türk wird. Bey den Juden, die die mahometanische Religion annehmen, ist nur nöthig, das öffentliche Bekenntniß zu thun, weil sie schon beschnitten sind. Wenn ein gebohrner Türke oder ein Renegat zufälliger Weise ohne Beschneidung stirbet, so zerbricht man ihm den kleinen Finger seiner linken Hand, und solches dienet statt der Beschneidung. Uebrigens halten die Türken auf die obenangeführten Bekenntnißworte so viel, daß ein Christ oder Jude, der sie einmal aus Unachtsamkeit in Gegenwart einiger Türken gesprochen, ohne weitere Gnade nothwendig ein Türke werden muß, oder verbrennet wird.

Die Türken nehmen zwar die zehn Gebote Mosis an, und beobachten sie auch. Aber noch außerdem hat ihnen Mahomet einige gegeben, welche eigentlich den Grund ihrer Religion ausmachen, und in folgenden fünf Stücken bestehen. 1) Einen alleinigen Gott zu glauben, 2) im Ramadan zu fasten, 3) zu den gesetzten Stunden zu beten, 4) den Armen jährlich den vierzigsten Theil ihres Vermö-

gens zu geben, und 5) in ihrem Leben einmal eine Wallfahrt nach Mecca zu thun. Das erste Gesetz wird am strengesten beobachtet, und ein Türke thut keine einzige Handlung, ohne vorher zu sprechen: bismillah, das ist, im Namen Gottes. Ihre Ehrfurcht vor dem Namen Gottes geht so weit, daß sie ein jedes Stück Papier, so sie auf der Erde finden, sorgfältig aufnehmen, zusammenwickeln, und in die Löcher der Mauern stecken, weil es seyn könnte, daß der Name Gottes darauf geschrieben. Deswegen halten sie es vor ein großes Verbrechen, das Papier zum heimlichen Gebrauch anzuwenden. Jedennoch schwören sie alle Augenblick bey dem Namen Gottes; sie sprechen kaum drey Worte ohne vallah, das ist, bey Gott zu sagen, und halten dieses nicht vor sündlich, wenn sie nur keine Unwahrheit reden.

Die Türken zählen 354 Tage in einem Jahre. Dasselbe bestehet aus zwölf Monaten oder Monden; denn ein jeder Monat fängt mit dem neuen Mond an, und diese Monate haben wechselsweise einmal dreyßig, und einmal neun und zwanzig Tage. Jeder Monat hat seinen besondern türkischen Namen. Ihre Jahresrechnung fängt sich bekanntermaßen von Mahomets Flucht an, welche sie Hegyra nennen, und den 22sten Julii im Jahr Christi 622 geschehen. Der Ramadan oder Fastenmonat ist, nach der Türken Vorgeben die Zeit, da der Coran vom Himmel gesandt worden. Diese Fasten werden mit Canonenschüssen angekündiget, und den ganzen Monat hindurch macht man aus Tag Nacht, und aus Nacht Tag; denn weil es ihnen im Coran verboten, den Tag über zu essen oder zu trinken,

noch



Lustbarkeiten der Türken am Bairam Feste.

noch Tabak zu rauchen, so schlafen sie den ganzen Tag; bey Nacht aber fressen und saufen sie tüchtig, und sind zu dieser Zeit die Caffeehäuser sehr voll. Der Ramadan kommt nicht in jedem Jahr zu einerley Zeit, sondern er rücket beständig, und wenn er im Sommer einfällt, stehen die Menschen in den heißern Erdstrichen, als Egypten, den Tag über viel am Durst aus; denn sie dürfen nicht einen einzigen Tropfen Wasser in den Mund nehmen, ehe es finster wird. Es giebt einige, die in der Fastenzeit dennoch bey Tage, aber insgeheim, essen und trinken, und obgleich die Todesstrafe darauf erfolget, wenn ein Türke Wein oder Brantewein im Ramadan trinket, so thut es doch mancher heimlich so gut er kann. Währendem Ramadan darf niemand seiner Frau beywohnen, oder heyrathen; und wenn jemand um diese Zeit auf Reisen und im Kriege, oder krank ist, daß er nicht fasten kann, so muß er es, sobald es sich thun lässet, nachholen.

Wenn der Mond des Ramadans zu Ende gegangen, so fällt bey dem nächstkommenden Neumond das **Bairam** oder Osterfest ein, welches auch mit Canonenschüssen angekündiget wird, und drey Tage lang währet. In dieser Zeit sind des Morgens die Straßen voll von Schwingen, die mit Blumen ausgezieret sind, und auf welchen man sich bey einer Vocal- und Instrumentalmusik durch zwey Leute so stark und so hoch, wie man will, hin und her werfen läßt. Die Leute, welche diese Schwingen das ganze Fest durch vor Geld halten, haben auch große Räder, fast wie ein Wasserrad an einer Mühle, in welchem man sich auf ein Bret setzet, und herumdrehen lässet, ohne daß man herausfällt, ohn-

erachtet man bald oben bald unten fliegt. Außer diesen Lustbarkeiten macht man sich noch einige andere ähnliche, und alle Straßen sind in diesen dreyen Tagen beständig voller Menschen, und selbst voller Frauenzimmer, die das ganze Jahr über nur allein im Bairamfest dürfen ausgehen. Man kann leicht denken, daß es sehr unordentlich hergehet. Die Türken halten sich um diese Zeit alles zu gut, und es ist für die Francs gefährlich alsdenn auszugehen, und unter dem gemeinen Haufen zu seyn. Dieses Fest ist das vornehmste unter den Türken, an welchem sie sich mit allen ihren Feinden versöhnen. Es heißt das große Bairamfest, zum Unterschied des kleinen, welches siebenzig Tage nach dem großen einfällt. Außer diesen haben sie noch andere Feste, die sehr geheimnißvoll sind. Hievon ist das erste in der Nacht zwischen dem eilften und zwölften Tage des Monden Rebieul ewel, in welcher Mahomet soll seyn gebohren worden. Den Abend vorher werden die Thürme mit brennenden Lampen ausgezieret, und der Großherr gehet den Morgen darauf in die neue Moschee, wohin Sorbet und Zuckerwerk aus dem Serail gebracht, und davon nach verrichtetem Gebet gegessen und getrunken wird. In der Nacht zwischen dem sechs und zwanzigsten und sieben und zwanzigsten des Monden Rebiul ahhit ist ein großes Fest, weil sie glauben, daß Mahomet in dieser Nacht auf seinem Borach gen Himmel gestiegen.

Die türkischen Moscheen sind von außen wie unsere Kirchen. Sie haben einen oder mehrere Thürme mit Balcons, auf welche der Muezim steiget, und zum Gebet ruft. Inwendig sind sie ganz schlecht.

schlecht. In allen Moscheen ist gegen die Mittagsseite eine Niche, wo die Türken ihr Gebet verrichten, weil sie im Beten ihr Gesicht allemal nach Mecca wenden müssen, welches der Türkey gegen Mittag lieget. Man findet auch in denselben einen Predigtstuhl, worauf der Iman zuweilen prediget. Der Boden der Moscheen ist mit Matten bedecket, damit sich niemand währendem Beten, welches im Knien geschicht, beschmutze. Die Türken beten des Tages fünfmal, als Morgens, Mittags, Nachmittags zwischen drey und vier Uhr, Abends beym Schlafengehen, und des Nachts einmal. Der Freytag ist ihr Sabbathtag. Ehe sie in die Moschee gehen, waschen sie sich, und ziehen ihre Paboutchen oder Halbstiefeln aus. Sie beten mehrentheils einerley Gebete, und in ihren Moscheen sind sie recht sehr andächtig.

Das vierte Gebot des Mahomets, denen Armen Gutes zu thun, beobachten die meisten genau. Sie sind diesem zu Folge sowohl gegen ihre Glaubensgenossen, als auch gegen Christen und Juden mildthätig und barmherzig. Sie unterstützen die Dürftigen mit Gelde, und setzen auch oft nach ihrem Tode große Summen zu verschiedenen milden Stiftungen aus. Ihre Barmherzigkeit erstrecket sich sogar auf die Thiere und Vögel. Davon könnte man tausend Exempel anführen, die oft ins Lächerliche fallen. Sie lassen sich es viel Geld kosten, um die Vögel in Freyheit zu setzen, Hunde und Katzen zu futtern; und sie vermachen oft nach ihrem Tode große Summen zur Unterhaltung der Thiere. Denn sie glauben, daß diese Creaturen am Tage des Gerichts alle von ihnen erhaltene Wohlthaten vor

Gott

Gott rühmen werden. Dieser Aberglaube ist so stark bey ihnen, daß sie öfters den Menschen hintenansetzen, um einem Thiere Gutes zu thun.

Gewisse Dinge sind denen Türken ausdrücklich verboten, und der Gebrauch derselben ist bey ihnen allemal Sünde. Hierunter gehören erstlich die Figuren. Diese verabscheuen sie höchstens, sonderlich die von Menschen und Thieren. Denn sie glauben, daß Gott allein, der allen Lebenden eine Seele giebt, Macht habe, solche Figuren zu machen, und daß der Mensch sündige, wenn er Gott hierinn wolle nachahmen. Daher verstümmeln die Türken solche Figuren, wo sie sie finden, und schneiden ihnen gemeiniglich die Nase ab. Allein, für die Figuren von Bäumen und Blumen sind sie sehr eingenommen, und mögen solche gern haben. Zweytens ist ihnen im Coran scharf verboten, etwas auf Zins zu leihen. Drittens dürfen sie kein unreines Fleisch essen, und daher haben sie, wie die Juden, gegen das Schweinfleisch einen großen Abscheu. Auch die Hunde halten sie für unrein, deswegen halten sie keine in ihren Häusern, sondern sie lassen sie alle auf den Straßen herumlaufen, und hüten sich sorgfältig, daß keiner davon ihnen an Leib komme; denn sonst sind sie verunreiniget, und müssen sich waschen. Ueberhaupt alles, was die Juden für unreine Speise halten, verabscheuen sie auch. Aber von den Katzen sind sie große Freunde, und haben beständig einige um sich. Sie erzählen, daß Mahomet einmal, als er zum Gebet gehen wollen, eine Katze auf dem Ermel seines Rocks schlafend gefunden, und lieber habe den Ermel abgeschnitten, als die Katze aus dem Schlaf wecken wollen. Endlich

lich ist den Türken auch verboten Wein zu trinken; allein hierinn sind sie so gewissenhaft nicht, sondern sie zechen insgeheim gern.

Die türkischen Geistlichen studiren beständig im Coran. Der oberste Priester ist der **Mufti**, der in geistlichen Dingen solche Gewalt hat, wie der römische Pabst. Er stehet in der größten Hochachtung, ist verheyrathet, und wird in allen Glaubens- und Gewissenssachen vor einen entscheidenden Richter gehalten. Er wohnet zu Constantinopel. In den verschiedenen Provinzen dieses weitläuftigen Reichs aber vertreten die **Cardilesqvers** seine Stelle, und in deren Abwesenheit die **Moulas**, welche die obersten Cadis sind. In vielen Städten ist der **Cadi** der einzige Richter in allen geistlichen- und Civilsachen. Die ordentlichen Priester in den Moscheen heißen **Danischmend**, oder, wie sie die Franken nennen, **Talismanns**, und ihr Chef heißt **Imam**. Die Leute, welche auf den Thürmen das Volk zum Gebet herbeyrufen, heißen **Muezims**; und die **Hodgias** sind fast wie bey uns die Rechtsgelehrten; sie stehen bey dem Volk in großer Achtung, und studiren die Gesetze des Corans. Unter den Mönchen ist die Secte der Derwische die stärkste; sie sind große Heuchler und Scheinheilige, und in allen Lastern geübt.

Die Türken dürfen vier rechte Frauen zur Ehe nehmen. Die Frau, die ein Türk heyrathen will, siehet er nicht ehe als nach vollendetem Ehecontract, worinn er ihr zugleich ein Leibgeding vermachet, welches sie, wenn er stirbt, zu sich nimmt; wenn aber die Frau erst stirbet, so sind die hinterlassenen Kinder berechtigt, das Leibgedinge ihrer Mutter

vom

Gott rühmen werden. Dieser Aberglaube ist so stark bey ihnen, daß sie öfters den Menschen hintenansetzen, um einem Thiere Gutes zu thun.

Gewisse Dinge sind denen Türken ausdrücklich verboten, und der Gebrauch derselben ist bey ihnen allemal Sünde. Hierunter gehören erstlich die Figuren. Diese verabscheuen sie höchstens, sonderlich die von Menschen und Thieren. Denn sie glauben, daß Gott allein, der allen Lebenden eine Seele giebt, Macht habe, solche Figuren zu machen, und daß der Mensch sündige, wenn er Gott hierinn wolle nachahmen. Daher verstümmeln die Türken solche Figuren, wo sie sie finden, und schneiden ihnen gemeiniglich die Nase ab. Allein, für die Figuren von Bäumen und Blumen sind sie sehr eingenommen, und mögen solche gern haben. Zweytens ist ihnen im Coran scharf verboten, etwas auf Zins zu leihen. Drittens dürfen sie kein unreines Fleisch essen, und daher haben sie, wie die Juden, gegen das Schweinfleisch einen großen Abscheu. Auch die Hunde halten sie für unrein, deswegen halten sie keine in ihren Häusern, sondern sie lassen sie alle auf den Straßen herumlaufen, und hüten sich sorgfältig, daß keiner davon ihnen an Leib komme; denn sonst sind sie verunreiniget, und müssen sich waschen. Ueberhaupt alles, was die Juden für unreine Speise halten, verabscheuen sie auch. Aber von den Katzen sind sie große Freunde, und haben beständig einige um sich. Sie erzählen, daß Mahomet einmal, als er zum Gebet gehen wollen, eine Katze auf dem Ermel seines Rocks schlafend gefunden, und lieber habe den Ermel abgeschnitten, als die Katze aus dem Schlaf wecken wollen. Endlich

lich ist den Türken auch verboten Wein zu trinken; allein hierinn sind sie so gewissenhaft nicht, sondern sie zechen insgeheim gern.

Die türkischen Geistlichen studiren beständig im Coran. Der oberste Priester ist der **Mufti**, der in geistlichen Dingen solche Gewalt hat, wie der römische Pabst. Er stehet in der größten Hochachtung, ist verheyrathet, und wird in allen Glaubens- und Gewissenssachen vor einen entscheidenden Richter gehalten. Er wohnet zu Constantinopel. In den verschiedenen Provinzen dieses weitläuftigen Reichs aber vertreten die **Cardilesqvers** seine Stelle, und in deren Abwesenheit die **Moulas**, welche die obersten Cadis sind. In vielen Städten ist der **Cadi** der einzige Richter in allen geistlichen- und Civilsachen. Die ordentlichen Priester in den Moscheen heißen **Danischmend**, oder, wie sie die Franken nennen, **Talismanns**, und ihr Chef heißt **Imam**. Die Leute, welche auf den Thürmen das Volk zum Gebet herbeyrufen, heißen **Muezims**; und die **Hodgias** sind fast wie bey uns die Rechtsgelehrten; sie stehen bey dem Volk in großer Achtung, und studiren die Gesetze des Corans. Unter den Mönchen ist die Secte der Derwische die stärkste; sie sind große Heuchler und Scheinheilige, und in allen Lastern geübt.

Die Türken dürfen vier rechte Frauen zur Ehe nehmen. Die Frau, die ein Türk heyrathen will, siehet er nicht ehe als nach vollenderem Ehecontract, worinn er ihr zugleich ein Leibgeding vermachet, welches sie, wenn er stirbt, zu sich nimmt; wenn aber die Frau erst stirbet, so sind die hinterlassenen Kinder berechtigt, das Leibgedinge ihrer Mutter

vom

vom Vater zu fodern. Die Ehe segnet der Imam ein. Der Mann kann sich von seiner rechtmäßigen Frau zu aller Zeit wieder scheiden lassen, und diese darf nicht ehe, als vier Monate nach der Scheidung wieder heyrathen, damit sie unterdessen sehe, ob sie schwanger sey; in diesem Fall muß sie der Mann noch bis zu ihrer Entbindung behalten, und das Kind zu sich nehmen. Gereuet ihm die Ehescheidung, und will er seine Frau wieder haben, so muß diese erst bey einem andern Mann schlafen. Außer diesen rechtmäßigen Frauen können die Türken so viele Kebsweiber und Sclavinnen haben, als sie wollen. Die Kinder, welche sie mit allen diesen Frauen zeugen, sind insgesamt rechtmäßig. Uebrigens heyrathen die Türken keine Verwandten bis auf das achte Glied.

Das türkische Frauenzimmer ist schön, weiß, wohlgestaltet. Es kommt wenig aus, und gehet überdem beständig geschleyert. Ihrer natürlichen Schönheit kommen sie auch durch die Kunst zu Hülfe; denn die Augenbraunen und Augenlieder beschmieren sie mit einer schwarzen Farbe, Sourme genannt, und die Nägel färben sie mit einer braunrothen Farbe, welche el hanna heißt. Sie sind sehr glatt und reinlich, welches von dem öftern Baden herrühret. Sie gehen fast wie die Mannsleute gekleidet; ihr Kopfputz besteht im Hause aus einer viereckigten oben mit Perlen besetzten Mütze von rothem Tuch, welche fast nur auf einem Ohr sitzet, und unten mit einem schönen mit goldenen Blumen gestickten seidenen Tuch befestiget ist. Das Haar lassen sie in einem langen breiten geflochtenen Zopf herun-

herunterhängen. Wenn sie ausgehen, tragen sie eine hohe oben breite und unten etwas schmälere Mütze von Goldpappe, und haben den Kopf mit einer Leinwand bis an die Augen bedeckt; unter den Augen aber geht ein anderer Schleyer über die Nase und Mund, welcher den Kopf nach hinten ganz umschließet, so daß man von dem Gesicht nichts weiter als die Augen bloß siehet. Auch ihre Hände sind unter den langen Ermeln ihres Hemdes verborgen; denn eine ehrliche Frau rechnet sich es zur Schande, die Hände bloß zu zeigen. Sonst sind sie stolz und faul, und, weil sie beständig innesitzen, und nichts zu thun haben, so hängen sie den lasterhaften Gedanken nach, und sinnen darauf, wie sie sich ohne Gefahr können Vergnügen verschaffen; weil sie solches bey ihren Männern schlecht genießen, welche sie fast wie eine Magd, und überdem aus Eifersucht so eingeschränkt, halten, daß sie sich keinem Menschen zeigen dürfen, ohne grausame Stockschläge zu bekommen. Sie dürfen auch in keine Moscheen kommen, weil sie die Mannspersonen in der Andacht stören würden; sie dürfen nicht auf den Markt, ja nicht einmal in den Laden ihres Mannes gehen. Die Vornehmen sind noch eingeschränkter, weil sie beständig Eunuchen zu ihrer Bewachung haben. Die türkischen Frauen kommen also fast gar nicht aus, als nur wenn sie in das Bad gehen. Ob sie gleich große Gefahr laufen, wenn sie sich einer Mannsperson entdecken, so geschieht es doch wohl, daß sie an dem Ende einer Straße, oder sonst an einem einsamen Ort, wo sie von niemanden beobachtet werden, ihren Schleyer abziehen, und sich einem guten Freunde, oder einem

jungen

jungen Menschen, der ihnen gefällt, zu erkennen geben.

Wenn jemand in der Türkey stirbt, so erfährt die ganze Nachbarschaft seinen Tod sogleich durch das unbändige Klagegeschrey, welches die Frauen machen. Alsobald kommen alle benachbarte Frauen dahin, und stimmen ein allgemeines Heulen, Schreyen, und Wehklagen an, welches einige Stunden lang währet, und täglich wiederholet wird. Es giebt auch eigene Weiber, welche den Todten, an die Stelle derer, die nicht weinen können, oder keine Ursach zu weinen haben, vor Geld beweinen.

Der Todte wird auf die Erde geleget, gewaschen, rasiret, und über und über beräuchert, damit die bösen Geister und Teufel von dem Leichnam wegbleiben, der hernach in Leinwand gewickelt, und auf eine Bahre geleget wird, die mit einem schwarzen, oder wenn der Todte ein Kriegsmann gewesen, mit einem rothen, und wenn er ein Sheriff gewesen, mit einem grünen Leichentuch bedeckt ist. Oben drauf liegt der Turban. Hierauf wird er, unter Begleitung der Priester, die vor der Baare gehen und beten, und seiner Freunde, Verwandten, und Frauen, die wie Unsinnige heulen und schreyen, und der Leiche folgen, nach den Kirchhof getragen, woselbst man ihn von der Baare nimmt, und in die Grube legt, welche man, nachdem über den Leichnam ein Querbalken geleget worden, mit Erde ausfüllet. Oben darauf über den Kopf des Todten setzt man einen Stein, damit der Engel darauf sitzen könne, der den Verstorbenen examiniret. Die Reichen aber errichten marmorne Grabsteine, worauf der Turban, und zuweilen eine Grabschrift, eingeschnitzt

Art der Türken, die Todten zu beweinen und zu begraben.

geschnitzt ist. Die Kirchhöfe der Türken sind allemal außerhalb der Stadt. Die Verwandten und Freunde des Verstorbenen gehen viele Tage hintereinander zu seinem Grabe, und bitten Gott, daß er seine Seele von den Martern der schwarzen Engel befreyen möge; reden auch den Todten an, und sprechen ihm Muth ein. Die Frauen heulen und weinen täglich viele Stunden lang bey seinem Grabe. Viele setzen des Freytags Essen und Trinken auf das Grab, welches die Vorübergehenden genießen können, damit sie vor den Verstorbenen bey Gott bitten.

Die gebohrnen Türken sind gute, aufrichtige und ehrliche Leute, die niemand betrügen oder beleidigen. Wenn sie aber gereizet werden, sind sie rachgierig und grausam, und die Christen und Juden sind oft selbst Schuld daran, wenn ein Türk übel mit ihnen umgehet. Sie leben unter sich sehr friedfertig und ohne Zank, wozu sehr vieles beyträget, daß sie keinen Wein trinken, und nicht spielen. In ihrer Religion sind sie eifrig, und ihrem Monarchen beweisen sie den tiefsten und blindesten Gehorsam. Die Geilheit, der Stolz, der Aberglaube und der Geiz sind ihre vornehmsten Laster. Sie lieben auf eine grobe Art, und schämen sich der Sodomiterey nicht. Von sich selbst hegen sie die größte Meynung, und da sie sich vor die Mächtigsten des ganzen Erdbodens halten, und fest glauben, daß die Welt nur ihrentwegen sey, so verachten sie alle übrige Nationen, und sonderlich nennen sie die Christen Hunde. Von ihrem Aberglauben zeugen ihre meisten Handlungen, und ihre ganze Religion ist voll davon. Die Wissenschaften üben sie nicht;

sie sind zufrieden, wenn sie lesen und schreiben können; und ihre Gelehrten befleißigen sich bloß auf die Auslegung des Corans, auf die Astronomie, und einige andere Wissenschaften. Mit Gelde kann man bey einem Türken alles ausrichten, und Große und Niedrige gewinnen. Die Renegaten sind lasterhafte Leute, die dem Menschen eben so ungetreu als ihrem Gott sind.

* * * * * * * * * * * * * * *

Viertes Hauptstück.

Vom Großherrn; von dem Groß-Vizir und den übrigen vornehmen Bedienten des türkischen Reichs; vom Divan; von der Policey der Türken; von ihrem Gelde und dem Gewicht zu Constantinopel; von den Züchtigungen und Todesstrafen der Türken; von der Miliz; Schwäche der Türken zur See; von den Christen und Juden in der Türkey; von den griechischen Christen.

Der Monarch, welcher das weitläuftige türkische Reich beherrschet, heißt der Sultan. Alle andere Nationen nennen ihn den Großherrn oder türkischen Kaiser. Das Reich ist erblich, und es succediret allemal der nächste von der ottomannischen Linie. Der Thronfolger, nachdem er in der Moschee Youp am Ende des Hafens von dem Mufti eingesegnet worden, beziehet sofort das Serail, und sorget zuerst dafür, daß er sich auf seinen Thron befestiget, und deswegen läßt er seine Brüder entweder stranguliren, oder Lebenslang in sicherer Verwahrung halten. Das erste geschieht zuwei-

verschiedene Arten der Martern bey denen Türcken.

zuweilen, wenn von den Brüdern Kinder da sind; wenn aber keine Kinder vorhanden, so läßt man sie bey dem Leben, weil sonst die ottomannische Linie ganz verlöschen, und der Thron auf ein anderes Haus kommen würde. Sultan Murad ließ jedoch alle seine Brüder, wovon kein einziger einen Erben hatte, umbringen; nur Ibrahim, der Vater des Sultan Mehmets, der damals regierete, wie unser Autor in Constantinopel war, wurde von seiner Mutter verborgen gehalten, und solchergestalt den grausamen Händen des Murads, dem man einbildete, daß er gestorben sey, entrissen. Es ist vor den Regenten allemal eine Nothwendigkeit, seine Brüder auf die Seite zu schaffen, weil ihm diese sonst nach dem Thron streben, oder die Miliz leicht aufrührerisch wird, und ihn, wenn sie mit seiner Regierung nicht zufrieden, absetzen, und einen seiner Brüder wählen.

Der Großher bringet seine Zeit im Serail meistens mit Divertissements zu; er hat eine Menge Hofnarren, und eine noch größere Anzahl der schönsten Frauenzimmer. Unser Autor sagt, er habe von einem Ichtoglan, der eine zeitlang im Serail gewesen, vernommen, daß der Großherr auf Schüsseln von chinesischer- und Siegelerde speise. Die erste ist kostbarer als Porcellain, und die letzte halten sie wider den Gift gut. Zuweilen wird auch auf goldenen Schüsseln gespeiset. Bey Tische spricht er nichts, sondern er unterhält sich durch Zeichen mit einigen Stummen, welche auf eine wunderbare Art alles durch Zeichen ausdrücken können. Wenn er auf dem Meer spatzieren fährt, hat er nur wenige Leute bey sich, und sitzt in einer prächtigen vergolde-

ten und mit vielen falschen Steinen besetzten Galliote, welche auf jeder Seite vier und zwanzig Ruder hat, deren jede von zwey Bodstangis, unter der Aufsicht des Bodstangi Bachi, regieret werden. Die Minister suchen ihn gern zu verhindern, daß er sich nicht oft in der Stadt sehen läßet, weil sie fürchten, daß die Leute ihm viele Suppliqven wider sie übergeben mögten, welches auch oft geschiehet. Zuweilen gehet er auch ganz allein in verstellter Kleidung auf den Straßen, um desto besser die Uebertretung seiner Gesetze zu erfahren. Solches that vornämlich Sultan Murad, welcher viele Leute, die er auf frischer That ertappete, strafen oder tödten ließ.

Der erste Minister im Reich ist der Groß-Vizir. Dieser hat in Staats- und andern Sachen die ganze Gewalt; er giebt denen Gesandten die ordinairen Audienzen, und machet mit ihnen alles ab; er besoldet die Soldaten; entscheidet die Processe, verurtheilet die Missethäter, und kurz, er hat die Gewalt, als wenn er Regent wäre. Es ist aber der beschwerlichste und gefährlichste Posten; denn selten kommt ein Groß-Vizir davon, ohne abgesetzt zu werden, oder den Kopf zu verlieren, weil er sich, wenn er die Gerechtigkeit handhaben will, allemal unter den Großen Feinde machet, die ihn zu stürzen suchen. Er muß also, wenn er sich erhalten will, mit großer Klugheit zu Werke gehen, und sich allenthalben, sonderlich im Serail bey den Sultaninnen, durch Hülfe der Eunuchen, Freunde machen. Nach dem Groß-Vizir sind die andern Vizirs, deren sieben sind, die vornehmsten Glieder des Staatsraths, die aber ohne des Groß-Vizirs Willen

len nichts thun. Nach diesen folgen die Cardi-lesqvers, welche gleichsam Surintendanten der Justiz in Civil- und Militairsachen sind, und große Gewalt haben. Unter ihnen stehen die Cadis oder Richter, welche auch von ihnen ernennet, und vom Großherrn bestätiget werden. Das Amt eines Capitain Bacha oder Degniz Beglerbey, das ist, Befehlshaber der Flotte, ist auch sehr beträchtlich. Die Bassas sind die Gouverneurs in den Provinzen des Reichs, und befehlen ganz unumschränkt. Alle diese Ehrenämter sind meistens von kurzer Dauer. Denn diejenigen, die sie bekleiden, werden oft auf des Großherrn Befehl umgebracht oder abgesetzt, und im ersten Fall eignet sich der Großherr alle ihre Güter zu. Ehedem hatten die Vornehmen des Reichs einen so blinden Respect für die Befehle des Großherrn, daß sie dem Capidgi, der ihnen die Ordre des Großherrn vorzeiget, daß sie sollen getödtet werden, ihren Kopf mit vieler Gelassenheit hingaben, weil sie sich glücklich hielten, auf Befehl ihres Herrn zu sterben. Aber itzt sind sie so dumm nicht mehr. Sonderlich wird itzt mehrere Klugheit erfodert, sich eines Bassen zu bemächtigen, der, wenn er Ansehen hat, und merket, daß man ihm nach dem Leben trachtet, mit leichter Mühe eine starke Armee zusammenraffet, und der Pforte durch seine Rebellion viel zu schaffen machet.

Der Divan heißt nicht allein der Saal, worinn sich die Großen des Reichs versammlen, um sich über wichtige Vorfälle zu berathschlagen; sondern auch diese Staatsversammlung selbst wird so genannt. Der Groß-Vizir, die Vizirs, die Cardilesqvers, die Beglerbeys, der Nischangi oder Sie-

gelbewahrer, und die Tefterdars oder Schatzmeister kommen wöchentlich viermal in diesen Saal zusammen, wo alle wichtige Dinge des Reichs in Berathschlagung genommen und abgethan werden. Alles gehet sehr geschwind zu. Die Urtheile werden sogleich abgefasset, und auf der Stelle vollzogen. Kein Proceß währet länger, als höchstens vier bis fünf Tage. Oben an der Mauer dieses Saales ist ein mit einer Jalousie von schwarzem Crep vermachtes Fenster, hinter welchem der Großherr oft im Verborgenen sitzet, wenn der Divan versammlet ist; daher muß sich wohl jedermann hüten, eine Ungerechtigkeit hier zu begehen, weil solche leicht sein Leben kosten könnte. Neben dem Saal des Divans ist der Hazna oder Schatz des Großherrn. Während der Versammlung des Divans werden der Janitscharen Aga, die Vizirs, und andere Bedienten der Krone einer nach dem andern vor den Großherrn gebracht, welchem sie von ihren Aemtern Rechenschaft geben müssen. Niemand von diesen weiß, ob er nicht seinen Kopf zurücklassen müsse; denn das geringste Versehen kann ihm sein Leben rauben.

In der ganzen Türkey ist die strengeste Policey, so daß man daselbst alle Lebensmittel im Ueberfluß und sehr wohlfeil hat. Die Policeybedienten gehen täglich in die Läden und auf die Märkte, und wer betroffen wird, daß er zu theuer oder nach falschem Gewicht verkaufet, wird ohne Ansehen der Person gleich auf der Stelle mit Prügeln auf den Fußsohlen und zugleich mit einer Geldbuße bestraft. Wenn das Verbrechen größer ist, wird er in einer Art von spanischen Mantel, die mit Glocken behangen, in der Stadt herumgeführet. Um auch allen

Unord-

Unordnungen auf der Straße zu steuern, und einen jeden zu bewegen, Zänkereyen zu vermeiden, und auf den Zänker oder Todtschläger zu merken, ist ein Gesetz, welches genau beobachtet wird, daß derjenige, vor dessen Thüre ein Ermordeter gefunden wird, fünf hundert Piaster für das vergossene Blut bezahlen muß. Um ferner des Nachts allem Unheil vorzubeugen, darf niemand, nachdem es finster geworden, auf die Straße gehen, außer während dem Ramadan. Er wird in die Wache gesetzt, und mit Schlägen bewirthet, wenn er nicht wichtige Ursachen seines Ausgehens angeben kann.

Die Münze in der Türkey sind Seqvinen, welche zwey Piaster werth sind. Ein Piaster macht neunzig Aspern. Eine Aslanie macht achtzig Aspern. Eine Jsolotte ist fünf und funfzig Aspern. Ein Asper aber ist eine kleine Silbermünze, wovon etwa das Stück acht Denarien gilt. Die Gewichte sind ein Cantar, welche hundert funfzig Rotten macht; eine Rotte hat vier und zwanzig Loth; ein Loth hat zwölf Qventgen, ein Qventgen hat sechszehn Qvirats, und ein Qvirat sind vier Gran; die Oqve sind vier hundert Qventgen.

Die Züchtigung der Türken bestehet meistentheils in Stockschlägen auf die Fußsohlen oder auf den Hintern. Die erste Art ist sehr grausam, und wer zwey bis drey hundert Prügel auf die Fußsohlen bekommen, kann viele Monate lang nicht gehen. Auf dem Hintern werden dem Verbrecher manchmal fünf bis sechs hundert zugezählt. Auf solche Weise wird gewöhnlichermaßen das Frauenzimmer gezüchtiget; denn diese bekommen keine Prügel auf die Fußsohlen, welche Strafe für die

Knechte, Sclaven, und Schüler ist. Man muß öfters die Haut aufschneiden, und das untergelaufene geronnene Blut herausnehmen, und die Bestraften müssen solchergestalt wohl fünf bis sechs Monate lang das Bette hüten. Diejenigen, welche den Tod verdienet haben, werden gehenket oder enthauptet; und wenn ein Christ einem, der gehenket werden soll, begegnet, so muß er der Henker seyn. Das Spießen ist in Constantinopel wenig gebräuchlich. Zuweilen müssen diese Todesstrafe die Christen leiden, die wider Mahomet und sein Gesetz frey gesprochen, oder die man bey einem türkischen Frauenzimmer angetroffen. Die Renegaten aber, welche wieder zum Christenthum zurückkehren wollen, werden verbrannt. Ein Christ mag verbrochen haben, was er will, so kann er sein Leben retten, wenn er die türkische Religion annimmt.

Die türkische Miliz bestehet in Infanterie und Cavalerie; sie wird beständig auf einen regulairen Fuß erhalten, und alle zwey Monate besoldet. Die Capidgis sind gleichsam die Leibwache, welche das Serail bewachen, und einen jeden bey dem Großherrn introduciren. Die Solaques sind die, welche beständig um den Großherrn sind, wenn er öffentlich erscheinet. Die beträchtlichste Infanterie aber machen die Janitscharen aus, die mehrentheils aus Renegaten und im Serail erzogenen Christenkindern, und am wenigsten aus gebohrnen Türken bestehen. Sie sind wegen ihrer großen Anzahl sehr mächtig; denn die Pforte allein unterhält zwölf tausend Mann davon auf den Beinen. Sie nennen sich Brüder untereinander, stehen sich getreulich bey, und da sie sich bey dem Volk in Furcht

und

und Achtung gesetzt haben, so halten sich die Gesandten und Francs beständig einige Janitscharen, in deren Gesellschaft sie allenthalben sicher sind. Sie bekommen täglich zwey, drey, vier, fünf bis sechs Aspern zum Solde. Ihr oberster Befehlshaber ist der Aga; aber er selbst hat nicht die Gewalt, einen einzigen Janitscharen zu strafen, sondern er übergiebt ihn dem Oda Bachi oder Capitain, der ihn nach Beschaffenheit der Umstände entweder mit Prügeln oder mit dem Tode strafet.

Unter der Cavalerie sind die Tchiaous die vornehmsten, welche alle Befehle des Großherrn und seiner Bassen ausüben, und denen türkischen Gesandten an auswärtigen Höfen zur Begleitung mit gesendet werden. Ihr Oberhaupt ist der Tchiaou Bachi. Die Muteferacas sind gleichsam die Garde zu Pferde, und sind meistens Leute von Distinction, die nicht in den Krieg gehen dürfen, wenn der Großherr nicht selbst dem Feldzug beywohnet. Aus ihnen werden die Gouverneurs der Provinzen genommen. Die Spahis machen gleichsam die leichte Reuterey aus, und sind in sechs Regimentern vertheilet, wovon jedes seine eigene Fahne und seinen eigenen Chef hat.

Es ist dem Sultan sehr leicht, in Zeit von wenigen Tagen eine Armee von zwey bis dreymal hundert tausend Mann zu stellen. Denn wenn er einen Krieg will anfangen, so darf er nur an alle, die er im Sold hält, die Befehle ergehen lassen, marschfertig zu seyn. Und die Bassen, welche mit zum Kriege beordert werden, bringen nicht allein eine große Menge Domestiken, die eben so viele Soldaten sind, sondern auch, wenn es der Großherr ver-

langet, einen Theil der Miliz ihres Gouvernements, mit. Dadurch kommt eine zahlreiche Armee zusammen, die um so leichter im Felde zu erhalten ist, da die Soldaten wenig Bagage bey sich haben, die Fatiguen gewohnt sind, und nur wenige Lebensmittel brauchen; denn sie sind mit Wasser, Brod, Reiß, Caffee, und Tabak zufrieden; und da sie alles, auch selbst im feindlichen Lande, bezahlen, so fehlt es nie in ihren Lägern an Verkäufern. Die Armee selbst kostet dem Großherrn nicht mehr im Kriege als im Frieden; denn er bezahlet nur die, welche vorher in seinem Sold standen; die übrigen gehören den Bassen, und werden von ihnen unterhalten. Die türkischen Soldaten sind tapfere Leute, die wie Löwen fechten, und um so herzhafter sind, da sie das Fatum glauben. Denn weil sie fest dafür halten, daß niemand die ihm von Gott bestimmte Lebenszeit verlängern oder verkürzen kann, so scheuen sie im geringsten keine Gefahr, und darum brauchen sie selbst in der Pest so wenige Vorsicht. Außer ihrer großen Anzahl und Tapferkeit sind sie auch gut bewaffnet; denn sie halten sehr viel auf ein gutes Gewehr, und wenn ein Janitschar nur etwas Geld hat, so kaufet er sich sofort eine gute Flinte und einen guten Degen. Ihre Flinten sind groß, von gutem Eisen, und sehr schwer, und sie thun eine starke Ladung Pulver hinein. Die Cavallerie ist gut beritten, und jeder Cavallerist sorget auf das äußerste vor die Bedürfnisse seines Pferdes.

Allein, zur See sind die Türken weder glücklich noch tapfer, und sie verlieren allemal, es müßte denn seyn, daß sie ihrem Feinde an der Zahl gar sehr überlegen wären. Die Ursach davon ist, daß

ihre

ihre Officiere das Kriegswesen zur See nicht verstehen. Ihre Kriegsschiffe sind auch schlecht beschaffen. Die Barbaren aber, deren Raubschiffe den europäischen Nationen so vielen Schaden thun, sind gute Seeleute, weil sie beständig in der See kreuzen, und sich immer herumfechten.

Die Janitscharen machen, daß ihr Fürst, wenn sie ihm gehorsam und treu sind, der mächtigste Monarch auf Erden ist; aber sie schränken auch seine Macht auf eine wunderbare Weise ein, wenn sie gegen ihn aufrührerisch werden. Sie erkennen alsdenn keinen Oberherrn, und ihrer Wuth muß alles herhalten, so daß sie selbst schon manchen Kaiser, und unter andern den Sultan Osman, welcher sie abschaffen wollte, erdrosselt haben. Gleiches Schicksal hatte Sultan Ibrahim. Während unsers Autors Aufenthalt in Constantinopel machten sie eine fürchterliche Rebellion, deren Beschreibung hier zu weitläuftig ist; wobey der Großherr in Gefahr seines Lebens war, und viele Großen des Reichs ihren Kopf verlohren.

Außer den Türken sind auch viele Christen und Juden Unterthanen des Großherrn. Unter den Christen sind die Griechen in größter Anzahl, welche wie die Türken gekleidet gehen. Sie dürfen aber keine grüne Farbe in ihren Kleidern haben, auch nicht wohl roth und gelb, weil diese Farbe denen Kriegesleuten eigen, und keinen weißen Turban tragen. Die griechischen Priester gehen in schwarzen Kleidern und schwarzen Mützen. Sie haben vier Patriarchen, die vom Großherrn bestätiget werden; der eine davon ist zu Constantinopel, der zweyte zu Antiochien, der dritte zu

Alexan-

Alexandrien, und der vierte zu Jerusalem. Die Griechen glauben, daß der heilige Geist aus dem Vater allein, und nicht aus dem Vater und Sohn geflossen. Sie nehmen zwar kein Fegefeuer, aber doch einen Mittelort zwischen Himmel und Hölle an, wo die Auserwählten bis zum Tage des Gerichts verbleiben. Sie brauchen die Communion unter beyderley Gestalten; und sie haben vier Fastenzeiten. Die Messe lesen sie wie die Catholiken. Niemand kann bey ihnen Priester werden, der nicht dreyßig Jahr alt ist; wenn er vorher verheyrathet gewesen, behält er seine Frau auch als Priester; wenn sie aber stirbet, darf er nicht wieder heyrathen. Die griechischen Mönche sind auch unverehlicht. Die Griechen haben einen schlimmern Charakter als die Türken. Sie sind geizige, ungetreue, verrätherische, rachgierige, abergläubische, und scheinheilige Leute, und sie stehen selbst bey den Türken in schlechter Achtung.

Die Juden in der Türkey gehen auch auf türkisch, und mehrentheils in Violetfarbe gekleidet. Sie sind übrigens auch hier verachtet, und von derselben betrügerischen Art, wie sie es durch die ganze Welt sind.

Fünftes Hauptstück.

Abreise des Verfassers von Constantinopel; Ankunft in Bursa und Smyrna; Beschreibung dieser beyden Städte; von der Insel Chio, ihren Einwohnern und Merkwürdigkeiten; von den Inseln Patino, Nixia, Paro, Delos, Mycone, Tine, Nio, Santorini, Policander, Milo, Sifanto, Thernua, Ajora, Scyra, Samos, Nicaria, Stanchio, Bodrou und Rhodus.

Am 30sten August des Jahres 1656 reisete unser Autor von Constantinopel in einer Caique nach Montagna, welches hundert Meilen von gedachter Stadt ist. Von hier gieng er nach Bursa, achtzehn Meilen weiter, und blieb einige Tage daselbst. Diese Stadt war vordem der Sitz der alten Könige von Bithinien, und hieß Prusea. Sie ist die erste, welche die Türken erobert hatten, deren Sultane auch anfänglich hier residiret haben. Sie liegt in einer sehr angenehmen Gegend in der Nachbarschaft des Berges Olympus, der nur zehn Meilen entfernet ist. Sie hat an schönem frischen Wasser einen großen Ueberfluß, und außerdem sind hier auch viele warme Qvellen, bey welchen man Bäder angeleget hat, die sowohl Kranken als Gesunden zum Nutzen gereichen. In der Stadt sind viele schöne Gebäude, und eine grosse Menge Chans. Man zählet in derselben mehr wie zweyhundert Moscheen, die insgesamt schön sind, und in welchen man die Gräber der ersten türkischen Kaiser mit ihren Sultaninnen findet. Darunter zeiget man eines der sogenannten französischen Sultaninn, von welcher man erzählet, daß sie eine sehr

schöne

schöne französische Prinzeßinn gewesen, welche von dem Großherrn in einem Seegefecht gefangen, und von ihm so geliebet worden, daß sie die christliche Religion bis an ihr Ende zu bekennen, die Freyheit behalten. Mitten in der Stadt stehet ein weitläuftiges wohlbefestigtes Schloß, worinn ehedem das Serail der ersten türkischen Kaiser gewesen. Man erzählet, daß die Tochter eines Kaisers dieses Schloß erbauet habe, aus Liebe für dieses Land, wo sie durch einen ungefähren Zufall in den warmen Bädern ihren Aussatz, den sie von Jugend auf über den ganzen Körper gehabt, verlohren: Da sie aber die Saracenen in diesem Schloß oft beunruhiget, habe sie ihren Vater um Beystand gebeten, der ihr den Roland oder Orland, einen sehr starken und tapfern Mann, geschickt, welcher unter den Saracenen große Verwüstung angerichtet. Nahe bey der Stadt stehet auf der Höhe eines Berges eine Kapelle, worinn ein türkischer Einsiedler wohnet, welcher den Fremden die Waffen des Rolands, die hier verwahret werden, und zwey mit schwarzem Sammet bedeckte Särge, worinn die Leichname des Rolands und seines Sohnes befindlich, welche beyde als Muselmänner sollen gestorben seyn, zeiget.

Von Bursa reisete unser Autor nach Smyrna mit der Caravane, die alle Donnerstage von Bursa dahin gehet. Er mußte sich vorher mit den nöthigen Lebensmitteln versorgen, weil man auf diesem Wege nichts als Wasser findet. Eine Caravane bestehet immer aus einer Gesellschaft von Reisenden, die sich darum zusammen thun, damit sie unterweges von Räubern nicht so leicht können angefallen werden. Er kam durch verschiedene Dörfer,

und

und durch die Stadt Manasse, und langete den 16ten September glücklich in Smyrna an, nachdem sie von den streifenden Räubern zwar in Furcht gesetzet, aber nicht gekränket worden.

Diese Hauptstadt Joniens wurde vom Tantalus erbauet, und nachmals Smyrna von dem Namen einer derer Amazonen genannt, welche Asien überfielen, und diese Stadt wegnahmen. Lange Zeit hernach wurde sie durch ein Erdbeben verwüstet, und vom Marc Antonin näher am Meer wieder erbauet. Diese Stadt, welche man vor den Geburtsort des Homers hält, ist sehr groß, und von Christen und Türken stark bewohnet. Sie ist gar nicht befestiget. Denn das ehemalige feste Schloß ist itzt sehr zerstöret; in demselben findet man noch eine große Cisterne, die mit vielen Canälen in einem Felsen ausgehauen. Unter dem Schloß ist ein großes Amphiteatrum, ohnweit der Kirche der heiligen Veneranda, wo der heilige Polycarpus, Bischof von Smyrna und ein Jünger Johannis, den Märtyrertod erlitten. Sein Grab zeigen die Griechen in einer Kapelle der zerstörten Hauptkirche St. Johannis; aber andere halten dasselbe mit mehrerm Grunde vor das Grabmaal eines Türken. Am Meer stehet ein stark bewohntes Schloß, welches den Eingang des Hafens sicher machet, welcher klein ist, und keine fremde Schiffe einnimmt, sondern dieselben werfen ihre Anker längst der Rhede, die lang und sicher ist. Als unser Autor in Smyrna war, wurde noch ein Schloß an der Mündung dieser Rhede zur Vertheidigung derselben errichtet.

In dieser Stadt ist ein Cadi, und in derselben wohnen, außer einigen Türken, viele Christen, sowohl Griechen, als Armenier und Lateiner. Die Griechen haben hier einen Erzbischof und zwo Kirchen; die Armenier haben auch zwo, und unter den Lateinern haben die Capuciner und Jesuiten jede vor sich eine Kirche. Das Erdreich um Smyrna ist sehr fruchtbar, sonderlich an Oliven und Wein. Die Francs kaufen die Trauben von den Türken, und machen einen Wein daraus, der nach dem Canarienwein der beste ist. Die vielen Gärten machen diese Gegend sehr angenehm. Alle Lebensmittel sind im Ueberfluß und wohlfeil. Aber die Stadt wird von öftern Erdbeben verwüstet, die auch zum Theil sehr lange anhalten. Die Hitze würde hier unerträglich seyn, wenn nicht zuweilen ein gewisser kühler Nordwind wehete. In dieser Stadt wird der beträchtlichste Handel nach allen Reichen Asiens und Europens getrieben.

Von hier bis Ephesus sind vierzig Meilen oder drey bis vier Tagereisen. Unser Autor wollte diesen Ort, wo der Apostel Johannes gestorben, und wo man noch die Ueberreste des Tempels der Diana findet, gern besuchen. Allein, die Ueberredung seiner Freunde, welche ihm die Gefahr der Reisenden auf diesem von Räubern erfülleten Wege lebhaft vorstelleten, wirkten in ihm einen andern Schluß, und er richtete seine Reise nach der nahen Insel Chio.

Er gieng also den 11ten October in einer Barque von Smyrna ab, und kam glücklich des andern Tages in den Hafen von Chio. Diese Fahrt ist sonst wegen der Brigantinen ziemlich gefährlich, die

den fremden Schiffen fast immer im Archipelagus auflauren, sie wegnehmen, und an die Barbaren in Rhodus verkaufen. Die Stadt Chio ist klein, aber sehr bevölkert. Die meisten Einwohner sind griechische und lateinische Christen. Die ersten haben eine größere Anzahl von Kirchen als die letzten. Sie haben hier auch verschiedene Nonnenklöster; allein, die Nonnen leben gar nicht eingeschränkt. Sie verstatten den Mannsleuten den Zutritt in ihren Zellen, und gehen mit ihnen ziemlich frey um; sie können nach Gefallen ausgehen, und auch, wenn sie wollen, das Kloster ganz verlassen. Sie machen schöne Stickereyen aus Gold, Silber, und Seide. Die Lateiner haben in der Stadt fünf Kirchen, die insgesammt groß und schön sind. Durch die ganze Insel aber haben sie wohl dreyßig, und die Griechen mehr wie fünf hundert Kirchen. Beyde Religionen üben hier ihren Gottesdienst sehr frey und ungehindert in allen Dingen, sogar, daß sie auf allen ihren Kirchen Glocken haben, welches sonst die Türken den Christen nirgends erlauben. Diese Insel wird zwar fast ganz und gar von Christen bewohnet, stehet aber unter der Bothmäßigkeit der Türken. Ehedem gehörte sie den Genuesern.

Obgleich die Stadt acht Thore hat, so ist sie doch im geringsten nicht befestiget. Allein, sie hat ein großes weitläuftiges mit schönen Häusern versehenes Schloß, welches die Türken mit acht hundert Mann besetzt halten. Es hat eine Meile im Umfang; die Eingänge zu demselben sind wohl verwahret; und die Straßen sind breit und geräumlich. Dieses Schloß dienet dem Hafen zur Ver-

theidigung, welcher zwar nur klein, jedoch immer voller Saiqven ist.

Auf dieser Insel allein wird der Mastix gesammlet. Sonderlich sind bey dem großen Dorf Calimacha über sechszig Mastixbäume, und durch die ganze Insel zählet man deren hundert tausend. Die Rinde dieser Bäume wird im August und September aufgeritzet, und das auslaufende Gummi sammlet sich auf der Erde in harten Klumpen, die man aufnimmt, und an der Sonne trocknet. Die Einwohner müssen von dieser Erndte dem Großherrn einen Tribut entrichten. Die Griechen haben beständig etwas Mastix im Munde, und kauen es; sie bedienen sich auch desselben zum Gewürz im Brod.

Eine Meile von Chio stehet am Ufer des Meeres ein in einem hohen Felsen ausgehauener Altar, welchen man die Schule des Homers nennet. Die Einwohner von Chio geben vor, daß Homer in dem Dorf Ananato gebohren sey, und bey diesem Dorf ist ein Weinberg, welcher Homers Weinberg genennt ist. Andre hingegen glauben, daß dieser Weinberg bey dem Dorf Cardamila sey. Dem Dorf Cambia gegenüber siehet man den Berg des heiligen Elias; er ist der höchste Berg auf der ganzen Insel, und beständig mit Nebel und Schnee bedeckt. Mitten in dem Berge ist eine Qvelle, die das ganze benachbarte Land bewässert, und ungemein fruchtbar macht.

Die Insel Chio, welche die Türken Sakiza-dasi, das ist, Mastix-Insel, nennen, ist eine berühmte Insel des Archipelagus, hundert Meilen von Smyrna. Im Jahr 1566 wurde sie den

Genue-

Genuesern von den Türken weggenommen. Sie hat neunzig Meilen im Umkreiß, und ist sehr volkreich, aber den Erdbeben stark unterworfen. Obgleich das Erdreich wegen des steinigten Bodens und der großen Trockenheit, weil es selten regnet, ziemlich unfruchtbar ist; so ist doch an allen Dingen ein Ueberfluß, und alles sehr wohlfeil. Die Einwohner sind, wie schon gesagt, fast lauter Christen; sie leben hier in völliger Freyheit, und werden von den Türken gar nicht gedrücket. Sie haben noch vieles von der Gemüthsart der Genueser, ihrer vorigen Beherrscher, an sich, gehen auch genuesisch gekleidet; sind heßlich, von fürchterlichem Angesicht, wollüstig, dem Trunk ergeben, und Feinde der Franzosen. Die Frauenzimmer sind wohlgebildet, und haben das schönste, weißeste, und reizendeste Gesicht; ihr Busen aber, welches zu verwundern, ist allein von der Sonne ganz verbrannt und schwarz, da sie doch keine größere Sorgfalt zur Beschützung ihres Gesichts anwenden. Sie gehen niedlich gekleidet, sind aufgeweckt und witzig, aber auch sehr eitel, und lieben die Pracht über die Maassen. Sie leben nicht so eingeschränkt wie das türkische Frauenzimmer, sondern sie können mit den Mannspersonen ohne Verletzung ihrer Ehre umgehen. Die Sprache des Landes ist die griechische.

Die übrigen vornehmsten Inseln des Archipelagus sind folgende. Die Insel **Patino**, die ehedem **Pathmos** hieß, und daher berühmt ist, weil Johannes hieselbst im Exilium gelebet, und seine Offenbarung in einer Grotte geschrieben, die man noch zeiget. Sie hat achtzehn Meilen im Umfang, und hat eine kleine Stadt, in deren Mitte ein Schloß

stehet, welches das Johannis-Kloster heißt, und worinn zwey hundert griechische Mönche wohnen. Die Insel ist ganz felsigt und unfruchtbar.

Die Insel Nixia, vordem Naxus, hat hundert Meilen im Umfang, und ist sehr fruchtbar, sonderlich an Wein, der nach Alexandrien, Smyrna, und Chio gesendet wird. Hier ist auch ein Ueberfluß an Kühen, Schaafen, Ziegen und Hirschen. In dem Thal Darmilla liegen achtzehn Dörfer. Auf dieser Insel findet man gegen Nicaria über auf einem hohen Berge die Spuren von des Apollos Pallast, und man muß sich wundern, wie die Steine zu dem Bau haben können heraufgebracht werden. Ohnweit der Stadt stehet auf einer Klippe, Strongylus genannt, der Pallast des Bachus, welcher aus weißen Marmorsteinen erbauet, hundert Fuß lang und funfzig Fuß breit ist. Das Thor ist zwey und dreyßig Spannen hoch, und sechszehn breit, und die Oberschwelle bestehet aus vier Stücken. Die Ueberschrift ist vom Wind und Wetter ausgelöscht worden. Die Türken tragen täglich einige Marmorstücke davon weg, um sie zu ihren Häusern, Grabmaalen, Fenstern und dergleichen, zu brauchen. Bey dem Pallast sind zwey Cisternen, und von der Wasserleitung, welche dieser Gott des Weines, der noch bis itzt die Einwohner dieser Insel sehr beseelet, hat anlegen lassen, sind noch die Canäle zu sehen. Diese Insel ist es, wo der ungetreue Theseus die arme Ariadne verließ, welche Bachus nachher zur Frau nahm.

Sechs Meilen von Nixia liegt die Insel Paro, sonst Paros, welche drey Schlösser, viele Dörfer, einen guten Hafen, schöne griechische Kirchen, und

funfzig Meilen im Umkreiß hat. Die Statuen und andere marmorne Ueberbleibsel des Alterthums sind sowohl von dieser als den andern Inseln des Archipelagus von den Engelländern weggeführet worden, so daß selbst auf der Insel Delos, die wegen des apollinischen Orakels ehedem so berühmt war, und voller Statuen der alten Götter gewesen, nur noch eine einzige zu finden ist, welche an der Erde lieget, und ein Frauenzimmer vorstellet. Ohnweit Delos ist die Insel Mycone oder Myconus, die itzt fast ganz wüste und unbewohnet ist. Gegenüber ist die sehr bevölkerte Insel Tene oder Tenes, welche den Venetianern gehört, und an Lebensmitteln und Seide einen Ueberfluß hat. Die Insel Nio, welche vor Alters Oliarus hieß, wird itzt von den Albaniern, einem barbarischen und kriegerischen Volk, welche des Nachts an den Ufern des Meeres herumstreifen, bewohnet. Diese Insel ist mit dicken Wäldern und sehr fruchtbaren Feldern versehen, und hat einen guten Hafen.

Von dort kommt man nach der Insel Santorini, deren alter Name Therasia ist. Sie liegt sechszig Meilen von Candia, und hat viele Schlösser, wovon jedes seinen eigenen Namen führet. Sie ist hin und wieder sehr felsigt; auf den Ebenen aber wächst vieler vortreflicher Wein. Auf dem heiligen Stephansberge, zwischen dem Schloß Pirgo und einem Ort, Nebrio genannt, findet man viele bedeckte marmorne Särge, Säulen, heiße Grotten, und die Mauern der ersten Stadt, die hier gestanden, und Famosa geheißen. Die Einwohner leben bloß von einem groben schwarzen Brod, welches halb aus Korn und halb aus Ger-

sten bestehet, und von Bohnen, Erbsen, und Eyern. Das Fleisch brauchen sie selten zur Speise. Bey dem Hafen ist schon einigemal Feuer mit wiederholtem Getöse aus der Erde ausgebrochen, welches nicht allein viele Steine um sich geworfen, sondern auch durch seinen Dampf die Luft sehr ungesund gemacht hat, daß viele Leute gestorben. Seneca meldet in einer von seinen Episteln, daß Santorini auf Schwefelminern gebauet sey; und diese geben ohne Zweifel die Materie zu dem Feuer. Man sagt, daß Alexander der Große in dieser Gegend das Meer habe ausmessen lassen, und keinen Grund finden können. Allein, bey der kleinen Insel Firesia findet man einen Grund.

Die Insel Policander liegt sehr angenehm. Von der Kapelle des heiligen Michael auf einem hohen Berge, wo ein ruinirtes Schloß stehet, kann man alle andere Inseln des Archipelagus übersehen. Die Einwohner sind ehrliche und höfliche Leute; aber ihren Hafen besuchen die Maniotten und Corsaren oft. Die Insel Milo oder Mylos hat viele unterirrdische warme Schwefelbäder und warme Wasser, die den Kranken wieder zu ihrer Gesundheit helfen. Die Einwohner sind wohl höflich, aber bösartig und ungetreu; jedoch sind sie gegen Fremde wohlthätig. Das Frauenzimmer gehet in heßlicher Kleidung, hat eine übele Sprache, und kann sonderlich den Buchstaben l nicht aussprechen. Uebrigens leben diese armen Leute in großem Elend. Die Insel Sifano oder Sifnus ist sehr unfruchtbar; sie gehörete ehedem der Familie der Gozadini, wie aus einer Inscription vom Jahr 1540 erhellet, welche auf einer marmornen Säule am

Eingang

Eingang des Hafens befindlich ist. Auf der Insel Thermia oder Therma ist nichts merkwürdiges, außer den warmen Qvellen, die hier häufig sind, und der Insel den Namen gegeben. Die kleine Insel Ajora ist nicht cultiviret, weil die Corsaren hier oft auf Raub ausgehen. Sie gehöret zur Insel Scyra, welche fast mitten im Archipelagus über alle andere Inseln erhaben lieget. Sie hat ein fruchtbares Erdreich, und an nichts einen Mangel. Sie ist fast ganz von lateinischen Christen bewohnet; hingegen sind die Einwohner aller übrigen Inseln des Archipelagus mehrentheils Griechen, und unwissende Leute.

Endlich machte sich unser Autor zu seiner fernern Reise nach Egypten fertig, und reisete den funfzehnten November von Chio in einer Saiqve ab, welches ein dickes rundliches und mit einem großen starken Mastbaum versehenes Schiff ist, dergleichen die Türken und Griechen sowohl auf dem weißen als schwarzen Meer zu ihrer Kauffardeyschiffahrt brauchen. Er kam sechszig Meilen weit von Chio vor die wegen der Geburt des Pythagoras, des Polycrates und einer Sybille so berühmte Insel Samos. Gegen derselben über liegt Nicaria oder Icaria, vom Icarus Sohn des Dedalus. Diese Insel ist felsigt, und ihre Einwohner sind gute Schwimmer. Auf diese Kunst halten sie hier so sehr, daß kein Junggeselle ein Mägdchen zur Frau bekommt, der nicht wenigstens acht Aerme tief im Wasser tauchen kann. Und wenn ein Pope oder jemand von den Angesehenen dieser Insel seine Tochter will verheyrathen, so verspricht er sie dem besten Schwimmer: Es wird ein Tag angesetzt, an welchem

chem alle Junggesellen sich vor allen Menschen und in Gegenwart der Jungfer nackend ausziehen, und in das Wasser springen; wer denn von ihnen am längsten unter dem Wasser bleibet, der erhält die Jungfer zur Ehe. Auf dieser Insel haben die Frauen die völlige Oberherrschaft über die Männer.

Unser Autor stand unterweges einen großen Sturm mit heftigem Ungewitter aus, und wurde wieder zurück nach Chio getrieben. Nachdem der Wind günstiger geworden, lief er wieder aus, und warf hinter Samos bey Stanchio die Anker. Diese Insel ist der berühmte Geburtsort des Hippocrates, und hieß vordem Cos, wurde nachher Isola longa, und endlich von den Türken Stanchio genennet. Hier stand sonst der Tempel des Esculaps. Dieser Ort ist auch das Vaterland des Appelles, dieses Gottes der Maler. Die Malteserritter hatten sie zu der Zeit, da sie noch Meister von Rhodus waren, inne. Als unser Autor wieder in die See stach, kam ihm ein corsarisches Schiff entgegen, welches ihn nöthigte, zurückzukehren, und vor Bodrou zu ankern, wo ein sicherer Hafen ist. Bodrou ist ein Schloß auf dem festen Lande, zwölf Meilen von Stanchio. Man gehet in dasselbe durch sieben Portäle, über welchen eine Menge von Wapen mit dem Maltheserkreuz sind. Am dritten Portal ist eine Inscription gewesen, wovon nur noch diese Worte leserlich sind: Propter fidem catholicam tenemus locum istum. Rechterhand sind in der Mauer die Worte Sarreboure mit der Jahrzahl 1130. Unter einem von den Wapen stehet F. Constantius de operibus Cardinalibus geschrieben. Zwischen dem

vierten und fünften Portal sind viele Streitende in Stein ausgeschnitzt; von der dabey befindlichen Innschrift aber lieset man nichts weiter als die Jahrzahl 1510. Endlich sind über dem sechsten Portal drey Schilde, und darunter stehet: Salva nos Domine vigilantes, custodi nos dormientes, nisi Dominus ædificaverit civitatem, frustra vigilat qui custodit eam. An dem siebenten Portal sind einige gothische Buchstaben. Das Schloß ist sehr fest, und mit hohen Mauern versehen, die aus einem Stein errichtet worden, der von den Canonen nicht beschädiget werden kann. Das ganze Schloß stehet ohnweit dem Meer auf einem Felsen.

Von Botrou gelangete unser Autor nach Rhodus. Diese Insel grenzt gegen Mitternacht an Lycien, von welchem sie durch das Meer in einer Breite von zwanzig Meilen getrennt ist; gegen Morgen an die Insel Cyprus, gegen Abend an Candia, und gegen Mittag an Egypten. Sie hat hundert und zwanzig Meilen im Umkreiß, und liegt unter einem sehr temperirten Himmelsstrich. Sie ist ungemein fruchtbar und gut bevölkert. Ausser vielen Dörfern hat sie nur eine kleine Stadt, welche aber von den Johanniterrittern zu Jerusalem sehr stark befestiget worden. Diese Ritter nahmen diese Insel, welche zu allererst den Griechen, und nachher bald den Saracenen, bald wiederum den Christen zugehörete, den Saracenen 1309 weg. Im Jahr 1444 wurde sie von dem Calyphen von Egypten, und 1480 vom türkischen Kaiser Mahomet *II.* vergeblich belagert. Solimann *II.* aber machte sich endlich 1522 von dieser Insel nach einer langwierigen Belagerung der Stadt Meister,

und die Ritter mußten ein Land verlassen, welches sie über zwey hundert Jahre besessen hatten.

Am Eingang des großen Hafens dieser Insel stehet ein Thurm, und gerade über auf der andern Seite des Meeres ein altes etwas ruinirtes Schloß. Dieses Schloß und der Thurm, welche ohngefehr funfzig Ruthen voneinander liegen, sind auf die Oerter erbauet, wo vormals die Füße derjenigen großen Colosse von Erz gestanden, die eine von den sieben Wunderwerken der Welt gewesen, und zwischen deren Bogen die größten Schiffe mit allen ihren Seegeln durchgiengen. Dieses prächtige Werk wurde durch ein starkes Erdbeben heruntergestürzet, und hernach von den Saracenen, als sie von Rhodus Meister wurden, an einen Juden verkauft, der neun hundert Cameele mit diesem Metall beladen nach Alexandrien führete. Außer vorgedachtem Hafen ist noch einer hieselbst, in welchen die Galeeren einlaufen; er wird von dem Schloß St. Erme vertheidiget, welches auf einem Felsenstück stehet. Der Hafen wird alle Abend mit einer Kette verschlossen, die auf der einen Seite an dem Damm, und auf der andern Seite an einem Felsen ohnweit dem Schloß, befestiget wird. Auf diesem Damm ist noch ein Thurm, hinter welchem ein Kirchhof ist, wo man funfzehn bis zwanzig wohlgebauete steinerne bogenförmige Gewölber siehet, welche die Begräbnisse der Beys und anderer Vornehmen von Rhodus sind, die in dem Kriege gestorben. Gerade über dem Bastion, welches zwischen den beyden Häfen befindlich, ist ein Thurm, der mit Canonen

besetzt

besetzt ist, in dessen Mitte eine kleine Statue des heiligen Paul mit seinem Degen zu sehen.

Die Stadt hat drey Thore, eines nach der Seeseite, und zwey nach dem festen Lande. An dem Seethore siehet man den Kopf desjenigen Drachen, welchen der Ritter Deodat von Gozon getödtet hat. Die Straßen sind breit, und mit Steinen gepflastert. Die Häuser, welche meistentheils prächtig sind, haben so sehr hervorragende Wetterdächer, daß die gegenüberstehenden sich fast einander berühren. Die mehresten Häuser sind von den Rittern erbauet worden; die Wetterdächer aber haben die Türken erst angelegt. Die Kirche des heiligen Johannes, wovon die Ritter den Namen führeten, ist itzt eine Moschee. In dem ehemaligen Pallast des Großmeisters wohnet itzo niemand. Die Einwohner der Stadt sind Türken und Juden. Keine Christen dürfen darinn verbleiben, und ob diese gleich verschiedene Krame und Kaufläden daselbst haben, so müssen sie doch die Nacht außer der Stadt in den Dörfern zubringen.

Sechstes Hauptstück.

Von der künstlichen Art die Hüner auszubrüten; von der Egyptier eingebildeten Auferstehung ihrer Todten; von der Caravane nach Mecca; Gebräuche der Pilgrime auf der Reise nach Mecca; Mahomets Grab zu Medina; Beschwerlichkeiten der Wallfarth; Beschreibung von Mecca und Medina; von der gehemmten Ueberschwemmung des Nils bey Cairo.

Da bereits in Pocokes und Nordens Reisen, welche schon den vorigen Bänden dieser Sammlungen der Auszüge einverleibet sind, die Beschreibungen der Pyramiden, Mumien, der Säulen des Pompejus, der berühmtesten Städte und anderer Merkwürdigkeiten Egyptens enthalten sind; so wollen wir hier den Herrn von Thevenot auf seiner Reise durch Egypten verlassen, um unsere Leser nicht mit einerley Nachrichten zu ermüden. Wir sparen vielmehr den Raum zu andern wichtigen Nachrichten unsers Verfassers. Zwey Dinge aber, welche Egypten betreffen, können wir hier nicht unangemerkt lassen. Ein jeder Reisender, sagt unser Autor, kann in einem Lande viele Dinge alle Tage bemerken; aber einige Dinge, die nur zu gewissen Zeiten vorfallen, kann bloß derjenige beobachten, der eben zu der Zeit in diesem Lande ist. Er hat die besondere, und itzt auch in andern Ländern nicht mehr so unbekannte Art, die Hüner durch die Kunst aus den Eyern auszubrüten, in Cairo gesehen. Die Egyptier bedienen sich hiezu runder irrdener Oefen, deren Heerd mit Werg und Wolle, worauf die Eyer geleget sind, bedeckt

ist.

ist. Diese Oefen fangen sie im Februar an zu feuern, und fahren damit vier Monate lang fort. Zehn Tage lang werden sie mit heißer Asche oder recht warmen Kuhmist, der alle Tage erneuert wird, geheizet; darauf werden die Eyer hereingeleget, und die Oefen werden beständig in einer temperirten Wärme erhalten. Nach zwölf Tagen öffnen sich die Eyer, und die Küchelgen kommen heraus. Die ganze Arbeit währet also zwey und zwanzig Tage. In denen vier Monaten werden auf diese Art mehr denn drey hundert tausend Küchelgen ausgebrütet, welche man auf dem Markt scheffelweise verkaufet. Viele haben geglaubt, daß das heiße Clima Egyptens dieser Arbeit sehr beförderlich sey; allein, die Erfahrung hat bewiesen, daß diese künstliche Brütung in andern Ländern auch angehe. Von dem großen Aberglauben der Egyptier kann auch dieses ein Beweiß seyn, daß sie fest glauben, daß die Todten, die auf einem großen Kirchhof bey Cairo begraben liegen, alle Mitwoche, Donnerstage, und Freytage aus ihren Gräbern kommen, nicht zwar mit ihren Leibern, sondern nur mit ihren Knochen, die in den gedachten Tagen auf dem Kirchhof zerstreut liegen, und nach deren Verfließung wieder in die Erde gehen sollen. Dieses bewirket vermuthlich die Betrügerey der Priester, welche heimlich hie und da einige Knochen auf den Kirchhof werfen, und hernach wieder wegnehmen.

Die Presente und Kostbarkeiten, welche der Großherr jährlich nach Mecca zur Auszierung der Kiaabe oder Moschee zu Mecca, schicket, werden auf dem Schloß zu Cairo verfertiget. Man bringet sie von da in großem Pomp zu dem Emir

Adge,

Adge, oder dem Anführer der Caravane, die nach Mecca gehet. Diese Caravane bestehet allemal aus einer unsäglichen Menge von Leuten, die das Gebot Mahomets zu erfüllen suchen, wenigstens in ihrem Leben einmal das Grab dieses Propheten zu besuchen. Solche Reise kostet Geld; folglich können sie die Armen nicht thun. Viele andere können dieses Gebot auch nicht halten, weil ihre Geschäffte sie zu Hause binden. Es gehen aber jährlich fünf Caravanen aus dem weitläuftigen mahometanischen Gebiet nach Mecca. Die erste, welche aus den Egyptiern und den Türken von Constantinopel und andern Orten bestehet, gehet von Cairo ab; die zwote ist die von Damaskus, welche die syrischen Völker ausmachen; die dritte versammlet sich zu Cairo aus den Einwohnern von Fez, Marocco, und der Barbarey; die vierte kommt aus Persien; und die fünfte kommt aus Indien oder dem Reich des großen Mogols.

Die egyptische Caravane bestand aus mehr denn 100000 Menschen, und 8000 Cameelen; von den letztern aber sterben gemeiniglich viele auf der Reise. Der Emir Adge hatte allein fünf hundert Cameele, welche das Wasser vor seine ganze Familie trugen. Der Cameel, welcher die zur Moschee bestimmten Kostbarkeiten träget, war mit einer prächtigen seidenen mit Gold durchwirkten Decke behangen. Zu diesem heiligen Dienst werden allemal vier Cameele unterhalten, wovon immer zwey auf die Reise mitgenommen werden, damit der eine beladen werden kann, wenn der andere müde wird.

Der Emir Adge lagerte sich mit seinen Leuten am Tage seiner Abreise von Cairo ohnweit der Stadt auf dem Felde unter Zeltern. Einige Tage darnach schlug er seine Zelter bey Birca auf. Dieses ist ein großer Teich, ohngefehr zwölf Meilen von Cairo, auf dem Wege nach Suez. Bey demselben ist der eigentliche Sammelplatz der ganzen Caravane. Das Lager giebt bey der Nacht wegen der unendlich vielen Lampen an den Zeltern einen ergötzenden Anblick. Die ganze Reise selbst aber thun alle Caravanen des Nachts, und wenn der Mond nicht scheinet, so gehen viele Menschen mit großen Laternen voran. Bey Tage ruhen sie, weil die Hitze unerträglich ist. Die Cameele bindet man insgesamt mit ihren Schwänzen aneinander, und lässet sie alleine laufen, ohne sie zu führen.

Weil Mahomet in Mecca gebohren worden, und die Kiaabe oder der heilige Tempel daselbst befindlich ist, so haben die Türken vor diese Stadt eine so fromme Ehrfurcht, daß niemanden, außer den Mahometanern, erlaubt ist, dieses heilige Land in einem Bezirk von einigen Tagereisen um diese Stadt zu betreten; und wenn ein Christ oder anderer Religionsverwandte daselbst angetroffen und entdecket wird, so verbrennen sie ihn ohne alle Gnade. Herr von Thevenot ist daher zwar nicht selbst in Mecca gewesen, hat aber von glaubwürdigen Leuten, die diese Reise gethan, von den Verrichtungen der dahin wallfahrenden Türken umständliche Nachricht eingezogen.

Mecca ist eine alte Stadt, die in einer gebürgigten Gegend liegt, und ganz von Steinen erbauet

bauet ist. Mitten in derselben stehet ein viereckigtes Gebäude, welches außen von einer Mauer umgeben. Dieses ist die Kiaabe. Man findet einen Brunnen darinn, der ein ziemlich gutes Wasser hat, in Vergleichung der andern Wasser zu Mecca, die wegen ihrer Bitterkeit nicht zu trinken sind. Rechterhand lieget inwendig an der Thüre ein dicker schwarzer Stein, von welchem die Türken vorgeben, daß er vom Himmel gefallen, und anfänglich weiß, nachher aber durch die Sünden der Menschen schwarz geworden sey. Derjenige, welcher bey dem Eingang, nachdem sie sich einander nach verrichtetem Gebet des Kouschlouk das Selam gesaget haben, diesen Stein zuerst küsset, wird vor einen Heiligen gehalten, und jedermann bemühet sich, ihm die Füsse zu küssen: Er wird aber oft von der großen Menge Menschen, die sich zu ihm drängen, erstícket. In diesen geheiligten Ort kömmt man des Jahres viermal. Unter andern auch zur Zeit des Ramadans. Die Caravanen pflegen ihre Reise so einzurichten, daß sie gegen diese Zeit in Mecca eintreffen. Diese Kiaabe wird jährlich mit neuen Stoffen, welche der Großherr und die andern mahometanischen Fürsten dahin schicken, von außen ganz bedecket. Die alten werden dem Großherrn zurückgegeben, wenn das kleine Bairamfest auf einen Freytag fällt; in denen Jahren aber, da dieses Fest nicht auf den Freytag fällt, nimmt der Sultan Sherif das Gold heraus, schneidet die Stoffe in Stücken, und verkaufet sie als Reliqvien vor einige Seqvinen. Der Sultan Sherif ist der Befehlshaber zu Mecca; er ist sehr mächtig und reich, und weiß denen Pilgrimen durch tau-

senderley

senderley Erfindungen unter dem Vorwand der Frömmigkeit vieles Geld abzulocken.

Die Pilgrime gehen nach Mecca, entweder um der Frömmigkeit, oder um des Handels willen, und um Waaren daselbst einzukäufen, oder um der Strafe, die sie sonst wegen eines großen Verbrechens verdienet hätten, zu entgehen; denn diese Reise macht einen jeden von seinen Verbrechen frey und ehrlich. Obgleich die Absichten dieser Reise verschieden sind, so wird sie doch von allen mit der größten, obwohl auch oft verstellten Frömmigkeit verrichtet; denn man thut auf dem ganzen Wege nichts als singen, beten, und Allmosen geben. Zwey Tage vor der Ankunft in Mecca ziehet sich jedermann bey einem Ort, Kadak genannt, nackend aus, und bedecket nur die Schaamtheile und den Hals mit einer Serviette. Dieses thun sie aus Ehrerbietung; und damit sie die heilige Erde nicht beflecken, gehen sie die letzten acht Tage in Sohlen. Während dieser Zeit dürfen sie sich nicht die Haare scheeren, keine Laus oder Flöhe tödten, nichts kaufen oder verkaufen, mit ihren Knechten nicht zanken, und kein böses Wort sprechen. Nach diesen verflossenen acht Tagen müssen sie einen Hammel schlachten, und den Armen geben. Wenn sie in Mecca ankommen, bleiben sie drey Tage lang daselbst, welche sie zu Besuchung der heiligen Oerter anwenden, und in einem von diesen dreyen Tagen muß ein jeder von ihnen siebenmal einen langen Weg um die Kiaabe unter beständigem Beten und unter Anführung eines Imams thun.

Nach diesen dreyen Tagen reisen sie nach Minnet, wo sie gegen den kleinen Bairam oder Oster-

fest ankommen. Am Ostertage schlachtet ein jeder nach seinem Vermögen einige Hammel, welche den Armen gegeben werden. An diesem Tage scheeren sie sich wieder zum erstenmal die Haare, kleiden sich wieder ordentlich an, und gehen nach den Berg Arafat, der ohngefehr eine kleine Tagereise weit ist. Ein jeder muß zwey und vierzig Steine mitnehmen. Sie bleiben daselbst drey Tage. Am ersten Tage werfen sie nach verrichtetem Gebet sieben Steine gegen den Fuß dieses Berges, am zweyten Tage vierzehn, und am dritten Tage ein und zwanzig. Sie sagen, daß sie diese Steine dem Satan an den Kopf werfen, der den Abraham an diesem Ort in Versuchung geführt habe, als er seinen Sohn Ismael opfern wollen. Denn sie glauben, daß auf diesem Berge das Opfer hat geschehen sollen, und daß nicht Isaac, sondern Ismael, hat sollen geopfert werden. Sie erzählen noch außerdem von diesem Berge viele lustige Fabeln; z. B. daß Adam und Eva sich daselbst zwey hundert und zwanzig Jahre lang gesucht haben, nachdem sie aus dem Paradies gejaget worden. Von hier gehet die Reise nach Medina, zu Mahomets Grabe, welches, ihrem Vorgeben nach, in einer Kammer soll befindlich seyn, dessen Mauern ganz mit Magnet bedecket sind, der den eisernen Sarg in der Luft schwebend erhält. Aber es gehen die wenigsten Türken nach Medina. Die heiligste Handlung bestehet in dem Besuch der Kiaabe.

Ohngefehr anderthalb Monate nach dem Auszug der Caravane von Cairo, und um die Zeit, da man vermuthet, daß sie zu Mecca angelanget,

get, macht sich ein Aga aus Cairo auf den Weg, um den zurückkommenden Pilgrimen diejenigen Erfrischungen, die ihnen von ihren Verwandten und Freunden zugeschicket werden, entgegen zu bringen. Er trifft sie ohngefehr auf dem halben Wege an, und begleitet sie zurück nach Cairo, wo sie mit Jauchzen und Freudengeschrey von ihren Bekannten empfangen werden. Man kann leicht erachten, daß eine so große Menge Volks, die jedesmal die Wallfahrt thut, nur langsam wandert, und daß diese Reise wegen der vielen auf einem so weiten Wege unvermeidlichen Hindernissen sehr verzögert wird. Sie ist auch sehr beschwerlich, weil man unterweges weniges und schlechtes Wasser findet, und in den dürren wüsten Gegenden keine andere Erfrischungen hat, als die man sich selbst mitnimmt; und endlich weil man oft den heißen erstickenden Winden ausgesetzt ist. Daher ist es kein Wunder, daß viele Menschen und Cameele auf dieser Reise sterben.

Die Stadt Mecca liegt im glücklichen Arabien sieben und dreyßig Tagereisen von Cairo, und eine Tagereise vom rothen Meer. Sie hat einen Hafen, Gidde genannt, welcher eine kleine Stadt mit zwey Schlössern ausmachet, in deren einem die Türken ein Grab zeigen, welches sie vor das Grab der Eva ausgeben. Die Kiaabe oder das Gotteshaus, welches mitten in der Stadt stehet, ist nach ihrer Meynung vom Abraham erbauet worden, und der schwarze Stein an der Thüre dieses Hauses soll ihm zu einem Gerüste gedienet haben. Die Thüre ist ganz von Silber,

und hat zwey Flügel. Uebrigens ist diese Stadt beynahe so groß wie Marseille.

Medina liegt zehn Tagereisen von Mecca, und etwa drey Tagereisen vom rothen Meer. Sie ist nur halb so groß wie Mecca, hat aber eine große Vorstadt. Mitten in der Stadt ist die Moschee, worinn Mahomet begraben liegt. Das Grab ist in einem runden Gebäude, welches mit einer Kuppel bedeckt, und rund um mit einer Gallerie versehen ist, in dessen Mauer verschiedene silberne Gitterfenster befindlich. Inwendig ist dieses Gebäude mit den prächtigsten Steinen und vielen andern Kostbarkeiten ausgeschmücket, worunter vornämlich zwey Diamanten von außerordentlich großem Werth zu sehen sind. Diejenigen, welche dieses Grab gesehen, versichern, daß der Sarg auf der Erde stehe; daß aber die meisten Türken so wunderliche Begriffe davon haben, rührt daher, weil die wenigsten Pilgrime es zu sehen bekommen, indem zur Zeit der Wallfahrt der Zulauf der Menschen zu groß ist. Wenn aber diese Fremdlinge weg sind, kann man es am besten betrachten. Die Thüre zu der Galerie ist von Silber, so wie die Thüre aus der Galerie zu dem Innern des Gebäudes.

Da die Fruchtbarkeit des Egyptenlandes vorzüglich von der Ueberschwemmung des Nils verursachet wird, so stellen die Egyptier große Freudenbezeigungen an, wenn er recht angewachsen ist. Der Fluß fängt im May an zu steigen, und dieses währet bis im August. Es werden in Cairo gewisse Ausrufer gehalten, welche vom Tage Petri, den 28sten Junii an, dem Volk täglich kund

thun,

Säule zur Abmessung des angewachsenen Nils.

thun, wie hoch der Nil angeschwollen. Damit diese Leute solches wissen können, ist in dem Hause des Bacha auf einer kleinen Insel, wo das Wasser sein ordentliches Steigen behält, eine in Ellen abgetheilete Säule, an welcher man täglich zusiehet, wie hoch der Nil gewachsen. Wenn er zu einer gewissen Höhe gestiegen, wird am Ende des Hhalis, einer nahe am Nil gelegenen Strasse von Alt-Cairo, ein Damm aufgeworfen, damit der Nil aufgehalten werde, und die Straße nicht überschwemme. Sobald aber dieser Fluß sechszehn türkische Ellen angewachsen, wird der Damm durchstochen, und das Wasser durch alle Straßen gelassen. Diese Handlung geschichet mit großen öffentlichen Feyerlichkeiten. Das Wasser füllet nun den Hhalis bis auf funfzehn Fuß hoch an, und fället erst zu Anfang des Octobers. Wenn das Wasser ganz abgelaufen, ist von dem faulen Schlamm und Koth, den es zurückläßt, ein unerträglicher Gestank in der Straße, welche man erst mit vieler Mühe austrocknen muß, wozu keine kurze Zeit erfodert wird. Der Damm wird nicht früher und nicht später durchstochen, als bis der Nil genau sechszehn Fuß hoch angewachsen. Denn sonsten wird der Bacha von dem Großherrn zur Verantwortung gezogen, wenn das Jahr nicht fruchtbar genug ist. Hat er aber die Zeit genau beobachtet, so ist er außer aller Schuld.

Siebentes Hauptstück.

Des Verfassers Reise durch Persien; ein besonderer Vorfall, der ihm auf der Grenze begegnete; von dem persianischen Hans oder Khervanserais; von der Stadt Kerman Schahon; Beschreibung verschiedener Dörfer und kleiner Städte; von der Stadt Hamadan; des Verfassers Ankunft in Ispahan; Hauptbegrif von Persien; Beschreibung von Ispahan.

Der Herr von Thevenot that auch eine Reise nach dem heiligen Grabe zu Jerusalem, und giebt in seinen Schriften sowohl davon als auch von den heiligen Oertern in Palästina umständliche Nachrichten, welche wir aber hier darum nicht mittheilen, weil unsere Leser das gelobte Land bereits aus Maundrells Beschreibung desselben kennen, und weil wir hoffen, inskünftige aus des Ritters Arvieux Reisen das Merkwürdigste davon zu liefern. Nachdem unser Verfasser nach Paris zurückgekehret war, begab er sich nach einiger Zeit wieder auf Reisen; er gieng nach Aleppo, und von da weiter nach der asiatischen Türkey. Hier fand er in Bagdad eine Caravane, welche ihren Weg nach Persien richtete. Mit derselben unternahm er die Reise nach diesem Königreich. Sie brach 1664 im August von Bagdad auf, und kam nach einigen Tagen in Mendeli, dem letzten türkischen Ort an der persischen Grenze, an.

Von Mendeli gieng der Weg gegen Morgen in das persische Gebiet durch die Gebürge. Unser Autor hatte sich mit einem andern Franc von

der Caravane abgesondert, und ritte in Gedanken vor drey Hütten, die aus Schilf gemacht waren, vorbey, als unvermerket zwey bewaffnete Persianer vor ihm standen, und der eine sein Pferd am Zügel faßte. Sie redten einige persianische Worte, die er nicht verstand; und da er sie vor Räuber hielt, spannete er die Pistole auf sie. Sein anderer Gefährte und sein Diener jagten auch herzu, und wollten auf diese Leute schießen, welche nicht einmal zu den Waffen griffen, sondern die Drohungen mit kaltem Blute anhöreten. Als endlich der eine von ihnen unsern Autor Tardasch, das ist, Bruder, nennte, und begehrete, gehöret zu werden, so brauchten unsere Reisenden keine weitere Gewalt, und ihnen wurde mit vieler Höflichkeit angedeutet, daß sie nicht könnten durchgelassen werden. Diese Leute waren Rahdars oder Wegehüter, dergleichen nicht allein in Persien auf der Grenze, sondern auch in jeder Khanlik oder Provinz, befindlich sind, um die Landstraßen sicher zu halten; denn sie weisen alle diejenigen zurück, die nicht in einer Caravane kommen, und die sie nicht recht kennen. Der Kervan-Bachi suchte sie, nachdem er erfahren, daß sie unsern Autor mit seinem Gefährten aufgehalten, zu bewegen, sie gehen zu lassen. Allein, sie sagten, daß sie es nicht zugeben dürften, ohne ihrer Aemter entsetzt zu werden. Sie machten aber vornämlich darum große Schwierigkeiten, weil sie erfahren, daß unsere Reisenden Francs und unbekannte Leute wären. Diese mußten ihnen in ihre Hütten folgen; man besichtigte ihre Degen, und wollte auch ihre Koffres visitiren, welches aber

unser Autor verhinderte. Als sie endlich darauf bestanden, unsere Reisenden nicht paßiren zu lassen, wenn nicht die Caravane für sie gut sagte; so schickten sie einen dieser Persianer zu derselben, welche eine halbe Stunde weit gelagert war. Er kam mit einem von vielen Personen der Caravane unterzeichneten Schreiben zurück, worinn sie nicht allein für unsern Autor und seinen Gefährten gut sagten, sondern auch mit der Klage bey dem Chan droheten, wenn man ihnen Leid zufügen würde. Hierauf wurden sie entlassen, und sie giengen wieder zur Caravane.

Mit derselben setzten sie ihren Weg durch die Gebürge fort, längst dem Fluß **Rogoura** oder **Roudhhouna**, welcher Name jedoch allen großen Flüssen in Persien gegeben wird; sie paßireten diesen Fluß verschiedenemal, und kamen durch viele Dörfer der **Curden**, die mehrentheils aus zweyerley Häusern bestehen; einige derselben sind von Erde und Bruchsteinen erbauet, und darinn wohnen sie im Winter; die aber aus Schilf und allerley dicken Blättern zusammengesetzet sind, dienen zur Sommerwohnung. Da die persischen Gebürge sehr wasserreich sind, so kamen sie auch oft über steinerne gewölbte Brücken. In vielen Dörfern fanden sie zur Beqvemlichkeit der Caravanen gute **Hans** oder **Kervanserais**, welche schöner und beqvemer sind, als die türkischen. Sie sind hohe viereckigte Gebäude, durch deren Thor, unter welchem viele Kramläden befindlich, man in den grossen Hof kommt, in dessen Mitte zuweilen ein Springbrunnen stehet. Doch findet man dieses in den wenigsten Hans. Rund um den Hof sind

große

große breite Arcaden mit erhabenen Divans, und hinter einer jeden ist eine Kammer. Diese Kammern sind durch eine dicke Mauer voneinander abgesondert; sie haben aber weder Thüren noch Fenster, und man kann sie also nicht verschließen. Hinter dem Hans sind die Ställe und noch verschiedene Zimmer. Das Dach der Hans ist flach, und man kann auf demselben rings herum gehen.

Kurz vor Kerman-Schahon ist bey dem Dorfe Poul-Schah ein Fluß gleiches Namens, über welchem eine prächtige steinerne mit sieben Bogen versehene Brücke stehet. Von diesem Dorf lieget die Stadt Kerman-Schahon eine kleine Meile entfernet. Sie gehöret itzt den Türken, und der Chan oder Gouverneur wohnet darinn; das Serail ist aber gar nicht sonderlich. Da einige Uhrmacher in der Caravane waren, hielt sie der Vizir des Chans, welcher derjenige ist, der in Abwesenheit das Commando hat, auf, um zu warten, ob sein Herr einige Uhren kaufen wolle. Hier bemerket unser Autor, daß es für die, so durch Persien reisen, allemal beschwerlich sey, Uhrmacher bey sich zu haben, weil sie die Caravanen so lange aufhalten, bis der Chan die Uhren gesehen. Endlich reiseten sie weiter durch verschiedene Dörfer. In der kleinen Stadt Sahma bekamen sie einmal Wein zu trinken, welches in Persien was sehr seltenes ist, weil keine Christen da wohnen; man findet daher nicht allein keinen Wein in Persien, sondern es ist sogar ein großes Verbrechen, dessen zu erwehnen. In Kenghever ruheten sie in einem Kervanserai. Diese Stadt ist wohlgebauet und gut bevölkert, hat auch eine Festung, und ist auf

dieser Seite der letzte Ort in Curdistan, oder dem Lande der Curden. Das ganze Land, welches unser Autor bisher durchgereiset, wird von den Curden bewohnet, welche nicht viel besser als die Araber leben, aber tapferer sind, und das Kriegshandwerk gut verstehen. Ihr Land ist so sehr bergigt, und für Reisende beschwerlich, daß man sich nicht wundern darf, daß der König von Persien, so oft er Bagdad belagern wollen, keine Canonen, sondern das Metall auf Cameelen über die Gebürge herüber tragen, und daraus erst hernach die Canonen gießen lassen.

Von Kenghever kam unser Autor über eine große Brücke durch ein großes Dorf, über eine weite Ebene, nach der Stadt Asad-Abad, welche wohlgebauet ist, und große breite Straßen hat, durch welche ein kleiner Fluß läuft. Des andern Tages langte er in Hamadan an. Diese ist eine sehr große Stadt, die aber viele wüste Plätze, weitläuftige Gärten, und selbst besäete Aecker, in sich schließt. Ihre Häuser sind schlecht, und von Ziegeln erbauet, die an der Sonne gebrannt worden. Die Straßen sind auch nicht schön, diejenige ausgenommen, wo man Stoffe, fertig gemachte Kleider, und andere Waaren verkaufet. Diese Stadt führet noch itzt einen beträchtlichen Handel; ehedem war sie befestiget, und mit einem guten Schloß versehen; die Türken haben aber alles zerstöret. Die Luft ist daselbst ungesund, und die Wasser sind schlecht, so daß viele von der Caravane, und unser Autor selbst, davon krank wurden. Die Armenier haben eine Kirche in dieser Stadt. Gemeiniglich hat hier ein Chan das Commando.

Nach einem Aufenthalt von acht Tagen reisete unser Autor mit vielen andern von Hamadan ab, paßirete verschiedene Wasser und Brücken, und wartete in dem Städtlein Nischar auf die nachfolgende Caravane. Mit derselben nahm er seinen Weg immerfort morgenwärts durch viele Dörfer und kleine Städte, bis er endlich den ersten October in Jspahan anlangete. Ehe er aber von dieser Stadt eine Beschreibung giebt, so macht er folgende allgemeine Gedanken von Persien. Dieses große Königreich hat für sich keine andere Befestigung, als die hohen Berge und unfruchtbaren Wüsteneneyen, welche es von allen Seiten umgeben, und wider die Anfälle der mächtigsten Feinde schützen. Die Anzahl der Soldaten im Lande ist nicht groß, und Persien ist daher kein mächtiges, kein fruchtbares Reich; denn die Einwohner führen nur ein geringes Commercium; daher ist zu wenig Geld vorhanden, als daß eine große Armee könnte unterhalten werden. Man kann fast sagen, daß Persien bloß dem Gelde, das aus Europa und der Türkey nach Jndien gehet, und denen Waaren, die aus Jndien nach der Türkey und Europa kommen, zum Durchgang dienet. Das Erdreich dieses Landes ist, im Ganzen betrachtet, wegen der vielen Berge, des Mangels an Wasser in vielen Gegenden, und des Mangels der Bäume, nicht sonderlich fruchtbar. Die Einwohner haben wohl große Gärten; in denselben sind aber bloß fruchttragende Bäume, und auf den Feldern findet man keine. Die Bauern sind auch fleißig genug in Bearbeitung eines guten Strichs Landes und guter Hügel, allein es scheinet, daß sie den Feldbau nicht verste-

hen.

hen. Das beste und schönste Land in ganz Persien ist die Provinz Mazanderan, ohnweit dem caspischen Meer. In derselben findet man viele Kräuter, Früchte, Holzungen, Bäche und Flüsse, und bey der Hauptstadt Eschref sind die anmuthigsten Gärten: Allein, die Kälte ist daselbst im Winter sehr groß, und im Sommer ist die Luft so bösartig, daß die Leute sich anderswo hinbegeben müssen; und die Einwohner dieses Landes sind insgesammt gelb. Die Ursache der bösen Luft liegt in den Schlangen und andern Insecten, welche im Sommer aus Mangel des Wassers, welches alsdenn in den Bächen ausgetrocknet, sterben, verfaulen, und die Luft mit faulen Dünsten erfüllen.

Ispahan ist die Hauptstadt der Provinz Irac, (welche ein Theil des alten Parthe ist,) und zugleich des ganzen Reichs, weil der König von Persien in derselben residiret. Die Luft ist hier sehr trocken, und dieser Trockenheit schreibt es unser Autor zu, daß die Körper der Menschen und Thiere eine Stunde nach ihrem Tode aufschwellen, und daß auf alle Krankheiten eine Geschwulst der Füsse folget. Im Winter regnet es in Ispahan, und in ganz Persien zuweilen sehr stark, daß alles Eisen, und sogar die Schlüssel in der Tasche, rostig werden; die Häuser, weil sie meist aus Erde bestehen, fallen in Stücken, und der Schnee muß gleich weggenommen werden, weil er die Dächer verderbet, wenn sie nicht mit Steinen belegt sind. Sonst aber regnet es sehr selten.

Unter allen Städten Persiens ist Ispahan die einzige, welche Mauern hat. Sie hat etwa vier bis fünf Stunden im Umfang. Sie bestehet aus

vielen

hen. Das beste und schönste Land in ganz Persien ist die Provinz Mazanderan, ohnweit dem caspischen Meer. In derselben findet man viele Kräuter, Früchte, Holzungen, Bäche und Flüsse, und bey der Hauptstadt Eschref sind die anmuthigsten Gärten: Allein, die Kälte ist daselbst im Winter sehr groß, und im Sommer ist die Luft so bösartig, daß die Leute sich anderswo hinbegeben müssen; und die Einwohner dieses Landes sind insgesammt gelb. Die Ursache der bösen Luft liegt in den Schlangen und andern Insecten, welche im Sommer aus Mangel des Wassers, welches alsdenn in den Bächen ausgetrocknet, sterben, verfaulen, und die Luft mit faulen Dünsten erfüllen.

Ispahan ist die Hauptstadt der Provinz Irac, (welche ein Theil des alten Parthe ist,) und zugleich des ganzen Reichs, weil der König von Persien in derselben residiret. Die Luft ist hier sehr trocken, und dieser Trockenheit schreibt es unser Autor zu, daß die Körper der Menschen und Thiere eine Stunde nach ihrem Tode aufschwellen, und daß auf alle Krankheiten eine Geschwulst der Füsse folget. Im Winter regnet es in Ispahan, und in ganz Persien zuweilen sehr stark, daß alles Eisen, und sogar die Schlüssel in der Tasche, rostig werden; die Häuser, weil sie meist aus Erde bestehen, fallen in Stücken, und der Schnee muß gleich weggenommen werden, weil er die Dächer verderbet, wenn sie nicht mit Steinen belegt sind. Sonst aber regnet es sehr selten.

Unter allen Städten Persiens ist Ispahan die einzige, welche Mauern hat. Sie hat etwa vier bis fünf Stunden im Umfang. Sie bestehet aus

vielen

sc.

vielen großen Häusern, die aber von wenigen Menschen bewohnet sind, und einen großen Platz wegen der weitläuftigen Gärten einnehmen. Nach der Festung zu ist die neue Stadt, worinn die Luft und das Wasser besser sind, als in der alten Stadt. Ispahan hat auch große Vorstädte, die von vielen vornehmen Leuten bewohnet werden. Die schönste, reicheste, und mit den besten Häusern prangende Vorstadt ist Giolfa, am Flusse Senderu, deren meiste Einwohner Armenier sind. Um Giolfa herum sind noch viele ebenfalls mit schönen Häusern bebauete Plätze, die ihre besondere Namen haben. Gegen Giolfa über ist das Qvartier der Taurislu, welches Tauris-Abad oder Abis-Abad heißt; es ist zwar größer als Giolfa, allein, weder so angenehm noch so gut gebauet.

Unter allen Plätzen in Ispahan, ja selbst unter allen regulairen Plätzen in der Welt ist derjenige, den man den Meidan nennet, einer der schönsten und größten. Er ist ohngefehr sieben hundert gemeine Schritte lang und zwey bis drey hundert breit, und rings herum mit Häusern bebauet, die eine egale Höhe haben, und mit bedeckten Gängen versehen sind, über welchen noch eine Reihe von vertieften Arcaden gehet, die zur Galerie und zum Durchgang nach den Kamntern einiger in der Nähe befindlichen Kervanserais dienen. Rund um den Platz, einige Schritte von den Häusern ab, läuft ein Canal mit frischem Wasser, welchen der große Chach-Abbas hat machen lassen. Dieser Platz ist auch mit Alleen versehen, die aber mit der Zeit gänzlich eingehen werden, weil man keine Bäume an die Stelle derer verdorbenen nachpflanzet. An

dem

dem einen Ende dieses Platzes, gegen Norden, hängt über der Thüre eines Bazars eine Klocke, an welcher die Worte Ave Maria gratia plena, zu lesen sind. Man sagt, daß sie in Ormus aus einem Kloster genommen worden. Auf beyden Seiten dieser Klocke sind Gallerien, auf welchen viele Menschen alle Abend mit Sonnen Untergang allerley Musik mit Pauken und Trompeten machen. Sie haben sowohl die gemeine, als auch eine andere ganz besondere Art von Trompeten, die von Kupfer und gerade sind; das Mundstück hat etwa einen Zoll im Diameter; die Röhre selbst aber ist eng, und die vordere Oeffnung, wo der Schall herauskommt, ist anderthalb Fuß weit. Diese Trompeten können auseinander genommen werden, indem sie aus zwey Stücken, die ineinander gefüget sind, bestehen; sie geben einen harten, rauhen und unangenehmen Ton. Gegen Mittag siehet man auf dem Meidan zwey hohe bedeckte Gänge zum Maschspielen, und auf der Mitte des Platzes ist ein hoher Baum, worauf oben eine Kugel liegt; und hier ist der Ort, wo die Cavaliere sich im Pfeilschießen zu Pferde üben. Von diesem Meidan gehen verschiedene Thüren nach des Königs Pallast; auf demselben stehen auch zwey Moscheen. In einer Straße an der Ecke des Meidans zwischen Mittag und Abend ist der Eingang zu den Haram oder das Haus, wo des Königs Frauenzimmer wohnen; und linkerhand ist die Karchane oder das Arbeitshaus vor die Handwerker und Künstler, die in des Königs Sold stehen.

Am Ende der sehr schönen Straße Tchehar-bag ist ein Gebäude, Hezar-Dgerib genannt, welches

welches einen überaus prächtigen, sehenswürdigen, und mit vielen Springbrunnen und Baßins versehenen Garten hat. Das Wasser zu allen Gärten wird durch unterirrdische Canäle aus dem Fluß Senderu von drey bis vier Meilen weit nach der Stadt, und von hier nach den Feldern geleitet. In dem Garten des Hezär-Dgerib kann jedermann vor wenig Geld sich mit Spatzieren ergötzen. In ganz Persien sind keine Kirchhöfe innerhalb den Städten, sondern sie sind alle außerhalb.

Alle Häuser in Ispahan sind von Steinen, die an der Sonne gebrannt, erbauet; auf dieselben leget man Erde mit Stroh vermischt, und überstreicht sie mit feinem sehr weißen Gyps, dessen Steine in den benachbarten Bergen gebrochen werden. In den andern Oertern Persiens bestehen die Häuser bloß aus Erde, welche mit zerschnittenem Stroh durchgetreten, und an der Sonne getrocknet wird; aber sie gehet von der geringsten Nässe leicht wieder auseinander. In Ispahan ist so vieles Wasser, daß man einen Brunnen vor drey bis vier Abaßi kann ausgraben. Die Persianer bedienen sich keiner Gerüste bey der Erbauung ihrer Häuser, sondern sie werfen an deren Statt einen hohen Hügel von Erde auf, worauf sie alle Baumaterialien, die mehrentheils nur leicht sind, bringen. Die Fronte ihrer Häuser richten sie gemeiniglich gegen Norden, um der frischen Luft willen, aus welcher Ursach auch viele nach allen vier Seiten mit Luftlöchern versehen sind. Die Maurer fodern alle ihre Materialien von den Handlangern im Singen. Die Boden und Thielen der Stuben machen sie aus Querbalken, über welche Breter geleget werden, die sie mit Bin-

sen-

senmatten bedecken, worüber noch eine Lage Schilf kommt, welche denn mit Erde bedeckt wird; unter die Lage von Erde aber mischen sie Salz, damit die Würmer nicht in das Holz kommen. Den Kalk brennen sie aus den Steinen wie wir; aber sie löschen ihn nur unvollkommen im Wasser, und vermischen ihn vor und während dem Löschen vielfältig mit Asche, daß eine Masse daraus wird, die sie mit Prügeln fest klopfen, und welche, wenn sie zum Bau gebraucht werden soll, wieder in vielem Wasser aufgelöst, und mit Stroh vermischet wird. Die Mauern werden nicht mit Kalk, sondern mit einer gewissen weißen Erde, welche sie Ghilsefid nennen, und die im Wasser leicht zergehet, geweißet. An einigen Orten nehmen sie zu Ersparung der Erde, Gyps, aber es wird nicht so weiß, wie vom Ghilsefid. Zuweilen werden auch die Mauern mit einer Vermischung von Gyps und einer gewissen gelben oder zimmtfarbenen Erde, die Zerdghil heißet, übertünchet; anfänglich siehet die Mauer graulich davon aus; jemehr es aber trocknet, desto weißer wird es.

In Schiras, Lar, und andern warmen Ländern haben sie eine sonderbare Erfindung, die Luft oben auf den Häusern zu fangen, und von da in die Stuben zu bringen. Sie richten nämlich eine große Mauer in die Höhe, gegen welche von allen Seiten andere breite und hohe Mauern von drey zu drey Fuß gesetzt sind. Der Wind mag nun herkommen, wo er will, so wird er zwischen drey Mauern und dem Dach zusammengehalten, und genöthiget, durch ein Loch in das Untere des Hauses einzudringen.

Achtes Hauptstück.

Von den Künsten und Wissenschaften der Perser; von ihrer Gemüthsart; von ihrem Gelde, Gewicht und Maaß; von ihrer Kleidung; von ihren Speisen; von dem persischen Hof; von den Strafen der Verbrecher; von der Astrologie und dem Aberglauben der Perser; von ihrer Religion; von den Juden, Guebers, und Armeniern; von einigen Thieren und Insekten; von einigen Früchten und Pflanzen Persiens.

Die Künstler müssen in Persien dem Könige jährlich eine gewisse Abgabe entrichten, welche nach dem Verhältniß fest gesetzt ist, da jede Kunst mehr oder weniger verdienet. Sie machen verschiedene gute Sachen; unter andern bereiten sie einen vortreflichen Fürniß aus Sandarax und Leinöl, welcher, wenn er gebraucht wird, in Steinöl oder in Weingeist aufgelöset werden muß. Es giebt in Persien viele und zum Theil geschickte Aerzte. Die Recepte, die sie verschreiben, werden einer Frau gegeben, welche die Ingredientien einkaufet, und die Arzney in dem Hause des Kranken zubereitet; denn in ganz Persien präpariren die Weiber die Arzneyen. Die gemeineste Arzney wider das Fieber sind einige kühlende Saamen, die gestoßen und dem Kranken in Wasser eingegeben werden. Die China brauchen sie wider viele Krankheiten; sie bedienen sich auch des Aderlassens, und sind in dieser Operation besonders geschickt. Zu Schiras halten sie es im Sommer tödtlich, die Ader zu öffnen.

Von den couranten Münzen in Persien berichtet unser Autor folgendes. Die Piaster gelten daselbst dreyzehn Chais, oder, wenn sie wichtig sind, dreyzehn Chais und ein Bisti. Ein Bisti macht vier Casbegis, wovon zehn auf einen Chai gehen. Ein Abaßi beträgt vier Chais oder ohngefehr achtzehn französische Sols; ein Mahmoudi sind zwey Chais oder neun Sols; ein Chai gilt ohngefehr fünfthalb Sols. Ein Toman macht funfzehn Piaster oder funfzig Abaßis. Die Mahmoudis heißen auch Yuz-altun, d. i. hundert Altuns, welches Wort eigentlich das Gold bedeutet, gemeiniglich aber vor eine Seqvine genommen wird. Die Abaßis sind die beste Münze in der Welt aus dem reinesten Silber, die alle ein ganz gleiches Gewicht haben. Das Man ist in Ispahan ein Gewicht von zwölf Pfunden. Zur Meßkunst haben die Persianer ein gewisses Maaß, welches sie Farsange nennen, das so viel ist als drey Meilen; eine Meile hat vier tausend halbe Ellen, eine halbe Elle (coudée) macht vier und zwanzig Fingerbreiten aus, und ein Fingerbreit beträgt sechs aneinander gelegte Gerstenkörner. Diese Berechnung hat der Autor aus einer persischen Geographie genommen. Er hat sechs aneinander gelegte Gerstenkörner mit einem Zirkel gemessen, und befunden, daß sie achtmal genommen sechs Zoll ausmachen; also betragen vier und zwanzig Fingersbreiten achtzehn Zoll oder anderthalb Fuß; folglich hat eine Meile sechs tausend Fuß.

Am persischen Hofe wird die türkische Sprache geredet, theils weil sie von den türkischen und tartarischen Fürsten, welche Persien eroberten, eingeführt

führt worden, theils damit sich die Hofleute von dem gemeinen Mann unterscheiden. Es ist aber ein ganz anderes Türkisches, als zu Constantinopel gesprochen wird. Die Persianer sind sehr eitel, und lieben die Pracht auf das äußerste; deswegen machen sie in ihren Kleidern, Meublen, und Bedienten, große Verschwendungen. Im Felde führen sie ein erstaunend großes Gepäcke mit sich, um da eben so beqvemlich wie in der Stadt leben zu können; und ihre Zelter sind über alle Maaßen prächtig. Diese Verschwendung ist Ursach, daß die meisten arm und ohne Geld sind. Die Vornehmen bringen ihre Zeit recht müßig zu. Des Morgens erscheinen sie bey Hofe, und Nachmittags thun sie zu Hause nichts als Tobak rauchen, und so gar in dem Umgange mit ihren Freunden ist das ihr einziger Zeitvertreib; sie rauchen durch ein mit Wasser erfülltes gläsernes Gefäß, welches zwischen dem Kopf und der Spitze der Pfeife befestiget ist; sie spielen auch das Brett- und Schachspiel.

Viele Persianer legen sich auf die Mathematik, Philosophie, und Moral, und sie haben in diesen Wissenschaften einige gute Schriftsteller; aber sie sind bis zum Ekel in den größten Kleinigkeiten neugierig. Sie verachten nicht, wie die Türken, die Figuren von Thieren; sondern sie haben solche gern in ihren Malereyen und Schnitzarbeiten. Sie sind sehr zänkisch, und prügeln sich bey der geringsten Gelegenheit. Darüber werden sie nicht gestrafet, so wie die Türken, welche schon wegen eines einzigen Stoßes der Justiz übergeben werden. Wenn aber einer den andern tödtet, so fodert der Anverwandte oder die Frau das Blut des Erschlagenen,

und der Mörder muß sich wegen einer Geldsumme vergleichen. Oft aber sind die Angehörigen damit nicht zufrieden, sondern sie übergeben ihn den Gerichten, und in diesem Fall suchen die Richter doch sein Leben zu schonen, und einen Geldvergleich, wovon sie denn ihren Antheil haben, zu Stande zu bringen. Da aber die persianischen Frauen sehr grausam sind, so wird der Thäter, wenn er in ihre Hände fällt, auf Zulassung der Gerichte, erschrecklich gemartert und getödtet. Ueberhaupt sind die Persianer sehr rachgierig. Die Gerechtigkeit wird hier ebenfalls mit vielem Geiz gehandhabet, und ohne Geld richtet niemand was aus. Die Knechte und das gemeine Volk in Persien sind sehr diebisch; wenn ein Diebstahl entdecket wird, so nimmt der Richter bey Bestrafung des Diebes einen Theil von zehn Theilen des geraubten Guts.

Da weder in Persien noch in Indien Leinwand ist, so tragen die Persianer unmittelbar auf der Haut feine wollene Hemden, welche gegen die rechte Seite offen, und oben an der rechten Schulter mit einem Bande zugemacht werden. Die Hosen sind wie der Türken ihre. Das Camisol gehet bis über die Hüften, und ist von Baumwolle, entweder weiß, oder mit allerhand Blumen und Vögeln bemahlt. Dieses Camisol nennen sie Arcalik. Darüber haben sie eine Caba oder Weste von feiner auf allerhand Art gefärbten Baumwolle, die bis an die Lenden gehet, oben spitz und unten mehr ründlich ist, über den Magen verschiedentlich übereinander geschlagen, und mit Bändern unter die Achseln befestiget, außerdem aber noch mit zwey Gürteln, wovon der eine aus gewürktem Stoff, und der andre

aus Cameelhaarnem Zeuge bestehet, umzingelt werden. Ueber derselben tragen sie im Sommer einen kurzen Rock ohne Ermel und Futter, welchen sie Courdi nennen; im Winter tragen sie einen langen mit Ermeln versehenen und mit Pelz gefutterten Rock, welcher Cadebis heißt, und oft mit Aufschlägen von den kostbarsten und feinesten Fellen gezieret ist. Ihre Strümpfe bestehen aus dickem breiten Tuch, die unter das Knie gebunden werden. Die Schuhe sind meistens grün oder fleischfarbig, wie Pantoffeln, vorn spitz, aber so kurz, daß der Haken herausstehet, weswegen sie am Haken der Strümpfe ein rothes Leder ansetzen, welches an die Schuhe anlieget. Nichts destoweniger liegt der Fuß feste in diesen Schuhen. Den Kopf bedecken sie mit Mützen und einem Turban von verschiedenen Farben.

Die Kleidung der Persianer ist schöner, aber nicht so beqvemlich, als die der Türken. Um immerfort reinlich zu seyn, ziehen sich die Perser aus, sobald sie zu Hause kommen, und alle Tage haben sie eine andere Kleidung, so daß sie nach ohngefehr sechs Monaten die vorige wieder anlegen. Nach der Zierlichkeit und Schönheit der Kleidung messen die Perser ihre Verdienste ab. Die persianische Tracht ist also wegen ihrer Kostbarkeit und wegen der Menge der Kleider, die sie zum Umwechseln haben müssen, sehr theuer. Sie tragen auch Ringe mit kostbaren Steinen auf ihren Fingern, nur mit dem Unterschied, daß die Mannsleute, und selbst der König, silberne, und niemals goldene, welche allein für die Frauenzimmer sind, tragen. Im Winter beschmieren sie ihre Hände und Füße mit

der Hanna, um dadurch das Aufspringen der Haut, welches die Kälte sonst verursachet, zu verhüten. Den Bart lassen sie nicht so lang wachsen wie die Türken; aber sie rasiren ihn auch nicht; sondern sie schneiden ihn mit einer Scheere ganz kurz ab; so daß das Kinn von den hervorstehenden Spitzen der Haare ganz schwarz ist. Die Knebelbärte aber erhalten sie lang und ansehnlich. Wenn sie um einen Todten trauren, tragen sie einen Gürtel, dessen beyde Enden kreuzweise über den Magen hängen. Die Frauensleute stellen ein eben so großes Geschrey und Wehklagen, wie in der Türkey und der ganzen Levante an. Die Mannsleute zerreißen zum Zeichen ihres Leides, wenn einer stirbet, ihre Caba vorn, und theilen sieben Tage lang Allmosen aus, welches auch die Frauenzimmer thun.

In Persien gehen alle Frauenzimmer, sowohl reiche als arme, sehr artig gekleidet. Wenn sie ausgehen, haben sie einen feinen weißen Schleyer über das Gesicht; aber auch im Hause ist ihr Gesicht bedecket. An den Nasen tragen sie Ringe. Wenn sie reisen, sitzen sie in bedeckten Wagen, die von Cameelen gezogen werden. Alle Persianer beyderley Geschlechts sitzen nie anders als auf türkische Manier mit übereinander geschlagenen Füßen. Sie schlafen auch auf der Erde, und bedecken sich mit einer mit allerhand Blumen und andern Figuren bemalten sogenannten indianischen Decke.

Die Perser sind in ihren Speisen eben so verschwenderisch, wie in andern Dingen. Ob sie gleich nur täglich einmal, und zwar des Abends, warme Speisen essen, so herrschet auf ihren Tafeln allemal eine unsägliche Vielheit von Gerichten.

Den Pilau machen sie auf eine etwas veränderte Art, und nennen ihn Schilau; er ist ebenfalls ihr liebstes Essen, und vermischen Fleisch oder Fische damit. Sie machen auch aus dem gekochten Reiß mit Wasser, etwas Mehl, einigen Eyern, ein wenig Zucker, welches zusammen gekocht, und mit Rosenwasser gleichsam gewürzet wird, ein wohlschmeckendes Essen, welches Cangi heißt, sehr nähret, und den Kranken ungemein dienlich ist. Von dem Fleisch genießen sie meistens Hammel- und Lammfleisch, Hüner und Capaunen; gemeiniglich kochen sie sie, denn das Gebratene lieben sie nicht sehr. Sie bereiten vielerley Ragouts, die, wenn sie gleich nicht eben delicat sind, doch große Kosten machen. Die Früchte essen sie in unmäßiger Menge, so daß viele sich dadurch den Tod zuziehen. Käse und Zuckerwerk sind bey ihnen auch im Gebrauch. Ihr Brod ist sehr gut, und wohlausgebacken, aber sie bestreuen es von außen über und über mit Mohnsaamen. Zu ihren Tischgeschirren bedienen sie sich der Fayence oder des falschen Porcellains, welches sehr gut ist, und in Kermon gemachet wird. Die Kuhbutter, weil sie vor sich nicht viel tauget, vermischen sie mit Schaafbutter. Den Wein dürfen sie zwar nach ihren Gesetzen nicht trinken, aber sie thun es zuweilen doch. In Persien brauchen viele Menschen das Opium, aber wer es einmal genossen hat, wird so sehr ein Sclave von diesem Mittel, daß er, wenn er es nicht haben kann, des Todes wird.

Persien ist ein souveraines Reich. Der König hat eine unumschränkte Macht in allen Dingen, so daß sogar der Ramadan oder ein anderes Fest ohne

seine Erlaubniß nicht darf gefeyert werden, und wenn gleich die Mondenzeit dazu erschienen, schiebet er die Feste zuweilen einige Tage auf. Seine Unterthanen fürchten und ehren ihn mit dem blindesten Gehorsam, und ihr heiligster Eid ist, wenn sie bey dem Haupt ihres Königs schwören. Er ordnet die Strafen nach seinem Gefallen, und gebietet über Leben und Tod, ohne einige Richtschnur der Gesetze oder des hergebrachten Gebrauchs zu achten. Er übet oft große Grausamkeiten aus, und die Vornehmsten des Hofes sind denselben am leichtesten unterworfen. Um sich auf dem Thron zu erhalten, lassen die persischen Könige nicht allein, wenn sie zur Regierung kommen, allen ihren Brüdern, Vettern und Anverwandten, beyde Augen ausstechen, sondern sie lassen zuweilen auch alle Kinder, die von ihren Verwandtinnen gebohren werden, verhungern. Seine Gemahlinnen und die Prinzeßinnen heißen Begumen; die angesehensten Frauenzimmer des Serails aber werden Khanumen genennt. Der König ist so eifersüchtig, daß der ohne Gnade sterben muß, welcher nur eine von seinen Frauenzimmern ansiehet, und wenn er mit ihnen reiset, darf sich niemand auf dem Wege erblicken lassen, weil er sogleich von einem Eunuchen getödtet wird. Diese Stille der Straßen bey dem Ausgang der königlichen Frauenzimmer wird Courouk genannt. In Giolfa müssen alle Mannsleute ihre Häuser verlassen, und so lange auf dem Felde in Zeltern wohnen, bis der König mit seinem Haram oder Frauenzimmergefolge durchpaßiret ist; die Weiber aber dürfen in der Stadt bleiben. Der Courouk erstrecket sich auch zuweilen auf andere Din-

ge. Z. E. auf Hüner, Fische, und dergleichen, da denn zu der Zeit außer dem König niemand etwas davon kaufen darf.

Dieser Hoheit und Grausamkeit ohnerachtet sind die persischen Könige zuweilen mit ihren Unterthanen, noch mehr aber mit Fremden, sehr umgänglich, essen und trinken mit ihnen, und machen sich sonst mit denselben sehr gemein. Aber wer solches mißbrauchet, der muß allerdings auch eine harte Ahndung erfahren, und das Sprüchwort trifft auch hier im Lande ein, daß es gefährlich sey, mit Königen Kirschen zu essen. Er saufet öfters wacker mit ihnen, ja bey den Audienzen der christlichen und anderer Gesandten wird ganz und gar nichts anders gethan als getrunken. Der damalige Regent, Schach Abas, trank den Wein gern, und pflegte ihn denen Gesandten und Fremden reichlich vorzusetzen; er wurde auch zuweilen sehr davon berauschet, und seine Leute mußten ihm des andern Tages erzählen, was er in der Trunkenheit gethan und gesprochen, damit er es wiederrufen oder verbessern könne, wenn es wider seine Würde oder seinen Nutzen gewesen. Die persischen Könige besitzen einen erstaunlichen Reichthum an goldenen Gefäßen, schätzbaren Edelgesteinen, und kostbaren Waffen. Alle diese Kostbarkeiten läßt der König theils neu verfertigen, theils bekommt er sie häufig von den Chans und andern Großen seines Reichs zum Geschenk. Ueberdem wird sein Schatz durch die Reichthümer der Großen, die in Ungnade fallen, oder getödtet werden, und deren Güter der König einziehet, sehr vermehret.

Die persianische Macht bestehet in drey Corps. Das erste wird von den Corschis, das andere von den Goulams, und das dritte von den Teufencgis formiret. Die Corschi sind Eingebohrne, die aber von den Türken entsprossen, und, wie die Turcomannen, unter Zeltern leben. Sie sind in grosser Anzahl, und machen an funfzig tausend Mann aus, wovon der König fünf und zwanzig tausend in seinem Sold hat. Ihr General oder Corschi Bachi ist allemal aus ihrem Geschlecht. Wenn der König einen von den Großen will hinrichten lassen, so bedienet er sich eines Corschi dazu. Die Goulams sind Sclaven oder Sclavenkinder aus allerley Nationen; sie bestehen ohngefehr aus vierzehn tausend Mann, und ihr Oberhaupt heißt Koullar-Agaßi. Die Tefengis sind allerley zusammengeraftes Volk; sie sind in schlechter Achtung, haben Flinten, und dienen zu Fuß und zu Pferde. Es sind deren acht tausend Mann. Die Corschi und Goulams sind zu Pferde, und führen Pfeil und Bogen, zuweilen auch Büchsen. Außer diesen hat der König noch eine eigene Garde.

Unter den vornehmsten Bedienten der Krone ist der Eatemad-Doulet nach dem König der erste im Reich, und der das Staatsruder führet. Nach ihm folget der Seder, oder der oberste Geistliche, der dem ohnerachtet auch zu der Würde eines Eatemad-Doulet gelangen kann. Er hat in jeder Stadt zwey Personen unter sich, welche alle Religionssachen entscheiden, und Contracte, Testamente, und alle öffentliche gerichtliche Handlungen vollziehen; der letztere heißt Cadi, und der erste ist der Sheikel-Selom. Der Sepeh-Salar ist der Generalis-

ralißimus, der aber nur zu Kriegeszeiten erwehlet wird, und unter ihm stehen der Courouki-Bachi und Koullar-Agasi. In jeder Moschee ist ein Pichnamaz oder Directeur der Gebete; er ist so viel wie der Imam bey den Türken, und muß die Gebete dem Volk vorbeten. Die Moulas bekommen von der Kirche starke Besoldungen; sie sind die eigentlichen Lehrer der Wissenschaften und Rechte, fast wie die Hodgias bey den Türken; sie vertreten auch die Stelle der Notarien bey öffentlichem Verkauf, bey Vergleichen, u. s. w. und tragen in ganz Persien einen weißen Turban. Der Nazer ist der Aufseher über alle Güter, Meubles, Kleider, und Kostbarkeiten des Königs. Der Mehter ist gleichsam der erste Cammerdiener, oder, wenn man will, Cammerherr des Königs, denn er ist beständig um ihn, und er vermag viel bey ihm; ja oft regieret er ihn ganz und gar. Der Mirakhor-Bachi ist der oberste Stallmeister; der Vacanuviez, erster Staatssecretair; der Mirchikar-Bachi, Oberjägermeister; der Ischik-Agasi-Bachi, Oberhofmeister; der Mahmendar-Bachi, Introducteur der Gesandten; der Munedgim-Bachi, das Oberhaupt der Sterndeuter; Hakim Bachi, der erste Medicus.

Die Würde eines Divan-Beghi ist sehr beträchtlich. In jeder Stadt ist einer davon. Er wird von dem Könige gesetzt, um auf die Chans Acht zu haben, deren Aufseher er gleichsam ist. Diese Bedienung bringet viel ein, weil ihm die Chans und andere Großen oft Präsente machen, damit er sie bey begangenen Ungerechtigkeiten nicht bey dem König angebe, und zur Rechenschaft ziehe, welches

die

die leicht zu fürchten haben, deren Feind er ist. Den Deroga setzet der Chan ein, und er ist auch lediglich von ihm abhängig. Er ist gleichsam der Criminell-Lieutenant, der alle öffentliche Verbrechen und Unordnungen, als Diebereyen, Zänkereyen, Schlägereyen, Mord und Hurerey bestrafen muß. Unter dem Deroga stehet der Aatas oder Anführer der Schaarwache, die des Nachts auf den Straßen Ordnung erhält, und alle Schwärmer und Lärmer arretiret. Der Kelonter ist eben das, was bey den Römern der Tribunus Plebis war; er muß das Volk wider die Tyranneyen der Gouverneurs schützen, und ihre Zwistigkeiten beylegen. Er wird von dem König bestellet.

Der König macht an seine Chans und Untergouverneurs öfters Geschenke, welche aber denen, die sie empfangen, gemeiniglich theuer zu stehen kommen; denn der König wählet einen armen Menschen, dem er gern einiges Geld will zuwenden, zum Ueberbringer derselben, und befiehlet dem Chan oder Gouverneur in einem Briefe, ihm funfzig, hundert, ja wohl zwey hundert Tomans auszuzahlen, welches er auch ohne Weigerung thun muß. Wenn das Präsent von sehr großem Werth ist, so überbringet es meistens einer von den Vornehmen des Hofes, und in solchem Fall muß dieser eine noch größere Belohnung erhalten. Diese Geschenke, sie mögen bestehen, worinn sie wollen, nennen die Perser Kalaat, und sie werden allemal mit großem Pomp überschicket. Wenn der Kalaat aus rothen Sachen bestehet, so ist es selten ein gutes Zeichen, weil solches fast immer die Ungnade des Königs anzeiget,

zeiget, und der, so ihn erhält, zu fürchten hat, daß ihn der König werde tödten lassen.

Die Schaters sind die Läufer oder Fußbedienten des Königs, welche aber, ehe sie angenommen werden, ihre Probe machen müssen, welche darinn bestehet, daß sie in einem Tage zwölfmal einen Weg von anderthalb guten Meilen, von Hali-Capi bis an die Gebürge laufen müssen. Am Ende dieses Weges stehen einige Leute mit Bogen, die mit Bändern ausgezieret sind, welche dem Schater jedesmal einen solchen Bogen geben, welchen er nach Hali-Capi zurückbringen, und wenn er also zwölf Bogen gebracht, ist seine Probe vollendet. Unterdessen ist Kourouk auf dem Meidan und auf dem ganzen Wege, den er durchlaufen muß. Auf den Seiten stehen viele Pauker und Trompeter, welche Musik machen. Vornehme und Geringe stellen sich hin, um zuzusehen, und sie beschenken den Schater, ein jeder nach seinem Vermögen, mit Gelde; ja um dieses Schauspiel recht ansehnlich zu machen, werden zuweilen Männer und Weiber, Alte und Junge, mit Prügeln aus ihren Häusern getrieben, und gezwungen zuzusehen. Auf diese Weise muß ein Schater vom Morgen bis am Abend sechs und dreyßig französische Meilen laufen können; er isset diesen ganzen Tag nichts, und ruhet sich nicht aus, trinket aber zuweilen etwas Sorbet.

Zur Jagd der wilden Ziegen bedienet sich der König des Pantherthiers, welches von den Persianern Dgious genennt wird, und aus Arabien kommt. Es ist zahm, und thut den Menschen nichts. Ein Reuter nimmt es an einer Kette mit sich auf dem Pferde, und hält ihm einen Wulst vor die Augen,

gen, und, wenn er eine wilde Ziege auf fünf bis sechs hundert Schritte entdecket, läßt er das Thier von dem Wulst und der Kette loß. Solches krie-chet alsdenn ganz sachte auf dem Bauch, und, wenn es kann, hinter das Gebüsche; sobald es die Ziege ohngefehr bis auf sechszig Schritt erreichet hat, ge-het es mit starken Sprüngen auf dieselbe los, und haschet sie. Außerdem hat der König zu seinen Jagden eine Menge Hunde, und viele Vögel und Falken.

Unter die persischen Civilgesetze gehöret auch die ungerechte Verfügung, daß ein Christ, der den mahometanischen Glauben annimmt, alle Güter von seinen Verwandten nach ihrem Tode, mit Aus-schließung der hinterlassenen Kinder, erbet. Allein die Richter, welche diese Ungerechtigkeit einsehen, das Gesetz aber nicht ändern dürfen, suchen den Sterbenden oft zu bewegen, daß er seine Güter an sichere Leute fälschlich verkaufet, welche sie unter der Hand den Kindern wieder einhändigen.

Wenn die Perser einen zum Geständniß einer begangenen Uebelthat bringen wollen, brennen sie ihn mit glüenden Eisen. Den Frauenzimmern thun sie eine lebendige Katze zwischen die Hosen und das bloße Fleisch, welche sie grausam martert. Die Strafen derer Verbrecher, denen man das Le-ben schenket, bestehen darinn, daß man ihnen beyde Augen aussticht, oder die Nerven am Fuß prickelt, oder gar durchschneidet, oder sie an den Beinen auf-hänget, und ihnen Stockprügel giebt.

Der König von Persien hat viele Sterndeuter in seinem Dienst. Sie werden Munedgim ge-nannt. Die Astrologie ist überhaupt in Persien

sehr

sehr beliebt, und sie gehet bis zum Aberglauben. Nicht allein die Großen und Gelehrten legen sich hier auf diese Wissenschaft, sondern sogar der gemeine Mann, der etwas lesen kann, leget sich auf die Beobachtung der Planeten und ihrer verschiedenen Conjunctionen. Man kann hieraus theils das allgemeine Genie des Volks erkennen, denn in allen Gesellschaften reden sie in ihrer Sprache fast von nichts, als Sphären, Apogeen, Perigeen, u. s. w. Die persischen Könige unternehmen nicht das geringste, ohne ihre Sterndeuter erst um Rath zu fragen, und diese Leute, die ihnen jährlich vieles Geld kosten, haben sich ihnen so nothwendig gemacht, als der nützlichste Bediente des Staats; und wenn gleich der König so klug wäre, ihre Betrügereyen einzusehen, so dienen sie ihm doch oft zum Deckmantel seiner guten und bösen Handlungen, daß das Volk nicht murren darf, weil sie auf Anrathen der Sterndeuter geschehen sind. Die Perser sind aber auch in tausend andern Kleinigkeiten, die mit der Astrologie gar keine Gemeinschaft haben, überaus abergläubisch. Weil sie die Christen vor unrein halten, so leiden sie keine derselben in ihren Bädern und Caffeehäusern; sie essen auch kein Fleisch welches ein Christ angerühret; und das Trinkgeschirr, woraus ein Christ getrunken, zerbrechen sie sofort. Sie halten auch die Türken für eben so unrein, und haben wider sie überhaupt einen natürlichen Haß, den sie aber nicht so öffentlich dürfen merken lassen. Der närrischeste Aberglauben ist wohl der, daß sie, wenn ein Haus brennet, das Feuer nicht löschen, sondern es ausbrennen lassen, und nur so viel zu retten suchen als möglich ist,

bis andere Leute, die nicht von ihrer Religion sind, es auslöschen. In ihre Moscheen darf kein Christ kommen; wenn man ihn darinn ertappet, muß er ein Mahometaner werden, oder eine starke Geldbuße erlegen, oder eine gute Anzahl Schläge aushalten. Jedoch leiden sie, wenn ein Christ wider ihre Religion disputiret, welches unter den Türken ein Todesverbrechen ist.

Die Religion der Perser ist im Wesentlichen die mahometanische, ob sie gleich Todfeinde der Türken sind, und eine Nation die andere für Ketzer hält. Solches rühret daher, weil die Perser sich vom Aly herleiten, und denselben für den rechtmäßigen Nachfolger **Mahomets**, die Türken aber den **Aboubeker** dafür halten. Die sich zur persischen Religion bekennen, nennen sich **Schiais**, und folgen blos den Vorschriften ihrer Gesetze, ohne sich an die Regeln der Gottesfurcht zu halten, wie die Bekenner der türkischen Religion, welche sich **Sunnis** nennen, und sich allemal dafür ausgeben, wenn es ihnen auch Gefahr brächte; dagegen die **Schiais** sich kein Gewissen machen, sich in Fällen, wo sie Gefahr laufen, für **Sunnis** auszugeben. Das Bairamfest feyern sie so wie die Türken; aber in ihren Gebeten gehen sie voneinander ab, denn die Perser rufen nur des Tages dreymal zum Gebet, und zwar nicht von den Thürmen, weil sie die Frauenzimmer sehen können, sondern von den Dächern der Häuser; sie beten auch nicht, wie die **Sunnis**, mit kreuzweise über den Magen gefaltenen Händen; und während ihres Gebets legen sie einen grünen Stein, den sie zu diesem Ende beständig in der Tasche tragen, auf die Erde, und ruhen mit der Stirn

darauf. Dieser Stein ist von der Erde von Kerbela gemacht, welches der Ort ist, wo Hußein, der zweyte Sohn des Aly, von den Leuten von Yezid erschlagen worden. Sein Grab ist noch daselbst befindlich, und man nennet diesen Ort Imam Hußein. Er liegt drey Tagereisen von Bagdad zwischen der Tiger und dem Euphrat, und die Perser sowohl als Türken thun starke Wallfahrten dahin, um von dieser Erde zu holen. Das Gedächtniß des Todes Hußeins feyern sie alle Jahr mit vieler Trauer, und das Fest währet zehn Tage.

Da sie vorgeben, daß der abgehauene Kopf des Hußein sich vierzig Tage nach seinem Tode wieder mit dem Körper vereiniget habe, so ist vierzig Tage nach dem vorigen Fest bey ihnen ein anderes Fest zum Gedächtniß dieser Wiedervereinigung, welches sie mit vielen Freudenbezeugungen feyern, und Serten nennen. Sie feyern auch jährlich an einem besondern Tage das Gedächtniß des Todes Aly, von welchem sie viele Dinge erzehlen. Sonst haben sie noch einige andere Feste. Von dem Tode der Menschen haben sie die Einbildung, daß ein jeder an dem Orte sterbe, wo der Engel die Erde genommen, woraus er gemacht worden; denn sie halten dafür, daß ein eigener Engel den Menschen aus etwas Erde, der mit dem Saamen vermischet worden, bilde.

Die Perser verstatten allen Fremden die freye Religionsübung. Zu Ispahan sind nicht viele Juden, welche überdem in einem armseligen Zustand leben; sie müssen dem König jährlich eine Kopfsteuer von einer Sequine vor jeden Mann geben, und auf ihre Caba müssen sie etwas über den Gürtel in der

Gegend des Magens ein breites viereckigtes Stück Stoff tragen.

In Persien, und sonderlich in der Provinz Kerman, findet man noch Leute, die, wie die alten Perser, das Feuer anbeten. Sie heißen Guebers. Man erkennet sie an den dunkelgelben Kleidern, denn niemand trägt außer ihnen solche Farbe. Die Frauensleute haben auch einen gelben Schleyer, aber sie bedecken ihr Gesicht niemals; und sie sehen schön aus. Diese Leute haben unter sich eine eigene Sprache, die kein anderer verstehet; sonst aber sind sie sehr unwissend. Wenn einer von ihnen stirbet, stellen sie ihn aufrechts an einen mit einer Mauer vermachten Ort, nachdem sie das Kinn mit einer Stange unterstützet, und lassen ihn daselbst so lange, bis ihm die Krähen die Augen ausgehacket; und wenn diese bey dem rechten Auge anfangen, halten sie den Todten vor glücklich, und legen ihn in eine Grube, die sie die weiße Grube nennen; wenn aber die Krähen bey dem linken Auge anfangen, ist es ein unglückliches Zeichen, und sie legen ihn in die schwarze Grube. Zu Ehren des Verstorbenen tödten sie allemal eine Menge von Fröschen, Schlangen, und anderm Ungeziefer. Diese Leute sind von allen andern Menschen verachtet.

Unter den Einwohnern von Ispahan machen die Armenianer keine geringe Anzahl aus, und sie wohnen meistens in und um Giolfa. Sie geben jährlich dem König einen Tribut von dreyhundert Tomans, und stehen unter den Befehlen eines Kelonters, der ein Armenier ist, aber von dem König ein und abgesetzet wird. Außer diesem haben sie auch einen eigenen Deroga, den der König bestellet.

Es

Es mögen wohl einige gute Leute unter ihnen seyn, aber die meisten taugen nicht viel, und man darf ihnen nicht sehr trauen. Die vielen Fasten machen in ihrer Religion die Hauptsache aus. Wenn ein Armenier bekennet, daß er gestohlen, oder einen getödtet, oder sonst ein Verbrechen begangen habe, so spricht ihn sein Beichtvater loß, und versichert ihn, daß Gott ein barmherziger Gott sey. Wenn er aber überführet wird, daß er am Mittwoch oder Freytag Butter gegessen, so ist das ein abscheuliches Verbrechen, wofür er starke Buße thun, als z. E. viele Monate lang fasten, und sich seiner Frau in sechs Monaten enthalten muß. Am Mittwoch und Freytag dürfen sie kein Fleisch, keine Eyer, Fische, Butter, auch nicht Oel, oder Milch genießen. Des Sonnabends essen sie Fleisch. Sie geben den Kindern, sogar den kleinesten von eins bis zwey Jahren, die Communion unter beyderley Gestalten. Sie werden früh verheyrathet. Von den Mahometanern haben sie viel abergläubisches und fabelhaftes in Religionssätzen angenommen, und sie erzehlen von Christo und seinen Jüngern viele anstößige Histörchen. Sie glauben kein Fegefeuer, sondern sind der Meynung, daß die Verdammten sogleich nach ihrem Tode in die Hölle kommen, die Auserwählten aber nicht ehe als nach dem allgemeinen Gerichtstag in das Paradis gelangen, und unterdessen an einem Ort sind, wo sie etwas leiden, jedoch von den Gebeten, welche die Lebenden für sie thun, sehr getröstet werden.

Die persianischen Pferde sind klein, gut, und stark, und können lange Reisen aushalten, aber sie tragen den Kopf zu hoch, und hindern den Reuter

damit. Von den verschiedenen Krankheiten derselben, welche unser Autor anführet, wollen wir hier nichts erwehnen. Von den Cameelen berichtet er, daß sie zur Brunstzeit zwey und vierzig Tage lang nichts essen, und sehr böse sind, und schäumen und um sich beißen. Einige tragen ihre Jungen dreyzehn Monate lang. Von ihren Haaren machet man Socken und feine Leibgürtel. Die persischen Cameele sind groß und stark, und tragen zweymal so große Lasten als die andern. Ihre Speise bestehet aus Gersten und Gerstenmehl. In Persien, und sonderlich zu Cascian, giebt es eine große Menge von Scorpionen, die sehr groß und schwarz und so giftig sind, daß der in wenigen Stunden stirbet, der von ihnen gebissen worden. Eine gewisse Art von weißen Mücken, die nicht größer sind als ein Floh, ist in Persien häufig, und ihr Stich ist außerordentlich empfindlich.

Zu Ispahan findet man alle Arten von Früchten, die aber besser und schöner sind, als selbst in Frankreich; und sie können wegen der trockenen Luft das ganze Jahr über erhalten werden. Der Wein ist weiß, und wird von gewissen Trauben gemacht, die sie Kischmisch nennen. Die andern Trauben sind nicht so gut. Der rothe Wein ist weiter nichts als der mit schwarzen Trauben gefärbte weiße Wein; denn der aus den bloßen rothen Trauben gemachte Wein hält sich nicht, jedoch ist der zu Schiras davon ausgenommen, welcher sehr gut und magenstärkend ist. Die Melonen sind vorzüglich schön. Unter den Bäumen wird der Palmbaum mit vieler Sorgfalt gewartet. Ein gewisses Staudengewächse, wel-

welches höher wie die Größe eines Mannes wächset, und von den Persianern Kherzehreh, d. i. Esels-galle, genennt wird, weil es so bitter wie Galle schmecket, soll einen so scharfen milchigten Saft in sich haben, daß, wenn der heiße Wind darüber we-het, und von den Menschen eingeathmet wird, der-selbe tödtlich wird. Ueberhaupt wird diese ganze Pflanze vor giftig gehalten. Die Armenianer nen-nen sie Badisamour.

* * * * * * * * * * * * * * * *

Neuntes Hauptstück.

Reise von Ispahan nach Schiras; Beschreibung verschiedener Dörfer und kleiner Städte auf diesem Wege; von der Stadt Schiras; Reise von Schiras nach Bender; Beschreibung der Städte Lar und Bender; von der Insel Ormus; Rückreise nach Schiras; von den zwischen Schiras und Tschehelminar befindlichen Alterthümern; von den Alterthümern zu Nakschi Rustan; Reise nach Bender Rik; Schiffarth unsers Verfassers nach Bassora; Beschreibung dieser Stadt und des Königreichs.

Nach einem fünfmonathlichen Aufenthalte in Ispahan machte sich unser Autor mit einer Caravane, in welcher auch der berühmte Tavernier war, wieder auf die Reise. Sein Weg gieng durch das Land Far, welches das eigentliche Persien ist, und sich bey dem wüsten Dorf Mayar anfängt; und er kam durch verschiedene Dörfer nach der Stadt Yez-de-Kast. Dieselbe ist klein, sie bestehet nur aus einer Straße, und ist auf einem hohen Felsen erbauet, den die Stadt ganz bedecket.

Sie läuft daher einmal Gefahr, umgestürzt zu werden, weil sie hoch lieget, und im geringsten keine Stütze hat. Die Einwohner scheinen dieses einzusehen, und sie fiengen daher zu unsers Autors Zeiten an, eine Burg in einiger Entfernung von dem Felsen mit schönen Häusern zu erbauen, wo sie sich allmählig wohnhaft niederließen. Um diese kleine Stadt wächst das beste Getraide in ganz Persien, und sie backen hier ein sehr vortreffliches Brod, worunter sie, wie man sagt, die Kichererbsen nehmen. Bey dieser Stadt ist auch ein gutes Kervanserai.

Unser Autor reisete von hier durch die Gebürge, in welchen aber die Wege sehr schlimm, und voller Schnee und Eiß waren; allein im Sommer sind die Straßen durch dieselbe sehr gut. Er kam durch die Dörfer Keuschker und Asoupas, welche von Circaßiern bewohnet werden, die sich vom Kornbau und Verkauf des Weines, den sie aus den Trauben von Maain machen, nähren. Im Dorfe Oudgioun ist eine Moschee, worinn der Sohn eines Königs, mit Namen Schach Zadeh Koufer Imam dgiafer, der vor einen Heiligen gehalten wird, begraben liegt. Als er auf die höchsten Gebürge kam, und nun wiederum bergab reisete, schien das Clima ganz verändert; vorher hatte er nichts wie Schnee gesehen, und nun fand er grüne Plätze, schöne wilde Mandel- und andere Bäume. Am Fuß eines Berges Chotam Imam Zadeh Ismael ist eine Moschee, worinn das Grab dieses Ismaels, eines Imams Sohn, befindlich ist. Nahe dabey ist ein kleines, aber wegen der vielen Gärten und Bäche sehr angenehmes Dorf. Diese Bäche kommen von einem breiten Fluß her, der durch Maain

läuft,

läuft, und daher auch Maain, eigentlicher aber Bendemir genennt wird; seine rechte Benennung soll Kur seyn, und das Kind Cyrus, welches dahin gesetzet worden, soll davon seinen Namen haben. Dieser Fluß ist der zweyte Arax des Quintus Curtius, Diodorus Siculus und Strabo. Maain selbst ist ein großes Dorf, worinn man ein schönes Kervanserai und viele anmuthige Gärten findet. Hinter diesem Dorf ist der Berg, welchen Alexander nach der Erzehlung des Quintus Curtius durch eine Kriegeslist einnahm, indem er seine Feinde von hinten überfiel, während daß er vorn eine falsche Attaque machen ließ.

Die Stadt Schiras, in welcher unser Autor endlich ankam, hieß ehedem Schirsaz, und viele geben sie vor das alte Cyropolis aus. Sie ist die Hauptstadt von der Provinz Persien, und liegt in einer sehr anmuthigen und fruchtbaren Ebene. Gegen Morgen stößt sie an einen Berg, der mit vielen Fruchtbäumen pranget, worunter sonderlich eine Menge von Pomeranzen- Citronen- und einige Cypressenbäume stehen. Sie hat etwa zwey Stunden im Umfang, und ist mit keiner Mauer, sondern nur mit einem schlechten Graben, umgeben. Durch die Stadt läuft ein kleiner Fluß, der jedoch zuweilen so anwächset, daß die Einwohner durch aufgeworfene Graben verhindern müssen, daß ihre Gärten nicht überschwemmet werden. Die Straßen dieser Stadt sind meistens etwas enge; man findet aber hier einige schöne Kervanserais, und viele große breite bedeckte Bazars, die auf beyden Seiten voller Kaufläden sind, worinn allerley Waaren aus Indien und der Türkey zu haben. Die Palläste der Großen

haben in der ganzen Levante äußerlich ein schlechtes Ansehen; aber inwendig sind sie voller Schmuck und Pracht. Es sind auch hier einige schöne Moscheen; und ein eigenes Collegium, in welchem an fünfhundert Schüler von eigenen dazu besoldeten Lehrern in der Theologie, Philosophie und Medicin unterrichtet werden. Auf der Seite der Stadt, wo man von Ispahan hereinkömmt, macht eine breite, lange, mit schönen Gärten, einem großen Baßin, einer zierlichen Moschee, und einer Brücke von fünf Bogen versehene Straße gleichsam die Vorstadt von Schiras aus.

Aber die Gärten in Schiras, deren eine große Menge sind, geben dieser Stadt eine vorzügliche Anmuth. Diejenigen, welche dem König zugehören, sind sehr groß, und bestehen theils aus langen mit hohen Cypressenbäumen beschatteten Aleen, theils aus den schönsten mit Blumen und Pflanzen Reihenweise besetzten Ebenen. Hin und wieder sind vielerley Baßins, Wasserläufe, Springbrunnen, Cascaden; allein die fruchttragende Stauden und Bäumgen stehen und wachsen in großer Unordnung untereinander; denn die Perser wissen von keinen Spalieren; sie verbessern auch nichts, sondern lassen alles verderben und eingehen.

Außer der Stadt ist eine Moschee, in welcher man das Grab des Sheik Sadi, eines berühmten persischen Poeten, der als ein Heiliger verehret wird, zeiget. Es ist gewiß, daß die Einwohner dieser Stadt viel natürliches Genie haben; und die besten persischen Poeten waren von hier gebürtig. Hier wird auch vieles Glaß verfertiget, welches sie aus einem harten, weißen, durchsichtigen, dem Marmor ähn-

lichen

lichen Stein machen, der vier Tagereisen von dieser Stadt in einem Berge gebrochen wird. Sie blasen unter andern gewisse Bouteillen daraus, die eines Fingers dick sind, und an dreyßig Pinten Wein halten. Diese Bouteillen heißen Caraba.

Das Erdreich bringet um diese Stadt alles reichlich hervor, was zum Lebensunterhalt nöthig ist. Der hiesige Wein ist in ganz Persien der beste. Man hat in diesem Königreich das Sprüchwort: Der Wein von Schiras, das Brod von Yez de Kast, und die Weiber von Yez'd, einer persischen Stadt, sind die besten. Der Wein ist sehr magenstärkend, aber er berauschet leicht. Man macht ihn aus den gemeinen Trauben; jedoch sind die rothen besser dazu. Er wird häufig nach Ispahan und Indien in Bouteillen, die mit Stroh umwickelt sind, verschicket. Sie machen hier auch viele Capern. Aus den halbreifen Weintrauben, die eine Zeitlang in starken Weineßig maceriret worden, machen sie ein schönes Confect, welches einen nicht unangenehmen süßsauern Geschmack hat, und bey großer Hitze ungemein kühlet. Hier wird auch viel Rosenwasser bereitet, welches allenthalben nach Indien versendet wird. Vordem residirte in Schiras ein Chan, der in Persien der erste, und sehr mächtig war, weil die Städte Lar und Bender, und die Insel Ormus, unter ihm standen. Allein Schach Sefi, der Vater des damals regierenden Schach Abas, ließ diesen Chan mit seiner ganzen Familie umbringen, weil er fürchtete, daß er ihm möchte zu mächtig werden. Itzt hat ein Vizir das Gouvernement in dieser Stadt und Provinz, welche dem König jährlich tausend Tomans oder hundert und funfzig tausend Thaler einbringet.

Den sechszehnten März reisete unser Autor mit der Caravane von Schiras gegen Lar und Bender. Unterweges traf er hin und wieder viele Therbentinbäume auf Hügeln an. Bey dem großen Dorf Chafer fand er viele Aleen von Pomeranzen- Limonien- Granaten- Palm- und andern Fruchtbäumen. Je näher er gegen Lar kam, desto mehr arabische Familien begegneten ihm mit ihren Kameelen und Heerden von Hammeln und Ziegen, worinn ihr größter Reichthum bestehet. Diese Leute ziehen wie Zugvögel aus einem Lande in das andere. Im Frühjahr gehen sie von Lar und den umliegenden Gegenden weg, weil ihnen alsdenn die Hitze anfängt zu stark zu werden, und begeben sich nach den Dorf Kouschker; gegen den Winter aber kommen sie wieder nach Lar und Gomron zurück. Sie haben fast alle ein schwarzes Gesicht. Hinter der Stadt Dgiaroun fieng unser Autor schon an die Hitze merklich zu empfinden. Er mußte über verschiedene hohe felsigte Berge paßiren, und kam endlich durch viele Dörfer und kleine Städte nach Lar.

Diese Stadt war zu der Zeit, da die Guebern von dem Königreich noch Meister waren, die Residenz des Königs. Jezt hat ein Chan des Gouvernement in dieser Provinz, welche Ghermes genannt wird, und sich bis vor die Thore von Gomron erstrecket. Die Stadt liegt vier Tagereisen von Gomron; sie ist klein, ohne Mauern, auf einem Felsen erbauet, und enthält außer dem Hause des Chans, dem Schloß, und den Bazars, nichts Sehenswürdiges. Die Juden, welche sehr zahlreich sind, haben in dieser Stadt ein eigenes Quartier am Fuß des Berges, worauf das Schloß stehet, welches

ches mit starken Mauern und Thürmen versehen ist. Man macht in dieser Stadt sehr gutes Schießpulver. Das Cisternenwasser, welches man hier trinken muß, ist faul, ungesund, und voller Würmer. Vor der Stadt stehet ein prächtiges Hauß, welches der holländischen Compagnie zugehöret; und weiter hin ist ein Kervanserai vor die Caravanen.

Unser Autor blieb drey Tage in Lar, und reisete darauf nach Bender. Auf dem ganzen Wege trift man die giftige Pflanze Kherzereh häufig an. Die Stadt Bender oder Comron, Gomron, vordem Bender-Abaßi genannt, ist klein, aber für die Handlung sehr vortheilhaft gelegen. Der König hat hier einen Chan zum Gouverneur. Außer der kleinen Festung auf der Seeseite ist hier nichts merkwürdiges anzutreffen. Am Ufer des Meeres haben die Engelländer und Holländer ihre eigene Häuser.

Zwo gute Meilen vom festen Lande gegen Mittag ist die berühmte Insel Ormus, an der Mündung des persischen Golfo. Sie liegt im sieben und zwanzigsten Grad der Höhe, hundert und achtzig Meilen von Baßora. Die auf derselben befindliche Festung gehörte vormals den Portugiesen, bis sie ihnen vom Schach Abas, mit Beystand der Engelländer, genommen worden. Diese Insel, welche nur drey Meilen im Umkreis hat, ist ganz und gar unfruchtbar, und ein Felsen, wo weder Kraut wächst, noch süßes Wasser, außer dem Regenwasser, zu haben ist. Dennoch hatten die Portugiesen eine stark bevölkerte Stadt daselbst, die von dem Handel nach Indien große Reichthümer erworben. Bey dieser Insel fängt man kleine vortrefliche

trefliche Austern, die den Englischen nichts nachgeben; aber ihre Schaalen sitzen so fest aneinander, daß man sie mit keinem Messer zerspalten kann. Eine Meile von Ormus liegt die Insel Lareca, die etwas länger ist, aber eben so ein schlechtes Erdreich hat. Die Holländer haben daselbst eine kleine Festung, und wollten auch eine Factorey anlegen, woran sie aber von den Persern verhindert wurden.

Das Erdreich von Gomron oder Bender Abaßi taugt ebenfalls nichts. Es ist lauter Sand. Das Wasser, was hier getrunken wird, ist in Cisternen aufgefangenes Regenwasser. Man hat außer der Stadt noch ein anderes Wasser, aber dasselbe ist ungesund, und voller kleiner Würmer, welche, wenn sie mit heruntergeschlucket werden, wieder an den Lenden zwischen dem Fell und Fleisch hervorkriechen, und große Schmerzen verursachen. Das Fleisch ist ebenfalls sehr ungesund. Das beste ist noch das junge Ziegen- und Hühnerfleisch. Wer in Bender will gesund bleiben, muß eine gute Diät halten, nur immer wenig essen, und ein glüendes Eisen in Wasser oft löschen; denn das letzte erhält die Luft feucht und kühl, die zu Bender und in den umliegenden Orten im Sommer so trocken und zugleich so sehr heiß ist, daß die Einwohner, und selbst die Soldaten von der Festung, sich anderwärts hin begeben, und unter Zeltern leben müssen. Hingegen ist es hier im Winter nicht viel angenehmer, weil es heftig regnet, starke Stürme und Donnerwetter giebt, so daß kein Schiff um diese Jahreszeit auf dem Meer aushalten kann, ohne Schiffbruch zu leiden. Vom October bis zum April ist die si-

cherste

cherste Zeit zur Schiffarth nach Indien. Sonst hat Bender eine sichere Rhede.

Unser Autor war Willens, von Bender zur See nach Indien zu gehen; da er aber in dieser Stadt keine sichere Gelegenheit dazu fand, so kehrete er wieder zurück nach Schiras. Es erhub sich ein sehr warmer Sand-Sturm, dergleichen sich zuweilen in Arabien und Egypten ereignet, der von einem heftigen warmen Winde erreget wurde, so daß der Eingang des Kervanserais bey Ghetschi vom Sande fast ganz verscharret wurde. Dieser Sand war sehr fein und salzigt, und verursachte durch seine große trockene Wärme, daß man kaum Athem holen konnte. Unser Autor mußte solchen warmen Wind drey Tage lang aushalten; als er aber hinter Lar war, wurden die Nachtfröste sehr empfindlich. Daher müssen die, welche von Bender nach Schiras reisen, und wenn sie Lar zurückgeleget haben, ihren Magen wohl bedecken, weil sie sonst sehr krank werden. In Schiras kam er den ersten May glücklich wieder an, nachdem er sich in Bender vom Herrn Tavernier getrennet hatte.

Diesen letztern Aufenthalt in Schiras wandte unser Autor auf die Besichtigung derer Antiquitäten an, wovon in dieser Gegend eine große Menge anzutreffen. Zunächst an dieser Stadt, etwa anderthalb Meilen davon, stehet linker Hand eines Berges, ohnweit dem Salzsee, der Rest eines schönen Tempels, auf einer viereckigen Höhe. Man siehet drey große Thüren von hartem grauschwarzen Stein; an jeder Thürpfoste ist eine Menschenfigur in Lebensgröße eingeschnitzt; die eine davon stellt einen Mann vor, der um den einen Arm fast eine Binde, dergleis

gleichen die Meßpriester haben, trägt, und in der andern Hand eine Kugel oder ein Herz hält, woraus eine Flamme schießt. Die andere Figur stellet ein Frauenzimmer vor, welches in der einen Hand eine Art von Weyhkessel hat; das aber, so in der andern Hand befindlich, ist ziemlich verstümmelt und unkennbar, und es scheinet, daß es entweder ein Leuchter mit dem Licht, oder ein Sprengwedel, seyn soll. Auf diese Weise sind an jeder Thüre zwo Figuren, die fast einerley vorstellen; die Köpfe sind aber von ihnen allen abgehauen worden. In der Mitte dieses viereckigen Platzes ist eine kleine steinerne Höhle, durch welche das Wasser abläuft. Man siehet noch ein Stück von der Mauer; dieselbe ist von eben dem Stein wie die Thüren, und daher ist es wahrscheinlich, daß alle Mauern von diesem Stein gewesen. Das übrige bestehet in lauter Ruinen. Auf einem Stein findet man sechs kleine Mannsfiguren, eine hinter der andern, in einer gleichen Entfernung, und jede hat etwas, wie eine Lanze oder sonst ein ähnliches Ding, in der Hand. Auf der andern Seite lieget noch ein Stein mit sechs Figuren von derselben Beschaffenheit. Die Einwohner des Landes nennen diesen Ort Mesdgidi Mader Salomon, das heißt, die Moschee der Mutter Salomons, und die Mahometaner von Schiras und andern Orten kommen am Tage des kleinen Bairams hieher, um ihr Gebet zu verrichten.

Linkerhand von dem großen Wege, der nach der Salzsee führet, eine gute Viertelstunde in die Gebürge, ist ein halbrunder Platz, der zwar von den Gebürgen eingeschlossen wird, aber sonst die reizendeste Gegend um sich hat. Dieser Platz wird

Kadem-

Rademghah genennet. Auf demselben findet man zwo in einem Felsen eingehauene große Figuren, die aber von einem Feigenbaum, dessen Wurzel aus dem Felsen hervorkömmt, etwas bedecket sind. Die erste Figur scheinet eine nackende Frauensperson vorzustellen, die nur um die Lenden einige Rockfalten hat; hinter ihrem Kopf ist eine Art von Krone im Felsen eingeschnitzt; die beyden Hände aber strecket sie gegen die dabey stehende Figur, welche einen Mann mit einem langen Bart vorstellet, dessen Haupthaar nach hinten gewunden; der Kopf ist mit einer Art von schweizerischen Trabantenhaube bedecket; um den Leib hat er einen Gürtel, an welchem auf der linken Seite ein großer breiter Degen hängt: Mit der rechten Hand scheinet er dem Frauenzimmer einen Blumenstrauß zu reichen, und die linke Hand liegt auf dem Degengefäß.

Etwas weiter hin sind noch zwo andere Figuren von derselben Größe. Die eine davon stellet einen jungen Menschen ohne Bart vor, der hinten ein dickes lockigtes Haupthaar hat, welches mit einer dicken Kugel bedecket ist, so vielleicht der Turban seyn soll; die linke Hand hält er zu, und mit der rechten reichet er nach der nebenstehenden Figur, welche ein Frauenzimmer mit starken Brüsten darstellet, die jedoch einen Degen träget; sie hat eine Mütze, wie die Derwische tragen, auf dem Kopf; mit der rechten Hand scheinet sie der Mannsfigur etwas darzureichen, und die linke Hand ruhet auf dem Degen. Unser Autor hat zwar keine weitere Merkmale zu einer nähern Erläuterung gefunden; er vermuthet aber, daß ehedem ein Tempel hieselbst gestanden habe. Allein diese beschriebene Antiquitäten sind nur

erst

erst ein Vorbild von den bey Tschehelminar befindlichen Alterthümern, welche in Persien eben so sehenswürdig, wie die Pyramiden in Egypten sind.

Der kürzeste Weg nach Tschehelminar ist von Ispahan durch Maain; von Schiras aber muß man erst nach Badgega, den ersten auf dem Wege nach Ispahan belegenen Kervanserai gehen, und von da weiter reisen. Unser Autor pflichtet der Meynung dererjenigen bey, welche Tschehelminar vor einen Theil des alten Persepolis halten, welches in der Gegend gestanden, wo itzt Mirkas-Rhoa liegt. Ganz Tschehelminar ist an dem Gehänge eines Berges gebauet. Das erste, was einem gleich bey seiner Ankunft vorkommt, ist eine große Mauer von vier Fuß dicken schwarzen Steinen, welche eine große ebene Terasse träget, die von Süden gegen Norden fünfhundert Schritte lang ist; gegen Morgen sind, hinter einer Menge von Ueberbleibseln der prächtigsten Gebäude, die Gebürge, welche diese Ruinen in Form eines Amphiteaters umgeben. Auf dieser Terrasse gelanget man von der Nordseite über eine doppelte Treppe von grauem Stein, deren jede sechs und funfzig so bequeme Stuffen hat, daß man mit einem Pferde herauf reiten kann. Beyde Treppen wenden sich so, daß die, welche unten gegen Süden ist, oben nach Norden führet, und die, welche unten nordwärts stehet, oben gegen Süden leitet. Oben siehet man gegen Morgen zwey hohe viereckigte Pfeiler, die gleichsam die beyden Seiten des Eingangs ausmachen, und inwendig mit einer Figur von einem Thiere, das nicht bestimmt werden kann, versehen sind; gleich dahinter stehen zwo große vorn gestreifte Säulen. Besser hinten sind noch zwey

Pfei-

Pfeiler von derselben Höhe und Beschaffenheit. Diese vier Pfeiler scheinen mit den Säulen ehedem einen bedeckten Gang ausgemacht zu haben. Etwas vorwärts ist ein großes länglicht viereckigtes Baßin von grauem Stein.

Wenn man rechter Hand zurückkehret, und sich gegen Mittag wendet, kommt man an eine andere höhere Terrasse, die in der Mitte auf jeder Seite, und nachher an den beyden Enden, eine Treppe hat; aber diese vier Treppen sind fast ganz verschüttet. Jedoch siehet man an der kleinesten einen Löwen, der einen Stier frist. An einer andern Treppe ist ein Bas-Relief von drey Reihen, wo viele Menschen und Thiere vorgestellt werden, und soll solches entweder ein Opfer oder einen Triumph bedeuten. Diese zweyte Terrasse ist ganz voller Säulen, wovon aber die meisten verschüttet oder ruinirt sind. Siebenzehn derselben stehn noch unversehrt. Sie sind gestreift, sieben Ruthen lang, und stehen jedesmal drey Ruthen weit von einander. Es scheinet, daß sie alle gewisse Statuen oder Götzenbilder getragen haben; jetzo aber bauen die Störche ihr Nest darinn.

Weiter Mittagwärts stehet noch ein Theil der Mauern von einem viereckichten Gebäude. Es ist von allen Seiten mit vielen Fenstern und Thüren versehen, woran vielerley Schnitzwerk, mehrentheils in den Thürpfosten, befindlich; und man siehet unendliche Figuren von allerhand Art. Neben bey stehen die Ruinen eines andern Gebäudes, an welchen wenig mehr zu sehen. Besser hin ist eine viereckichte, von der Erde nicht viel erhöhete, Terrasse, deren Mauer ebenfalls mit vielen ausgeschnitzten Figuren ausgezieret ist, die aber meistens mit Erde bedeckt sind. Unser Autor beschreibet noch

viele andere Gebäude und Terrassen, die mit ihren Säulen und Statuen ganz in Ruinen liegen. Unter denselben unterscheidet man ein Stück von dem vordern Theil eines Tempels in einem Felsen. Dasselbe besteht aus zwo Etagen; die unterste hat vier Säulen, deren Capitäler auf jeder Seite ein Bruststück, d.i. den Kopf und Hals eines Ochsen ausmachen; die Oberschwellen, die von diesen Säulen unterstützt werden, sind fast nach Dorischer Art, und man siehet viele Löwen in gewissen Entfernungen. In der Mitte dieser Säulen, nämlich zwischen der zweyten und dritten ist eine länglicht viereckichte Thüre. Die zweyte Etage ist von ziemlich wunderlicher Bauart; denn sie bestehet unten aus zwo Reihen von Arcaden, die ganz und gar aus Menschenfiguren, die ihre Aerme auf die Schultern der andern gelegt haben, formiret werden. Oben drüber in der Mitten stehet ein Götzenbild, das einen geflügelten Menschen vorstellet. Zur rechten stehet eine andere Mannsperson, die es anbetet; zur linken liegt ein Globus auf einem Gestell. An den beyden Enden stehet ein Stück einer runden Säule, welche einen Stierkopf träget; und besser unten sind zwey Menschen mit Lanzen. Gegen Mittag findet man drey in dem Felsen ausgehauene Hölen, welche Grabmäler sind.

Dieses ist alles, was man zusammengenommen Tschehelminar nennet, und wovon so viel Wesens gemachet wird. Man sieht hieraus, daß der ganze Ort aus alten Gebäuden und Ruinen bestehe, die sich nicht deutlich genug beschreiben lassen. Ausser diesen Alterthümern von Tschehelminar ist noch ein anderer Ort ohnweit davon, der der Betrach-

tung

tung der Fremden werth ist. Er heist Naschki Rustan. Wenn man von Tschehelminar dahin kommt, trift man gleich hinter Mirkas Khon eine Säule, wo die Einwohner vorgeben, daß das kleine Thor der Stadt Salomons daselbst gestanden. Anderthalb Stunden weiter kommt man an einen Felsenberg, in welchem der Vordertheil eines Gebäudes eingehauen zu sehen, der wenig von dem vorher beschriebenen unterschieden ist. Dreyßig Schritte weiter ist an dem Felsen eine Tafel, worauf zwar gar nichts befindlich, es scheinet aber, daß einige Figuren ausgekratzet worden. Nahe dabey ist eine andere Tafel mit drey Figuren, wovon die erste ein Frauenzimmer mit einer Halsschnur von großen Perlen und einer Krone auf dem Kopf vorstellet, welche an einen Ring ziehet, den die andere Figur fest hält, welche eine Mannsperson abbildet, die ebenfalls eine Schnur mit Perlen um den Hals, und eine hohe runde Mütze auf dem Kopf hat. Hinter derselben ist die dritte Figur, und dabey sind noch andere verstümmelte Figuren.

Sonst stehen in dem Felsen noch verschiedene Gebäude, und hie und da schöne Säulen. Die Einwohner des Landes glauben, daß dieses alles ein Werk der Dgins oder Geister gewesen, welche Salomo, der über sie die Gewalt hatte, befohlen, diese Gebäude aufzuführen. Sie erzählen vieles von Schätzen, die hier verborgen liegen, zu welchen man aber nicht gelangen kann. Sie sagen auch, daß auf einem andern benachbarten Berge das eine Thor zu der Stadt, welche sie die Stadt Salomons nennen, das andere bey der vorhin erwehnten Säule, und das dritte ohnweit Tschehelminar gestan-

den. Von Tschehelminar selbst behaupten viele, daß es der Pallast der Könige von Persien, die in Persepolis residiret haben, gewesen, und daß derselbe vom Alexander in der Betrunkenheit verbrannt worden sey; allein unser Autor vermuthet, daß es ein Tempel gewesen; wie solches die Götzenbilder, die hie und da noch stehen, sehr wahrscheinlich machen.

Den acht und zwanzigsten September begab sich unser Autor von Schiras nach Bender Rik, und kam daselbst den sechsten October an. Dieser Ort, dessen Name so viel als Sandhafen bedeutet, ist eine kleine Stadt längst dem Ufer des Meeres. Ihre Einwohner sind Araber, die alle Arabisch und Persisch sprechen; selbst der Gouverneur ist auch ein Araber; er dependirt aber von dem Gouverneur zu Schiras. Das Erdreich ist sandicht, allein demohnerachtet wird aus den benachbarten Dörfern vieles Getraide in diesem Hafen nach Bahrem und Bassora eingeschiffet, woher man wieder Datteln bringet.

Die Hafen in Persien sind Bender-Abaßi, Bender-Congo, Bender-Rischer, und Bender-Rik oder Bender-Regh. In diesem leztern Ort bedung sich unser Autor auf eine Barque, um nach Bassora gebracht zu werden. Dieselbe lief den achten October aus. Er kam den zwölften October an den Fluß Caron, welcher oberhalb der Stadt Souster, der Hauptstadt von Khusistan, die ehedem die Stadt Suse war, wo Assuerus seinen Hof hielt, aus den Gebürgen entspringet. Dieser Fluß soll der Khoaspes der Alten seyn, und man will versichern, daß noch jetzo bey der Stadt Souster

ein

ein Berg sey, der Rhoasp heißet, wo sich eben der Caron anfängt. Aus diesem Fluß kam er in einen andern, der aus der Vereinigung der Tiger und des Euphrats entstehet, und von den Arabern Schat-el-Aarab genennet wird. Von hier führet ein breiter Canal nach Bassora, an dessen beyden Seiten die Gärten der Stadt längst dem Ufer zu sehen sind.

Der ordentliche Weg von Bender Rik nach Bassora, gehet zur See bis an den Fluß Schat-el-Aarab, und durch denselben gerade nach Bassora. Diese Reise kann man, wenn der Wind gut ist, oft in einem Tage thun. Unser Autor aber wurde unterweges aufgehalten, und war genöthiget, über den Fluß Caron zu fahren; deswegen kam er erst den siebenzehnten October an.

Bassora ist die Hauptstadt des Königreichs gleiches Namens, und gränzet gegen Abend an das wüste Arabien, gegen Mittag an das glückliche Arabien; und zwo Tagereisen unterhalb dieser Stadt vereinigen sich die Tiger und der Euphrat, wie bereits erwehnet worden. Sie liegt achtzehn Meilen vom Meer in einer Höhe von ein und dreyßig Grad und zehn Minuten. Von Bagdad ist sie zu Lande zwo Tagereisen entfernt, zu Wasser aber kommt man erst nach sechzig Tagen von Bassora dahin, weil die Barqven von Menschen gezogen werden. Diese Stadt ist groß, und mit einer von Erde aufgeworfenen Mauer umgeben; sie hat fünf Stunden im Umkreiß, enthält aber viele leere Plätze, wo weder Häuser noch Gärten stehen. Sie hat zwey Thore, und ihre Lage ist so vortheilhaft, daß man eine der reichesten, schönsten, und angenehme-

sten Städte aus ihr machen könnte, wenn sie besser gebauet wäre, und keine Gärten längst dem Canal stünden.

Man sagt, das Erdreich um Bassora könne wegen seiner salzigen Beschaffenheit nichts anders als Palmbäume tragen, davon auch hier in der That eine größere Menge als irgend in einem andern Lande anzutreffen; sonst aber wachsen hier auch mancherley Kräuter und Früchte. In der Stadt sind viele schöne Plätze, und unter andern ist der Meidan sehr groß; bey demselben stehet der Pallast des Bacha; es sind auch hier viele schöne Bazars.

Der Hafen dieser Stadt ist sehr gut und sicher, und er ist so breit und tief, daß die größesten Schiffe in demselben ohne Gefahr einlaufen könnten. Man könnte nach diesen Ort alle Kaufmannswaaren von Europa durch das mittelländische Meer bringen. Auch aus allen andern Gegenden der Welt könnte man mit leichter Mühe einen guten und einträglichen Handel hieher treiben. Zur Zeit des Monson, das ist, zur Zeit der Schiffarth aus Indien nach Bassora vom Julius bis zum October, (denn nach dieser verflossenen Zeit können die Schiffe wegen der widrigen Winde nicht aus dem Fluß kommen) ist Bassora von vielen Fremden angefüllet, welche theils aus Indien, theils aus Bagdad kommen, um Waaren einzukaufen. Vom October bis zum May ist der Manson oder die Zeit der Schiffarth nach Indien. Was von hier nach Indien gebracht wird, bestehet meistens in Datteln und baarem Gelde. In diesen drey Monaten, nämlich im Julius, August, und September, ist eine ganz unerträgliche Hitze in dieser Stadt, sonderlich,

derlich, wenn der Südostwind wehet; und im Jahr 1665, in welchem unser Autor zu Bassora war, verursachte, der bekannte heisse Wind, Samiel genannt, daß in zwanzig Tagen viertausend Menschen starben. Die Hitze ist so unausstehlich, daß man beständig frisches Wasser im Munde haben muß. Dieses Wasser selbst aber ist schlecht und ungesund. Wenn diese heiße Jahreszeit zu Ende gehet, muß man sich wider die Luft, die alsdenn erst wegen der schleunig darauf folgenden Nachtfröste sehr schädlich und gefährlich ist, wohl verwahren und bedecken.

Obgleich viele Weintrauben um Bassora wachsen, so wird doch weder Wein noch Brandwein allhier gemachet, weil der Gebrauch dieser Getränke bey schwerer Strafe verboten ist. In dieser Stadt residiret ein Bacha, der zwar das Gouvernement erblich hat, aber von dem türkischen Kaiser, dem er zinnsbar ist, in seiner Würde bestätiget wird. Wenn er, wie es oft geschiehet, sich den Befehlen der Pforte widersetzet; so müssen ihn der Bassa von Bagdad in Gemeinschaft mit den andern Bassen zum Gehorsam bringen, und da er ihnen gemeiniglich keinen rechten Widerstand thun kann, muß er den Frieden mit schwerem Gelde erkaufen. Sein Gouvernement ist aber groß und weitläuftig; denn ausser der Stadt Bassora hat er das ganze Land Gaban in Persien unter sich; und im glücklichen Arabien gehören ihm der Hafen El-Katif und die Stadt Lehhsa, wozu viele Dörfer gehören. Seine Unterthanen sind einige Perser, meistens aber entweder Araber oder Sabeer. Jedoch haben auch

die Carmelitermönche ein eigenes Hauß in Bassora.

Die Sabeer sind Leute, die eine ganz eigene Religion haben. Man nennet sie mit Unrecht Johannischristen; denn sie sind mehr Heyden als Christen. Sie taufen ihre Kinder an einem Fluß, und an keinem andern als am Sonntage; sie wiederholen auch die Taufe bey Erwachsenen, so oft es verlangt wird; und die Brautleute werden durch die Taufe zum Ehestand eingesegnet. Sie taufen bloß im Namen des einigen uralten Gottes. Das Abendmahl theilen sie unter einigen Gebeten aus. Die Priesterkinder können ihren Vätern in ihren Aemtern folgen, wenn sie über siebenzehn Jahre sind. Sie lesen Messe, und diese bestehet in einigen Reden. Sie haben jährlich drey Feste. Das erste feyern sie zum Andenken der Erschaffung Adams, das andere ist das Fest des heiligen Johannis; und das dritte das Fest der Taufe unsers Herrn: Dieses lezte währet fünf Tage, und in denselben lässet sich ein jeder alle Tage einmal taufen. Sie wissen von keinem Evangelio; sie kennen keine andere Heiligen als Johann den Täufer, Zachariam, seinen Vater, und Elisabeth seine Mutter; von Christo aber bilden sie sich ein, daß er ein Diener Johannis gewesen. Sie glauben, daß nach dem Tode die Verdammten an einen Ort kommen werden, der voller Löwen, Schlangen, und anderer Thiere ist, die sie verschlingen werden; und daß die Frommen zwar auch durch diesen Ort, aber über die Thiere weg, gehen, und in das Paradies kommen werden. Sie essen kein anderes Fleisch, als was ein Sabeer geschlachtet und zubereitet hat, und lassen ihre Speise von keinem, der

nicht

nicht ihrer Religion ist, anrühren. Sie opfern zuweilen gewisse Thiere. Sie haben auch ihre eigene Jahresrechnung.

* * * * * * * * * * * * * *

Zehntes Hauptstück.

Unsers Autors Schiffarth von Bassora nach Indien; von den Inseln Carek, Lara, Andarvia, und Keis; von der Stadt Congeo; von den Inseln Queschimo, Tombo, Angom, Selamis, und Lareca; von den Wirbelwinden, von der Insel Diu, vormals Alambater genannt; von der Stadt Daman; unsers Autors Ankunft in Suratte.

Den sechszehnten November gieng unser Autor von Bassora auf einem Kaufmannsschiffe ab. Der Weg durch Schat el Aarab bis an das Meer gieng zwischen dem festen Lande von Bassora und der Insel el Fayadi. Weiter hin zwischen den Inseln Chader und Gheban hören die Palmbäume auf, und man siehet auf beyden Seiten nichts als unfruchtbare niedrige Ebenen. Das Schiff landete an die Insel Carek, um daselbst die Kaufmannsgüter, die nach Persien bestimmt waren, auszuladen. Nahe dabey, oder vielmehr gegen über, liegt die kleine Insel Cargou, dessen Erdreich ganz aus weissem Sande bestehet, und die nicht bewohnet ist. Carek aber hat ohngefähr drey bis vier Meilen im Umkreis, und liegt zwölf Meilen von Bender Regh, und funfzig von Bassora. Ihr Erdreich träget Getraide, Gerste, Datteln, und gute Weintrauben. Das Wasser, so aus dem Gebürge kommt, ist hier auch sehr gut. Auf der gan-

zem Insel sind etwa hundert und funfzig Häuser, die hie und da zerstreuet stehen, und nur meistens elende Hütten sind. Bey dieser Insel ist in den Monaten May, Junius, und Julius, der Perlenfang, und man siehet alsdenn über hundert Taranqvinen oder Schiffe der Perlenfischer hier. Die Einwohner sind lauter Fischer, die von gesalzenen Fischen und Datteln leben. Der König von Persien hält auf dieser Insel, die ihm zugehöret, einen Gouverneur.

Hinter Carek liegen die Inseln Rischer und Coucher. Weiter hin siebenzig Meilen von Carek ist Lara, eine kleine niedrige wüste Insel, die außer einigen wilden Bäumen nichts anders hervorbringet. Auf der Insel Andarvia stehen einige Fischerhütten, und sie ist ebenfalls klein. Beyde Inseln liegen zwar am festen Lande, allein die Schiffe können recht gut zwischen durchgehen. Die Insel Reis liegt drittehalb bis drey Meilen vom festen Lande; sie ist niedrig, und wird von einigen Leuten bewohnet. Sie hat fünf Meilen im Umkreis. In der Rhede vor Congo legte das Schiff vor Anker. Diese Stadt liegt hundert und funfzig Meilen von Bassora, und hundert Meilen von Carek, im sieben und zwanzigsten Grad der Breite, am Bord des Meeres, und fast am Fuß eines hohen schwärzlichen Felsen, hinter welchem ein hoher weißer Berg ist. Diese Stadt ist sehr klein, und hat ein kleines Schloß, das mit drey Canonen besetzt ist. Die Schiffe haben in der Rhede völlige Sicherheit, ob sie gleich von den starken Winden sehr hin und her beweget werden. Die kleinen Ebenen auf dieser Insel bringen viele gute Früchte hervor, sonderlich

Feigen,

Feigen, Weintrauben, Birnen, Orangen, Limonien, Melonen, Qvitten, und Datteln. Aus diesen letztern Früchten macht man hier einen Brantewein. Ob es gleich in dieser Stadt sehr heiß, so ist doch die Luft gut; das Wasser aber ist außer der Stadt besser. Von hier werden viele Klumpen Schwefel, welcher in den benachbarten Bergen anzutreffen, auf Schiffe geladen, und nach Indien gefahren. Diese Stadt stehet unter dem Chan von Lar, in dessen Abwesenheit der Chach-Bender, oder Zolleinnehmer, über alles gebietet. Das Zollhaus bringet sehr viel ein; alle Waaren, die da ankommen oder verschickt werden, werden hier ausgesetzet. Die Hälfte dieser Zolleinkünfte bekommt der König von Portugall, der, nachdem ihm die Insel Ormus genommen worden, den König von Persien durch seine Fahrten längst der Küste so beunruhigte, daß dieser Frieden machen, und ihm jährlich die Hälfte der Zolleinkünfte, und fünf persische Pferde, zugestehen mußte. Darum hält der König von Portugall einen Factor hieselbst.

Unser Autor wollte in Congo sein bisheriges Schiff verlassen, und auf einer Barqve nach Sindy gehen, welches der Anfang von Indien, und der Ort ist, wo sich der Fluß Indus in das Meer ergießt. Auf solche Art hätte er Indien mit mehrerer Ordnung durchreisen können. Niemand aber wagte es, sich der Barqve, die vor diesesmal nach Sindy gehen sollte, anzuvertrauen, weil die Zinganen die mehresten Barqven, die nach Sindy kommen, plündern und wegnehmen. Diese Leute sind Indianer in der Nachbarschaft von Sindy; sie sind zwar Unterthanen des Königs von Mogol,

aber

aber derselbe schicket ihnen selbst jährlich Präsente zu, um sie zu bewegen, das Plündern zu unterlassen: Sie nehmen diese Präsente an; bleiben dennoch rebellisch, und rauben immerfort. Er blieb also auf dem Schiffe, mit welchem er von Bassora abgeseegelt war. Dasselbe lief den sechszehnten December von Congo aus, und warf in der Nachbarschaft der Inseln Qveschimo, Pitombo, und Tombo die Anker.

Die Insel Qveschimo hat von Morgen gegen Abend eine Länge von ohngefehr zwanzig Meilen. Sie ist sehr fruchtbar und gut bevölkert. Ihre Spitze ist von Congo nicht weiter als anderthalb gute Meilen, und eine Meile von Bender Abaßi. Gegen Osten hat sie eine Festung, welche die Portugiesen ehedem inne gehabt; vor derselben können die Schiffe ankern, um frisches Wasser einzunehmen. Obgleich diese Insel nahe am festen Lande liegt, so können doch die Galioten und Barqven zwischen durch gehen. Nabdgiou oder Pitombo ist eine kleine wüste Insel, gegen Südsüdost von Qveschimo. Tombo ist auch klein und unbewohnt, und mit vielen Sandbänken umgeben. Ohnweit Qveschimo ist die kleine niedrige Insel Angom. Fast derselben gegenüber ist Julfar, ein Hafen im glücklichen Arabien, wo viele indianische Barqven einlaufen, um Datteln zu holen, oder Perlen zu fischen. Von diesem Hafen, der auch mit einem Schloß versehen ist, sind längst der Küste des glücklichen Arabiens bis am Cap-Mosandon lauter hohe Berge, und verschiedene Häfen, die in der Landcharte nicht angemerket sind, und in welchen viele

Schiffe

Schiffe überwintern. Angom wird von einigen Fischern bewohnet, und hat sehr gutes Wasser.

Ohnweit dem Cap Mosandon sind vier Felsen, welche Selamis oder die selamischen Inseln heißen. Die Engelländer nennen sie Coin. Auf den Felsen laufen viele wilde Ziegen herum. Die Insel Lareca liegt etwas weiter, und bestehet aus verschiedenen Hütten; hat auch gegen Norden eine Festung, die von den Holländern angelegt wurde, welche hieselbst eine Factorey errichten wollten, woran sie aber von den Persianern verhindert worden. Man sagt, daß auf dieser Insel gute Salzminen seyn sollen.

Unser Autor mußte bey dieser Schiffahrt einen großen Sturm ausstehen, und die Wirbelwolken, die dem Schiff oft sehr nahe kamen, setzten alle in große Furcht und Schrecken; denn wenn diese Wirbelwinde auf das Schiff kommen, so setzen sie sich in die Seegel, heben das Schiff in die Höhe, und lassen es nachher wieder fallen, so, daß es zerscheitert; oder sie zerbrechen den Mast und die Seegel; oder ergießen ihr Wasser in das Schiff. Auf solche Art verunglücken sehr viele Schiffe auf der See. Die Wirbelwolken sind große Wassersäcke, die der Wind aus der See in die Höhe hebt; sie schweben über der See in der Luft, und werden vom Winde in einem beständigen Wirbel getrieben; sie zerplatzen oft mit großem Krachen und Ungestüm. Um den gefährlichen Wirkungen dieser Wirbelwolken zu entgehen, ziehen die Schiffer alle Seegel ein, und thun einige Canonenschüsse auf diese Wolken, die, wenn sie getroffen werden, ihr Wasser mit großem Krachen fallen lassen. Dabey bedienen sie sich auch

verschie-

verschiedener abergläubischer Mittel, und halten es sonderlich sehr kräftig, das Evangelium Johannis zu lesen.

Nachdem das Schiff durch viele Stürme und Ungewitter hin und her getrieben worden, kam es endlich an die Insel Diu, die nahe am festen Lande von Cambaya liegt, und vormals Alambater hieß. Sie gehöret den Portugiesen, welche eine Stadt und eine fast unüberwindliche Festung daselbst haben. Hier ist ein guter Hafen, und ehedem wurde der ganze Handel von Indien hier und in Chaoul, einem Platz, welchen auch die Portugiesen inne haben, getrieben; allein itzt haben ihn die Holländer nach Surate gezogen. Weiter hin nach dem Golfo de Cambaya haben die Portugiesen noch eine Stadt, welche Bacaim heißt. Auch die Stadt Daman gehört ihnen. Diese liegt unterm zwanzigsten Grad der Höhe, funfzehn Meilen von Bacaim und vierzig Meilen von Diu. Sie hat einen kleinen Canal, der gleichsam den Hafen vorstellet. Nachdem das Schiff diese Oerter paßiret hatte, kam es endlich nach einer zweymonatlichen Fahrt, von Bassora ausgerechnet, an die Bank von Surate. Dieser Ort heißt darum also, weil die Menge des Sandes verhindert, daß die großen Schiffe weiter gehen können. Hier wird unter Aufsicht der Zollbedienten alles in Barqven nach Surate, welches noch sechs Meilen weit ist, in das Zollhaus gebracht; und die Menschen, die auf dem Schiff befindlich, müssen mit dahin, und sich der strengesten Visitation unterwerfen. Es war am zehnten Januar 1666, als unser Autor in Surate ankam.

Eilftes Hauptstück.

Von Indien überhaupt; vom großen Mogol; von der Provinz Guzarate; Reise unsers Verfassers von Sourate nach Amedabad; Beschreibung dieser Stadt; von der Stadt Cambaya; Rückkehr nach Surate; Beschreibung dieser Stadt; vom Tary; von den Kirchhöfen und der Verbrennung der Todten in Surate; Merkwürdigkeiten in Surate; von dem Hafen bey Surate; von den übrigen Städten der Provinz Guzerat; von der Provinz und der Stadt Agra; von einigen andern Städten dieser Provinz; von der Provinz und Stadt Dehly; von den Elephanten; von der Provinz und Stadt Azmer; von der Provinz Sindy; von den Provinzen Multan, Candahar, Caboul, Cachmir, und Lahors; von den Vartias.

Wenn man alle die Länder betrachtet, welche gegen Abend von den Provinzen Macran oder Sindy, Candahar und Caboul, gegen Mitternacht von der Tartarey, gegen Morgen von China und dem Meer, und gegen Mittag vom Ocean umschlossen werden; so ist zwar kein Zweifel, daß diese viele Königreiche und Provinzen zusammen genommen nicht ein weitläuftiges großes Land ausmachen sollten. Allein man kennet Indiens Ausdehnung gegen Morgen noch nicht hinlänglich, obgleich dieselbe sehr groß seyn muß, weil die Handelsleute von Indostan, die nach China handeln, mehr denn ein Jahr auf dieser Reise zubringen, woraus man siehet, daß viele Königreiche zwischen dem Lande des großen Mogols und dem chinesischen Reich liegen müssen.

Dieses orientalische Indien wird gemeiniglich Indien jenseit des Ganges; und das occidentalische, Indien dißeit des Ganges, genennet. Dieser letztere Theil von Indien ist der bekannteste; er ist derjenige, den man Indostan nennet, und dessen Grenzen gegen Abend und Morgen die Flüsse Indus und Ganges ausmachen, welche aus den Gebürgen von Zangatay und Turqvestan entspringen. Diese beyden letzten Provinzen sind die Grenze Indostans gegen Mitternacht, und das Meer umschließet Indien gegen Mittag zwischen den Mündungen des Ganges und Indus. Allein das Reich des großen Mogols, welches gemeiniglich Mogolistan heißt, ist das weitläuftigste und mächtigste Königreich von ganz Indien, sogar, daß die meisten andern Fürsten Indostans einigermaßen von ihm abhängig sind.

Der große Mogol entspringt in gerader Linie vom Tamerlan, dessen Abkömmlinge, die sich in Indien niederließen, sich insgesammt Mogols nenneten, um sich dadurch von denen zu unterscheiden, welchen er die Länder Zagatay, Corassan, Persien u. s. w. nach seinem Tode überlassen hatte. Die Mogols waren ein altes Volk, welches an den Grenzen der orientalischen Tartarey ein weitläuftiges Reich inne gehabt. Ihr erster Kaiser war Gingius-Chan, der nachher noch einen großen Theil Asiens unter seine Bothmäßigkeit gebracht, woraus das weitläuftige und mächtige Reich des großen Mogols entstanden. Derselbe hat mehr denn drey hundert und dreyßig Millionen Einkünfte. Seine Macht bestehet aus drey hundert tausend Reutern, und dreyßig tausend derselben machen

chen mit zehn tausend Mann Infanterie seine Garde aus. Sein Reich erstrecket sich von Morgen gegen Abend auf vier hundert Meilen, und von Mittag gegen Mitternacht auf fünf hundert Meilen. Gegen Abend hat es Macran oder Sindy und Candahar zur Grenze; gegen Morgen den Ganges; gegen Mittag Decan, das große Meer, und den Golfo von Bengala; und gegen Mitternacht die Tartarey.

Die Provinz Guzerate, welche ehedem ein Königreich gewesen, machte sich der große Mogol Ecbar, im Jahr 1565. unterwürfig. Sie hat eine sehr angenehme Lage, ist aber nicht groß. Sie wird vom Nardaba, Tapty, und andern Flüssen, die durch ihre Länderenen laufen, sehr fruchtbar erhalten. Die Hauptstadt derselben ist Amedabad. Man reiset von Surate dahin durch die Stadt Baroche, welche eine sehr beträchtliche Bergfestung hat. In der Stadt sind viele Moscheen und Pagoden, oder heydnische Tempel; und die besten Cattune, die man Baftas nennet, werden hier verfertiget. Von Baroche kommt man sieben Meilen weiter nach der kleinen Stadt Souraban, und von da nach Debca, einem Flecken, deren Einwohner vordem Merdi-Coura oder Menschenfresser waren; sie haben noch itzt ein fürchterliches Ansehen, führen beständig einen Degen bey sich, und scheinen gute Räuber zu seyn, die den Fremden nicht geringen Schrecken machen. Achthalb Meilen weiter kommt man nach Petnad, einer kleinen Stadt, und endlich gelanget man durch die Städte Sousentra und Mader nach Amedabad.

Diese Hauptstadt der Provinz Guzerate ist wahrscheinlicherweise des Arians Amadavastis, obgleich die neuern Schriftsteller vorgeben, daß sie ihren Namen von einem König Ahmed habe, der sie wieder erbauet; und daß sie vor dieses Königs Zeiten Guzerate geheißen habe. Der Gouverneur der Provinz residiret hieselst: derselbe ist gemeiniglich ein Sohn des großen Mogols; aber itzt war es ein großer Omra, mit Namen Muhabbat-Can.

Amedabad liegt etwa drey und vierzig französische Meilen von Surate, im drey und zwanzigsten Grad nördlicher Breite. Sie ist von schönen Feldern umgeben, die von einem kleinen Flusse, Namens Sabremetty, gut bewässert werden. Außer dem Thore nach Surate zu sind viele einzelne Häuser mit Gärten und Kirchhöfen, die gleichsam eine Vorstadt ausmachen. Die Stadt selbst ist mit einer steinernen Mauer, welche in gewissen Entfernungen viele runde Thürme hat, umgeben. Sie hat zwölf Thore, und beträget in der Länge ohngefehr anderthalb Meilen. Die Mauern werden beständig in gutem Stande erhalten, und eine starke Besatzung muß diese Stadt wider die Streifereyen der benachbarten Rajas schützen, worunter sonderlich die Leute des Raja von Badur oft um die Stadt streifen, und den Einwohnern Schaden thun. Dieser Raja, welcher sich gemeiniglich in der Provinz Candich aufhält, ist sehr mächtig, und darum nicht zu bezwingen, weil er in den Gebürgen viele Schlösser und Städte hat, die mit weniger Mannschaft so vertheidiget werden können, daß man nicht ankommen kann.

Die

Die Straßen in Amedabad sind breit; die schönste, längste und beste derselben bewohnen die Holländer. Der Meidan-Chah oder Pallast des Königs ist ein langes mit Bäumen rund um besetztes Viereck, vier hundert Schritte breit, und sieben hundert lang. Auf demselben stehet das Schloß, so mit Canonen bepflanzet ist, und ein prächtiges Kervanserai. Bey dem Meidan stehet ein Palais, das dem Könige gehöret.

Unter den vielen Moscheen dieser Stadt ist Juma-Mesgid oder die Freytags-Moschee die vornehmste und schönste. Der Eingang zu derselben ist in der Straße, wo die Häuser der Holländer stehen. Man siehet sofort ein viereckigtes Kloster, das ohngefehr hundert und vierzig Fuß lang, und hundert und zwanzig breit ist, und dessen Dach von vier und dreyßig Pfeilern getragen wird. In der Mitte des Vordertheils des Tempels sind drey grosse Arcaden, und an den Seiten zwo große viereckigte Thüren mit Pfeilern. An der äußern Seite einer jeden Thüre ist ein erhabenes Klockenbehältniß. Die ganze Moschee wird von vier und vierzig Säulen unterstützet, und der Boden ist mit Marmor gepflastert. Außer der Kanzel für den Imam ist in der einen Ecke ein großes Chor von acht und vierzig Pfeilern, welches ganz bedeckt ist, und vermuthlich dazu dienet, daß die Frauen in dieser Moschee nicht sollen gesehen werden.

Da eine große Anzahl Heyden in Amedabad wohnet, so findet man auch viele Pagoden oder Götzentempel daselbst. Die Pagode Santidas war vormals die vornehmste; Aurang-Zeb aber machte eine Moschee daraus. Um diesen Tempel

ist ein Kloster mit vielen Zellen, worinn eine Menge von marmornen Figuren anzutreffen, die meistens nackende Weibsbilder vorstellen. Das Gewölbe dieser Moschee ist sehr schön, und die Mauern sind mit vielen ausgeschnitzten Figuren von Menschen und Thieren gezieret, denen man aber nach der Zeit die Nasen verstümmelt hat.

Der Chaleem ist das Begräbniß eines gewissen sehr reichen Mannes, welchen die Indianer vor einen Magiker ausgegeben, und die Mahometaner vor einen großen Heiligen halten, so daß viele diesen Ort aus Andacht besuchen. Es ist ein prächtiges Gebäude mit einer Kapelle, worinn der Sarg befindlich ist. Auf der andern Seite ist ein ähnliches Gebäude, wo verschiedene andere vorgebliche Heiligen begraben liegen, und ohnweit davon ist eine Moschee. Man siehet auch in Amedabad das Begräbniß eines gewissen Königs von Guzerat. Dasselbe ist ein viereckigtes Gebäude mit Säulen und runden Dächern, wohin sich nach der abergläubischen Meynung der Indianer die Magier und Hexenmeister begeben, um sich mit dem Teufel zu unterreden. In einer andern Straße ist das Begräbniß einer Kuh unter einem von sechs Säulen unterstützten Dach. Anderthalb Meilen von der Stadt ist ein eigener Flecken, Serqvech genannt, woselbst eine Menge von Grabmälern vieler Könige und Fürsten anzutreffen, die aus den prächtigsten Gewölben und Gebäuden bestehen. Dieser Flecken ist selten von Mahometanern und Indianern frey, die ihre Andacht bey den Gräbern verrichten. Es sind aber auch viele Pagoden daselbst,

und

und der beste Indigo wird von dort nach Amedabad gebracht.

In dieser Stadt haben die Heyden ein Hospital vor Vögel und vierfüßige Thiere, welche darinn ernähret und gepfleget werden, wenn sie krank oder verwundet sind. Zu dem Ende kaufen sie die Heyden von den Christen und Mohren; und wenn sie incurabel sind, bleiben sie auf zeitlebens im Hospital; wenn sie aber geheilet sind, verkaufen sie sie wieder an Heyden, und an keinen andern.

Amedabad hat in seinen Mauern viele schöne und prächtige Gärten, und außer der Stadt sind viele Wälder, die mit einer Menge Wild angefüller. Die Waaren, womit hieselbst am meisten gehandelt wird, sind Taffet, mit Gold gewürkte Seidenzeuge, Sammet, Cattun, Indigo, Ingwer, Zucker, Kümmel, Mirobalanen, Tamarinden, Opium, Salpeter und Honig.

Den sechszehnten Februar reisete unser Autor von Amedabad nach Cambaya, welche Stadt nur zwo Tagereisen oder sechszehn Meilen von Amedabad liegt. Sie ist mit hohen Mauern umgeben, aber nicht so bevölkert als Surate, ob sie gleich noch einmal so groß ist. Die Straßen sind breit, und haben an den beyden Enden Thore, die des Nachts verschlossen werden. Die Häuser sind hoch, und voller Kramladen von Gewürzen und Stoffen. Man verfertiget in dieser Stadt eine Menge von elfenbeinenen Armbändern, und achatenen Tassen und Ringen. Diese Achate werden aus den Steingruben von Nimodra, einem Dorfe, vier Meilen von Cambaya, jedoch nur in kleinen Stücken, gebrochen. Die meisten Einwoh-

ner dieser Stadt sind Banianen und Raspouten. Von diesen Leuten wird nachher noch geredet werden. Das Schloß, wo der Gouverneur wohnet, ist groß, aber sonst nicht schön. Auf den Dächern der Häuser laufen die Affen herum, die hier in grosser Menge sind, und den Leuten auf den Straßen manchen Schaden thun, indem sie Steine von den Dächern nach ihnen werfen, und dergleichen mehr. Außer der Stadt sind viele schöne Gärten; wie auch ein marmornes Grabmaal, welches ein König von Guzerat seinem Gouverneur, den er sehr liebte, erbauen ließ. Die Vorstädte sind fast so groß wie die Stadt. Man macht in denselben vielen Indigo.

Der Golfo de Cambaya liegt der Stadt gegen Mittag. Die großen Schiffe kommen selten in denselben wegen der außerordentlichen Schnelligkeit der Ebbe und Fluth. Außerdem ist es in demselben und längst der Küste Arabiens nicht ehe ruhig und windstille, bis gegen Ende des Septembers; vor dieser Zeit sind die Stürme und Ungewitter sehr häufig, und den Schiffen überaus gefährlich. Von hier kann man zur See nach Surate zurückgehen, und zwar entweder auf einer Baumrindennache, dergleichen sich die Wilden bedienen, oder zur Zeit der Ebbe in einem Wagen, der alsdenn nur auf zwey bis drey Fuß im Wasser gehet. Allein mit den Nachen ist die Reise beschwerlich, weil sie nur des Nachts fahren, und bey Tage in den Häfen stille liegen. Dieses geschieht wegen der Malabaren, die solchen Nachen auflauren, und sie dennoch, ob sie gleich geschwinder laufen als ihre Fahrzeuge, überraschen. Ueberdem verunglü-

cken

ken diese Nachen oft im Golfo de Cambaya, weil die Fluth zu schnell ist, und viele Sandbänke in demselben sind. Was aber die Reise mit dem Wagen zur Zeit der Ebbe betrifft, so ist solche auch unsicher, weil die Wellen den Wagen oft umwerfen.

Unser Autor nahm also denselben Rückweg zu Lande über Sousentra, ohne jedoch einen Tcheron mit einer Frau seines Stammes zur Sicherheit wider die Räuber mitzunehmen. Die Tcherons sind ein heydnischer Stamm, die meistens in Cambaya, Baroche, und Amedabad wohnen, und bey den Heyden in sehr großer Achtung stehen. Viele Reisenden haben die Gewohnheit, sich vor Geld von einem Tcheron mit einer Frau begleiten zu lassen. Sobald alsdenn ein Räuber kommt, sagt ihm der Mann, daß der Reisende unter seinem Schutz stehe, und daß er sich den Hals abschneiden würde, wenn er näher käme; die Frau drohet zugleich, sich die eine Brust mit einem Messer, welches sie zeiget, abzuschneiden. Da nun die Heyden es vor das größte Unglück halten, wenn sie an dem Tode eines Tcheron Schuld werden, so lassen sie den Reisenden gehen. Itzo aber haben die Tcherons mit den Räubern ein Verständniß, und theilen sich mit einander die Summe, die der Reisende seinem Begleiter giebt. Das Dorf Bilpar, zwischen Cambaya und Surate, bestehet fast aus lauter solchen Räubern, die sich jedoch mit etwas Geld abweisen lassen; nur kommen deren zu viele nach einander. Ihr Raja bestrafet sie zwar, und erstattet den Raub wieder, wenn der Reisende den Thäter anzeigen kann; aber allemal gehet das nicht an.

Surate liegt im ein und zwanzigsten Grad der Breite, und wird von dem Fluß Tapty durchschnitten. Man fieng zur Zeit der Anwesenheit unsers Autors an, steinerne Mauern aufzuführen, und die Stadt zu befestigen. Sie ist von mittelmäßiger Größe, und zur Zeit der Schiffahrt im November, December, Januar, Februar und März, am volkreichsten. Die Einwohner sind Indianer, Perser, Araber, Türken, Francs, Armenianer und andere Christen. Die Anzahl der Christen ist jedoch die geringste. Die übrigen Einwohner werden in drey Classen eingetheilt, nämlich in Mohren, Heyden, und Parsis. Unter den Mohren aber sind alle Mahometaner, Mogoler, Persianer, Araber, und Türken begriffen, ob sie gleich nicht einerley Religion im Wesentlichen haben. Von den Heyden giebt es wieder verschiedene Sorten, die aber alle die Götzenbilder anbeten. Die Parsis aber, die man auch Gauren oder Atechperest nennet, beten das Feuer an; sie bekennen eigentlich die alte persische Religion, und ließen sich in Indien wohnhaft nieder, als der Calife Omar das persianische Reich unter mahometanische Bothmäßigkeit brachte. Uebrigens giebt es sehr reiche Leute in Surate.

Das Schloß, welches sehr gut befestiget ist, stehet am Ende der Stadt, mittagwärts, am Fluß Tapty. Die Häuser werden von Holz, Ziegelsteinen und Kalk erbauet, und die Regenzeit ist zur Erbauung der Häuser die beqvemeste, weil bey trockenem Wetter die Hitze zu groß ist, und alles sofort dürre wird. Die Dächer sind halb rund, und werden aus doppelt übereinandergelegten Ziegeln, wor-

unter

unter die Rohrstangen des Zuckerrohrs anstatt der Latten geleget, gemacht.

Die Christen und Mahometaner essen gemeiniglich Kuhfleisch, weil dasselbe besser ist als der Ochsen, die überdem zum Ackerbau und zum Lasttragen gebraucht werden. Das Hammelfleisch ist sehr gut. Auch hat man Hüner, Tauben, Schweine, und Wild. Das Sesamöl ist statt der Butter in Indien am gemeinesten, wie auch das aus dem wilden Safran. Vom Februar bis im April hat man zu Surate Weintrauben, sie sind aber von keinem sonderlichen Geschmack, und geben auch keinen guten Wein. Der Brantwein taugt auch nicht viel. Er wird aus der Jagara oder dem dick gekochten Saft eines gewissen Palmbaums gemacht; aus demselben bereitet man auch einen Eßig. Das gewöhnlichste Getränk durch ganz Indien ist der Tary, oder der frische Saft aus den aufgeritzten Cocos- und einigen andern Palmbäumen. Der des Nachts gesammlet wird, schmeckt süßlich und hinterläßt eine angenehme Herbe; aber den man des Tages auffängt, ist säuerlich, scharf, und verdirbet leicht.

Außer einem Mufti und Cadi ist auch ein Vaka-Nevis in Surate, dergleichen der große Mogol in einer jeden Provinz hält, und der alles aufzeichnen muß, was vorgehet. Er und die Nababs oder Gouverneurs der Städte und Provinzen dependiren blos vom großen Mogol. Der Coroual ist über die Criminalsachen gesetzt, und stehet unter dem Nabad. Er patrouilliret mit seinen Leuten alle Nächte auf den Straßen, und hat große Gewalt. Wenn ein Dieb in seine Hände fällt, so wird er grausam geprügelt, bis er den Raub

nachweiset; dennoch aber bekommt der Bestohlene das Seinige selten wieder.

Die Kirchhöfe sind ausser der Stadt. Die Catholiken haben ihren eigenen; die Engelländer und Holländer haben auch ihren eigenen. Die Heyden haben ihre Gräber zweytausend Schritte weiter. Sie sind kleine viereckigte Gewölbe von zwey bis drey Fuß hoch, und zwey Fuß breit, und haben an den Seiten ein kleines Fenster, wodurch man das Grab sehen kann. Der Ort, wo die Banianen ihre Todten verbrennen, ist jenseit des Kirchhofs, am Ufer des Flusses Tapry, damit die Asche von dessen Wasser, welches sie heilig halten, weggeschwemmet werde. Sie halten es vor das Heil des Verstorbenen sehr nöthig, seinen Körper sogleich, nachdem er verschieden, zu verbrennen, weil sie glauben, daß seine Seele so lange leide, bis der Körper verbrannt ist. Sie verbrennen aber keine Kinder, die noch nicht zwey Jahre alt sind; und wenn sie wegen Mangel des Holzes den Körper nicht verbrennen können, binden sie einen Stein an denselben, und werfen ihn in das Wasser; wenn aber auch kein Wasser vorhanden, so beerdigen sie ihn. Die Vartias und Jogues werden niemals verbrannt, sondern immer begraben, weil Madeo, ihr großer Heiliger, solches verordnet hat.

An einem Brunnen bey dem englischen Kirchhof sind viele Bogen von Ziegelsteinen, woran man aussen ein ganz rothes Gesicht siehet. Die Heyden geben diß vor die Pagode des Madeo aus, und verrichten hier ihre Andacht. Bey dem Thor von Daman ist ein Wasserbehältniß, wovon man viel Wesens macht. Dasselbe hat sechszehn Ecken, und

jede

jede Ecke ist hundert Schritte lang. Der Grund ist mit großen Steinen gepflastert, und von oben bis unten sind Stufen rund herum wie ein Amphitheater. In der Mitte dieses Wasserbehältnisses stehet ein breites, hohes, und viereckigtes steinernes Gebäude, zu welchem man auf zwo Treppen heraufgehet. In demselben pflegt man sich zu belustigen, und frische Luft zu schöpfen; man muß aber auf einem Schiff dahin fahren. Das Wasser sammlet sich in dem Baßin von dem Regenwasser, welches durch Canäle dahin geleitet wird. Dieses Wasserbehältniß ließ ein reicher Banian, Namens Goby, zum Besten der Stadt erbauen, und vordem wurde in Surate kein anderes Wasser getrunken, als aus diesem Behältniß. Da aber nach der Zeit fünf Brunnen entdecket worden, so unterhält man dieses schöne Werk nicht, und es wird endlich ganz vermodern.

Ohngefähr hundert und funfzig Schritte von dem Garten, welcher der Prinzeßinngarten hieß, stehet ein großer hoher Baum, War oder Ber genannt, der achtzig Fuß im Diameter hatte, und dessen Aeste beschnitten waren. Diesen Baum halten die indianischen Heyden heilig, und es stehet daher eine Pagode unter demselben, die dem Götzen Mameva gewidmet ist. Unser Autor fand einen Braminen daselbst, welcher die Stirn dererjenigen, die den Götzen anbeteten, roth färbete, und von ihnen die Geschenke, die in Reiß oder Cocos bestanden, annahm. Von aussen ist die Pagode mit vielen Götterfiguren ausgezieret, und in der Grotte ist ein ganz rother Kopf.

Das

Das Erdreich um Surate ist so vortreflich, daß es keinen Dünger nöthig hat. Man säet Getraide und Zuckerröhre, Reiß, Palmbäume von allerhand Art, und andere Bäume. Der Fluß Tapty ist etwas salzigt; weswegen sein Wasser weder zum Begießen, noch zum Trinken, sondern bloß zum Waschen des Körpers gebraucht wird, welches die Indianer alle Morgen thun. Obgleich dieser Fluß klein ist, so schwillet er doch zur Regenzeit sehr an. Er entspringt in den Gebürgen von Decan an einem Ort, welcher Gehar Conde genennt wird, und ergießet sich in das Meer.

Die sogenannte Bank von Surate, wo die Schiffe einlaufen, ist eigentlich nichts weiter als eine Rhede; denn ihr Wasser ist so klein, daß es kaum ledige Schiffe treiben kann, wenn nicht eben Vollmond ist. Allein der rechte Hafen liegt zwo Meilen von der Bank, und fünftehalb Meilen von Surate, und heißt Soualy. Die Schiffe dürfen aber nicht mehr, wie vordem, in denselben einlaufen, weil das Zollhauß zu sehr betrogen worden. Jedoch haben die Engelländer und Holländer noch diese Freyheit, und sie können daher das Zollhauß sehr hintergehen. Der Zoll zu Surate bringet dem großen Mogol jährlich an zwölfmal hundert tausend Livres ein.

Auſſer den bisher beschriebenen Städten der Provinz Guzerat sind noch über dreyßig andere in derselben, wozu viele Flecken und Dörfer gehören; aber die Städte nahe am Meer sind die beträchtlichsten. Darunter ist Broudra eine der besten. Sie liegt zwischen Baroche und Cambaya, mehr Morgenwärts; und hat den Namen von einer zerstörten

Stadt behalten, die vier Meilen weiter gelegen, und Broudra Ragnapour geheißen. Die besten Zeuge in der ganzen Provinz Guzerat werden hier verfertiget. Diese Stadt wird von vielen Banianen bewohnet; sie hat gute Mauern und Thürme, und viele Flecken und Dörfer unter sich. Auf der andern Seite des Golfo liegt die kleine Stadt Goga, acht und zwanzig bis dreyßig Meilen von Cambaya. Die Einwohner derselben sind Banianen und Seeleute. Patan ist eine große Stadt nach dem großen Meere zu gegen Süden gelegen. Man macht daselbst gute seidene Stoffe. Sie ist mit einer Festung und einem sehr schönen Tempel versehen, welcher lezte ehedem dem Götzendienst gewidmet war, jezt aber eine Moschee ist.

Diu, welches den Portugiesen gehört, liegt auch in Guzerat. Man macht in dieser Stadt den berühmten Cobra Stein; er wird aus der Asche der verbrannten Wurzeln, welche man mit einer gewissen Erde vermischet, und noch einmal brennet, verfertiget. Diesen Stein rühmt man, sowohl innerlich als äusserlich gebraucht, wider den Biß der Schlangen und giftigen Thiere. Zwischen Broudra und Amedabad sind noch zwo andere Städte, in welchen viele Zeuge bereitet werden. Sie heißen Nariad und Mamed Abad.

Agra ist eine der größten Provinzen im Mogolischen Reich, und die Hauptstadt gleiches Namens ist eine der größten Städte in ganz Indien. Sie liegt etwa zweyhundert und zehn Meilen von Surate, im acht und zwanzigsten Grad der Breite, am Fluß Gemna, welchen einige Geminy, und andere nach dem Plinius, Jomanes, nennen. Der-

selbe

selbe entspringt aus den mitternächtlichen Gebürgen von Dehly, wächst in seinem Fortlauf sehr an, und läuft bey der Stadt Halbas in den Ganges. Eine Caravane bringt von Surate bis Agra gemeiniglich fünf und dreyßig Tage zu.

Vor des Ecbars Zeiten war die Stadt nur eine Burg mit einem schlechten Schloß. Weil aber ihre Lage gedachtem König gefiel, vereinigte er viele Dörfer mit derselben, ließ viele andere Gebäude aufführen, machte sie zur Stadt und zu seiner Residenz, und nannte sie Ecbar Abad, d. i. die Wohnung Ecbars. Das Hoflager zog viele Banianen und Christen dahin, und die Stadt wurde gut bevölkert. Das alte Schloß ließ Ecbar niederreissen, und an derselben Stelle ein besseres und geräumlicheres mit hohen Mauern erbauen. In diesem Schloß stehet der Pallast des Königs, der mit drey Höfen versehen ist, die rund um mit vielen Portälen und Gallerien gezieret sind. Neben bey diesem Pallast stehen in einer Linie noch an dreyßig andere schöne und hohe Gebäude, die denen Fürsten und Großen des Hofes zugehören, und denen, die jenseit dem Flusse sich befinden, einen schönen Prospect geben. In derselben Linie sind noch viele andere Gebäude errichtet, weil die Nähe des Flusses diese Gegend sehr reizend machet. Vor dem königlichen Pallast innerhalb der Stadt ist ein sehr großer Platz, und man findet noch zwölf andere von geringerer Größe. Allein ausser den bereits erwehnten Pallästen vermehren die vielen Kervanserais die Schönheit der Stadt sehr. Derselben sind über sechszig an der Zahl, die insgesammt sehr bequeme Zimmer, hohe Portäle, und geräumige Höfe haben.

haben. Ferner giebt es in dieser Stadt über achthundert Bäder, und ungemein viele Moscheen.

Man findet hieselbst viele prächtige Grabmäler, welche die Großen entweder noch bey ihren Lebzeiten für sich, oder ihren verstorbenen Anverwandten zu Ehren, erbauen lassen. Das prächtigste ist dasjenige, welches der König Gehanguir für seinen Vater, den König Ecbar, auf einem Hügel der Stadt errichten lassen. Das schönste aber ist das Grab, welches Cha Gehan einer seiner Frauen, Namens Tadge-Mehal, die er sehr liebete, erbauen lassen. Das dabey befindliche Mausoleum ist sonderlich dasjenige, welches die Bewunderung der Kenner an sich ziehet. Es ist zwar nicht nach europäischem Geschmack, aber sonst wirklich schön und zierlich, und die Indianer haben zwanzig Jahre daran arbeiten müssen. Der prächtige Garten, in welchem das ganze Mausoleum zertheilet ist, die schönen Vorhöfe, das kostbare Grabmal selbst, die niedlichen Säulen und die erhabenen Gewölber beweisen zur Gnüge, daß die Indianer keine ungeschickte Baumeister sind. Dennoch hat dieser König Cha-Gehan nicht dieselbe Zuneigung zu seinem Vater, dem König Gehanguir bezeiget, denn derselbe liegt nur in einem Garten begraben, wo man am Eingang sein Grab abgemahlet hat. Weil das Clima im Sommer überaus heiß und unangenehm ist, so verlegte Cha-Gehan seine Residenz nach Dehly; er wurde aber daselbst vom Aurang-Zeb seinem Sohne, der sich wider ihn empörete, gefangen genommen, und nach Agra gebracht, wo er, nachdem sich sein Sohn zum König ausrufen lassen, im Gefängniß starb; er liegt jenseit des Flusses in einem

einem Gebäude, welches er selbst anfangen, aber nicht konnte vollenden lassen, begraben.

Die meisten Einwohner von Agra sind Mahometaner; von den Heyden und Parsis sind wenige darinn. Die Holländer haben in der Stadt ein Handlungscontoir. Die Indianer üben sich in der Mahlerey gern. Sie mahlen allerhand Figuren auf Papier und Pappe; jedoch haben nur die Mahlereyen zu Agra und Dehly einigen Werth; und die Agraschen sind oft anstößig und unanständig, daher sie ein Europäer selten kaufet. Sie wissen auch in Agra mit dem Vergolden der achatnen und anderer aus zerbrechlichem Steine bestehenden Gefäße auf eine unsern Goldschmieden ganz unbekannte Art umzugehen.

Zu der Provinz Agra gehören mehr denn vierzig Städte, und, wie man sagt, an drey tausend und vierhundert Dörfer. Fetipour, welche ehedem Sicari hieß, liegt sechs Meilen von Agra, und war eine Zeitlang die Residenz des Königs Ecbar, der nachher in Agra residirte. Sie ist jezt wenig bevölkert, und schlecht beschaffen. Man siehet jedoch noch einen prächtigen Pallast und eine überaus schöne Moschee daselbst. Die übrigen Städte von einiger Bedeutung in der Provinz Agra sind Beruz Abad, Chitpour, Bargant, Chalaour, Mirda, Ladona, Hindan, Canova, Byana, Scanderbade, Serongo, und mehrere. In einigen derselben werden gute Zeuge, und in andern der beste Indigo, verfertiget. Die ansehnlichsten Flüsse dieser Provinz sind die Gemna, Langue, Cham-Elnadi, Geogonadi, und Singour. Man glaubt, daß die Provinz Agra dem großen

Mogol

Mogol jährlich mehr denn sieben und dreyßig Millionen Livres einbringe.

An Agra stößet gegen Norden die Provinz Dehly, in deren Hauptstadt zu unsers Autors Zeiten der große Mogol, Aurang Zeb, residirete. Diese Hauptstadt, welche auch Dehly, sonst Gehan-Abad, heißt, liegt fünf und vierzig Meilen von Agra. Der Weg zwischen diesen beyden Städten ist gar sehr angenehm, und bestehet in der so berühmten hundert und funfzig Meilen langen Allee von den schönsten Bäumen, welche der König Gehanguir anlegen lassen, und die von Agra bis Dehly und von da bis Lahors gehet. In einer Entfernung von einer halben Meile ist jedesmal ein kleiner Thurm errichtet, dergleichen neun und sechszig zwischen diesen beyden Hauptstädten anzutreffen sind. Man findet auch verschiedene Kervanserais auf diesem Wege, und bey einem derselben, Chekiserai genannt, sechs Meilen von Agra, stehet ein alter Heydentempel, zu welchem noch viele Indianer kommen, und denen Affen, die hier in einem eigenen Hospital aufbehalten werden, Essen bringen. Dieser Weg ist ohnerachtet seiner großen Annehmlichkeit doch wegen der Löwen, Tiger, Pantherthiere und Räuber, beschwerlich und gefährlich.

Die Lage der Stadt Dehly ist dreymal verändert worden. Die erste und allerälteste Stadt dieses Namens, wovon man nur noch einige Ruinen siehet, stand näher an dem Ursprung des Flusses Gemna. Die Indianer sagen, daß sie zwey und funfzig Thore gehabt, und sie geben vor, daß sie die Hauptstadt der Staaten des Königs Porus gewesen, der durch den Krieg mit Alexander dem

Großen so berühmt geworden. Die zweyte Stadt hat ohnweit davon gestanden, und wurde vom König Cha-Gehan niedergerissen, welcher von den Ruderibus derselben die jetzige Stadt Dehly erbauete, und sie Gehan-Abad nennete. Sie ist mit einer Festung versehen, welche den Pallast des Königs einschließet. Derselbe, wie auch die große Moschee, das Kervanserai der Begum Saheb, und die beyden Hauptstraßen von Dehly, sind in der Stadt das Sehenswürdigste. Die übrigen Strassen sind enge, und die meisten Häuser bestehen aus Schilf und Erde. Die Enge der Straßen machet, daß das Volk sich in denselben sehr dränget. Man sollte daraus urtheilen, daß die Stadt sehr bevölkert seyn müsse; aber den meisten Theil der Menschen machen die Hofleute des großen Mogols aus, so daß die Stadt sehr leer ist, wenn der König abwesend ist.

Wenn man bedenket, daß ein jeder Großer am Mogolischen Hof eine Menge von Bedienten hat, und daß um den König selbst beständig fünf und dreyßig tausend Reuter und zehntausend Infanterie sind, wovon die meisten ihre Frauen, Kinder, und Knechte haben; so kann man sich einen leichten Begrif machen, wie erstaunend groß des Königs Hofstaat seyn müsse, welche noch durch die große Anzahl derer Hofbedienten vermehret wird. Wenn also der König in Dehly gegenwärtig, so machen die Einwohner leicht eine Zahl von vierhundert tausend aus, wovon aber nicht der sechste Theil übrig bleibt, wenn der König abwesend ist.

In Dehly findet man eine große Menge von allerhand Thieren; und unter andern auch verschiedene

dene Sorten von Elephanten, die in ganz Indien sehr häufig sind. Man hält die auf der Insel Ceylan vor die besten und herzhaftesten, ob sie gleich die kleinesten sind. Diese Thiere gehen gemeiniglich Truppweise, und alsdenn schaden sie niemanden; wenn sie sich aber vom Trupp trennen, und einzeln gehen, so sind sie gefährlich, fallen die Menschen an, und fressen sie. Sie können gewaltige Lasten tragen, und thun allemal sichere Schritte, so, daß sie ihre Bürde selten fallen lassen. Die stärkesten sind die von Golconde, Siam, Cochin, und Sumatra. Die Elephanten kosten viel zu unterhalten, denn ausser dem Fleisch, das sie essen, und den Brantwein, den sie trinken, muß man täglich wenigstens eine halbe Pistole auf Mehlteig, Zucker, und Butter für einen jeden rechnen. Daher halten die Großen sehr wenige, und der große Mogol selbst hat nicht mehr als fünfhundert zum ordinairen Dienst, und nur zweyhundert zum Kriege.

Man kann sie unterrichten, allerley mit ihrem Rüssel vorzunehmen, wenn es ihr Führer will. Er läst sie damit allerley Spiele machen, seine Freunde begrüßen, die Leute drohen, und schlagen; ja sie würden einen Menschen zerreißen, wenn ihnen ihr Führer dazu einen Wink gäbe. Derselbe sitzet auf ihrem Nacken, wenn er diese Exercitia mit ihnen vornimmt; und er regieret sie mit einem kleinen eisernen Stock. Ein Elephant ist überhaupt ein sehr gelenksames Thier, wenn er nur nicht zornig gemacht wird; denn in diesem Fall ist selbst sein Führer der größten Lebensgefahr unterworfen. Man bändiget sie mit brennenden Schwärmern, die man auf sie wirft. Sie können auch keine Hitze vertra-

gen. Die Weiblein tragen ihre Jungen ein ganzes Jahr, und ein Elephant wird an hundert Jahre alt. Ob er gleich schwer und dick ist, so kann er doch im Wasser sehr gut schwimmen und herumhüpfen.

Man macht in Dehly bessere Gemälde als in Agra. Sie stellen ordentliche Historien, die Schlachten, Siege und andere große Thaten ihrer Fürsten vor. Die Indianer sind im Mignature-Mahlen auch nicht ungeschickt, aber da sie damit wenig verdienen, so wenden sie nicht den gehörigen Fleiß darauf. In Dehly sind viele Leute, die einen großen Reichthum an Edelgesteinen haben, und darein ihr Vergnügen setzen, so, daß sie sie nicht allein täglich zu vermehren suchen, sondern auch, wenn sie Präsente machen wollen, lieber welche kaufen, als von denen etwas geben, die sie selbst besitzen. Man hat hier in dieser Stadt ein gewisses Metall, welches Tutunac heißet; es kommt dem Zinn sehr nahe, nur ist es schöner und feiner, und wird oft vor Silber gehalten; man bringt es aus China. Die Frauenzimmer in Dehly sind sehr wohlgestaltet, und die heydnischen sind ungemein keusch, so daß man, wenn die Mahometaner nicht Unzucht trieben, die indianischen Frauenzimmer allen andern Frauen des Orients zum Muster vorstellen könnte. Sie gebähren die Kinder sehr leicht, und viele gehen schon am andern Tage ihrer Niederkunft wieder aus.

Die Provinz Dehly nimmt gegen Osten mehr Land ein, als gegen Südosten. Das Erdreich derselben ist vortreflich, aber es wird an vielen Orten nicht bearbeitet. Um die Hauptstadt ist es am

fruchtbarsten, und bringt Getraide und Reiß im Ueberfluß. Der Zucker wächst auch hier, und das Land trägt überdem guten Indigo und viele schöne Früchte.

Die Provinz Azmer gränzet gegen Nordost an Dehly, gegen Abend an Sindy, gegen Morgen an Agra, gegen Mitternacht an Multan und Pengnab, und gegen Mittag an Guzerat. Man hat aus denselben die Provinzen Bando, Gosselmere und Soreb gemacht, und die Hauptstadt ist jetzo Azmer, zwey und sechszig Meilen von Agra.

Diese Stadt liegt im fünf und zwanzigsten Grad der Breite, am Fuß eines hohen Berges, auf dessen Spitze ein sehr festes Schloß stehet, zu welchem man nicht als durch einen Umweg von einer Meile kommen kann. Die Stadt hat steinerne Mauern und einen Graben. Ausserhalb derselben siehet man die Ruinen vieler schönen Gebäude, die von einem großen Alterthum zeugen. Diese Stadt gehörte mit der Provinz einem berühmten Raja oder Raspouten, mit Namen Ramgend, der sie dem König Ecbar abtrat. Die Stadt ist sonderlich berühmt wegen des Grabes des Cogea-Mondy, der unter den Mahometanern als ein Heiliger verehret wurde. Dasselbe ist schön; es bestehet aus einem Gebäude mit drey mit Marmor gepflasterten Höfen, wovon der erste Hof sehr groß, und mit vielen Begräbnissen einiger Heiligen versehen ist, auch an der einen Seite ein mit einer Mauer umgebenes Wasserbehältniß hat. Der zweyte Hof ist mit vielen Lampen ausgeschmückt; und in dem dritten, welcher der schönste ist, siehet man das Grab des Cogea-Mondy in einer Kapelle, dessen Thüre mit

vielen Steinen von allerhand Farben und mit Perlenmutter ausgezieret ist. Es sind noch drey kleinere Höfe mit ihren Gebäuden für die Imams, welche hier unterhalten werden, um im Coran zu lesen. Die Mahometaner thun starke Wallfarthen hieher, und schreiben diesem Heiligen große Wunderkräfte zu.

Azmer ist eine Stadt von mittelmäßiger Größe; wenn aber der große Mogol sich in derselben zur Zeit eines Festes befindet, so ist sie so voll von Menschen, die theils zur Hofstaat gehören, theils von den benachbarten Oertern herein kommen, daß es selten ohne Unordnung abgehet. Am äussern Ende dieser Provinz, wie in vielen andern Oertern Indiens, werden die Mädchen frühzeitig mannbar, so, daß sie schon im zehnten Jahre Kinder zeugen. Die Indianer bedienen sich des Feuers wider den Biß der Scorpionen. Sie halten eine glüende Kohle ganz nahe an die Wunde; und das Gift zieht nach und nach aus, so, daß man in kurzer Zeit völlig geheilet ist.

In Azmer und durch ganz Indien braucht man die Ochsen zu allen Diensten eines Pferdes, und sie werden gut gewartet. Man beschlägt sie, striegelt sie, legt ihnen Sattel an, reitet auf denselben, und spannet sie auch vor Wagen und Kutschen. Man hat ganz weisse Ochsen, die aber sehr rar und theuer sind. Die Erde um Azmer ist schwarz und sehr fett, und die Einwohner machen vielen Salpeter aus derselben. Uebrigens ist diese Provinz an den meisten Orten sehr steinigt und unfruchtbar; demohnerachtet sollen sich doch die Einkünfte, die der

große Mogol aus derselben ziehet, auf dreyßig Millionen Livres belaufen.

Die Provinz Sindy oder Sindus, welche einige Tatta nennen, hat gegen Morgen Azmer und die Gebürge, gegen Mitternacht Multan, gegen Mittag eine Wüsteney und das indianische Meer, und gegen Abend Macran und Segestan. Sie erstrecket sich von Mittag gegen Mitternacht längst den beyden Seiten des Flusses Indus, welchen die Morgenländer auch Sindy oder Sindus nennen. An den Ufern derselben geschahe die berühmte Schlacht zwischen Ginguis-Can, dem ersten tartarischen und mogolischen Kayser, und dem Sultan Gelaleddin, welche vor erstern vortheilhaft ausfiel.

Die Hauptstadt dieser Provinz ist Tatta, und die Stadt, welche gegen Mittag an der Gränze liegt, heißt Diul oder Diul Sind, vordem Dobil genannt. Einige geben der ganzen Provinz den Namen Diul. In Tatta wird sonderlich ein großer Handel getrieben, wozu der Fluß Indus große Beqvemlichkeiten an die Hand giebt. Zu Loureben-der, drey Tagereisen von Tatta; ist auch ein starkes Negocium, weil daselbst eine gute Rhede ist. In Tatta machet man die besten Palanqvins in ganz Indostan. Dieses sind Wägen mit zwey Rädern, von einer besondern Art, deren man sich in Indien zu den Reisen bedienet; und sie sind wirklich ein sehr beqvemes Fuhrwerk.

Die Provinz Multan wird gegen Mittag von Sindy, gegen Mitternacht von Caboul, gegen Abend von Persien, und gegen Morgen von Lahors umschlossen. Sie wird von verschiedenen

Gewässern fruchtbar erhalten. Die Hauptstadt heißt auch Multan; dieselbe war ehedem ein starker Handelsort, weil der Indus nicht weit davon fließet; aber dieser Fluß ist nunmehr in dieser Gegend hin und wieder mit Sand erfüllet, daß die Schiffe nicht gut fort können. Inzwischen bringet diese Provinz viele Baumwolle, Zucker, Opium, Schwefel, und viele andere Dinge hervor. Diese Waaren werden jezt zur Achse nach Surate geschickt.

Die Stadt Multan liegt unter neun und zwanzig Grad vierzig Minuten der Breite, und hat viele andere Städte unter sich. Die meisten Einwohner sind Mahometaner; aber es giebt auch viele Banianen daselbst, die sich dort wegen des Handels nach Persien aufhalten, wo sie gleichsam das Amt der Juden im Kaufen und Verkaufen verrichten; sie sind aber noch listiger und geschickter, auf ihren Vortheil zu sehen, als diese. Sie machen den vierten Stamm der indianischen Heyden aus; und sind übrigens brauchbare Leute, weil sie um einen geringen Vortheil alle Commißionen von jedermann übernehmen und gut ausrichten. Sie sind sehr eifersüchtig gegen ihre Frauen, welche ein braunes Gesicht haben, und sich schminken. Es giebt noch eine andere Sorte von Heyden in Multan, welche Catry heißen, und ursprünglich aus diesem Lande herstammen. Diese beyden Secten haben eine eigene große Pagode in der Stadt. Der Götze, den sie darinn anbeten, hat ein schwarzes Gesicht, einen Ueberzug von rothem Leder, und in den beyden Augenhölen zwo Perlen. Die Provinz Multan soll

dem

dem großen Mogol jährlich siebenzehn Millionen Livres einbringen.

Die Provinz Candahar liegt gegen Mitternacht am Lande Balc, welches ein Fürst, Namens Azbec, beherrschet; gegen Morgen an Caboul, gegen Mittag an Bucor und einem Theil von Segestan, und gegen Abend an die Länder des Königs von Persien. Sie ist sehr bergigt, und die Hauptstadt Candahar liegt im drey und zwanzigsten Grad der Breite. Sie gehöret jezt dem König von Persien, der beständig eine Besatzung von neun tausend Mann darinn hält, aus Furcht vor den Mogol. Sie ist übrigens wegen des großen Handels nach Persien sehr beträchtlich, und daher beständig mit vielen fremden Kaufleuten angefüllet, wie es denn auch deswegen sehr reiche Einwohner darinn giebt. Sie ist mit guten Mauern und zwey Citadellen befestiget.

Ausser den Banianen und Guebern halten sich wenig andere Heyden in der Stadt auf; sie haben auch keine öffentliche Pagode daselbst, sondern die Religionsversammlung der erstern geschieht in einem Privathause unter Aufsicht eines Braminen. Die leztern aber haben ausser der Stadt auf einem benachbarten Berg einen Ort, wo sie das Feuer, welches sie anbeten, unterhalten. Sie sind arm, und werden zu den niedrigsten und schwersten Arbeiten von den Mahometanern gebraucht.

Caboulistan oder die Provinz Caboul hat gegen Mitternacht die Tartarey zur Grenze, von welcher sie durch den Berg Caucasus, den die Morgenländer Caf-Dagui nennen, getrennet wird. Gegen Morgen grenzt sie an Cachmir, gegen

Abend an Zabulistan und einen Theil von Candahar, und gegen Mittag an die Provinz Multan. Sie stand vormals unter persischer Bothmäßigkeit; und hat ein kaltes unfruchtbares Clima. Inzwischen ist sie doch begütert, weil aus der Tartarey, dem Lande der Uzbecs, aus Persien und Indien, ein starker Handel hieher getrieben wird. Die Uzbecs allein verkaufen daselbst alle Jahr über sechszig tausend Pferde. Das Land hat eine so beqveme Lage, daß man alles Benöthigte aus allen Gegenden ohne Mühe dahin bringen kann, weswegen alle Dinge überflüßig vorhanden, und wohlfeil sind.

Die Hauptstadt dieser Provinz heißt Caboul. Sie ist eine große Stadt mit zween guten Schlössern und vielen Pallästen, die ehemals die Wohnungen der Könige und anderer Fürsten waren. In den Gebürgen hier-herum wachsen viele Mirobalanen, und von denselben hat das Land den Namen Cabuly. Von hier holet man auch die Rohre, woraus die Hellebarden und Lanzen gemacht werden. Sowohl die Hauptstadt, als die andern Städte, Flecken, und Dörfer dieser Provinz, sind meistens von Heyden bewohnet; daher siehet man allenthalben viele Pagoden, welche sonderlich zur Zeit des Festes Houly, so zwey Tage währet, mit vielem Volk angefüllet sind. Nach verrichteter Andacht laufen sie Truppweise mit Trompeten und Tanzen durch die Straßen, und machen sich allerley Lustbarkeiten. Das Fest endiget sich damit, daß ein kleines Kind mit einem Pfeil nach der Figur eines Riesen schießen muß. Hiermit deuten sie auf die Fabel, die unter ihnen als eine Wahrheit geglaubet

wird,

wird, daß, da Gott in der Gestalt eines Kindes unter dem Namen Cruchmann in die Welt gekommen, ein Riese ihn habe tödten wollen; das Kind aber denselben mit einem Pfeil so geschickt getroffen habe, daß er tod zur Erden gefallen. Es scheinet hieraus, daß diese Leute vordem Christen gewesen, und nachher in Irrthum und Aberglauben verfallen sind.

Aus diesem Lande kommen die Aerzte, die sich durch ganz Indien verbreiten, und insgesammt vom Stamm der Banianen sind. Es giebt unter ihnen einige geschickte Leute, die verschiedene gute geheime Mittel haben. Unter andern bedienen sie sich oft des Brennens. Der große Mogol ziehet aus diesem Lande jährlich vier bis fünf Millionen.

Das Königreich oder die Provinz Cachmir, sonst auch Kichmir genannt, liegt gegen Abend an Caboulistan, gegen Morgen an einen Theil von Tibet, gegen Mittag an Lahors, und gegen Mitternacht an die Tartarey. Uebrigens ist sie von allen Seiten mit Bergen und lauter engen Zugängen umgeben. Sie hat einigemale den Königen von Turquestan gehöret, und sie wurde sonst Turc Indien oder die indianische Türkey genennet.

Die Qvellen und Bäche, die allenthalben aus den Gebürgen entspringen, bewässern das Land so, daß es das fruchtbareste in ganz Indien ist. Sie formiren durch ihren Zusammenlauf den Fluß Tchenas, welcher sich durch den größten Theil des Königreichs ausbreitet, und neben der Stadt Atoc in den Indus ergießet. Vorher aber nimmt er das Wasser eines Sees in sich, welcher an vierzig Meilen einnimmt, und viele der schönsten und grünesten

Inseln

Inseln hat. Die Hauptstadt stehet an ihren Ufern. Einige halten ihn vor die Moselle, aber das ist falsch; denn die Moselle läuft durch Caboulistan, und wird noch itzt Behat oder Behar genennet.

Die Stadt Cachmir, welche auch von einigen Syrenagver genennet wird, liegt im fünf und dreyßigsten Grad der Breite, und hundert dreyßigsten Grad der Länge. Sie ist zwo Meilen von den Gebürgen entfernet. Sie hat keine Mauern; ist etwa eine halbe Meile breit und dreyviertel lang. Ihre Häuser sind von Holz gebauet, meistens drey Stockwerk hoch, und mit Gärten und einem kleinen Canal versehen, der bis an die See gehet, wohin man auf kleinen Schiffen Lustfahrten thut.

Dieses kleine Königreich ist sehr bevölkert, und begreifet eine Menge Städte und Flecken. Die Gebürge, deren Gehänge gemeiniglich mit Häusern besetzet sind, prangen mit den häufigsten und schönsten Bäumen; und man hat in denselben viele Moscheen, Palläste, und Lusthäuser angelegt. Außerdem sind viele große und ungemein fruchtbare Ebenen in diesem reizenden Lande, die hie und da mit Hügeln und Bächen abwechseln. Das Land gehöret itzt dem großen Mogol, und es bringet ihm jährlich fünf hundert tausend Livres ein.

Die Provinz Lahors ist von Cachmir, welches derselben gegen Mitternacht liegt, funfzig Meilen weit, und von Dehly, welches gegen Mittag liegt, hundert gute Meilen. Multan ist gegen Abend. Lahors selbst liegt im ein und dreyßigsten Grad der Breite am Fluß Ravy, der in den Indus läuft. Die Mogols haben dieser Provinz den Namen Pangeab, das ist, fünf Flüsse, gegeben.

geben. Diese Flüsse haben von den Neuern so vielerley Namen bekommen, daß man sie schwer unterscheiden kann. Ptolomäus nannte sie Arcelines, Cophis, Hydarphes, Zaradras und Hispalis. Alle diese Flüsse nehmen aus den nördlichen Gebürgen ihren Ursprung, durchkreuzen die Provinz Lahors, und laufen insgesammt in den Indus, nachdem sie vorher den Sindus mit formiren helfen.

Die Stadt Lahors liegt nicht mehr wie sonst dicht am Ravy, sondern dieser Fluß hat sich ohngefehr eine Viertelmeile weiter begeben. Die Stadt war sehr schön, als die Könige des mogolischen Reichs noch daselbst residireten. Sie ist groß, und mit vielen Moscheen, öffentlichen Bädern, Kervanserais, großen Plätzen, und Lusthäusern versehen. Das Schloß stehet noch da. Dasselbe hatte vordem nach der Stadt zu drey, und gegen das Feld neun Thore. Es umschließet den königlichen Pallast, der noch vieles von seiner vorigen Pracht behalten; die andern schönen Gebäude aber nähern sich allmählig ihrem Untergang. Da sich viele Heyden in der Stadt aufhalten, so mangelt es auch nicht an Pagoden, die zum Theil gut ausgeschmücket sind.

Die Provinz Lahors ist sehr groß, an Reiß, Getrayde, vielen Früchten, und selbst an Wein und Zucker sehr fruchtbar. In den Städten dieser Provinz sind viele Fabriken und Manufacturen von allerhand Art. Zwischen Lahors und Dehly, sonderlich aber bey der Stadt Tanassar trifft man eine Menge von Pagoden an, so, daß hier die Abgötterey mit der größten Freyheit getrieben wird. Unter andern ist ein Kloster von Heyden daselbst, die man Vartias nennet. Sie haben ihren General, ihren

Provin-

Provincial, und andere Obern. Sie sagen, daß ihr Orden bereits seit zwey tausend Jahren gestiftet worden. Sie thun Gelübde des Gehorsams, der Keuschheit und der Armuth; und dieselben beobachten sie strenge; und wer sie überschreitet, wird sehr scharf gezüchtiget. Sie essen nur des Tages einmal, und verändern ihre Wohnung alle drey Monate. Sie haben keine bestimmte Zeit zum Noviciat; einige bringen zwey, andere drey, und andere vier Jahre darauf zu. Ihr Hauptgesetz ist: Was dir andere Leute nicht thun sollen, das thue ihnen auch nicht. Sie dürfen kein Geld bey sich führen; gehen meist nackend, und haben nur eine Schürze über die geheimen Theile. Sie tödten keine Thiere. Das Essen betteln sie sich ein; sie nehmen aber nichts anders als gekochtes; weil sie in ihren Häusern kein Feuer brennen. Sie brennen auch kein Licht, sondern gehen gleich mit Sonnen Untergang auf der bloßen Erde schlafen. Außer der Essenszeit, und den Stunden, wo sie ihr Allmosen einsammlen, bringen sie die übrige Zeit des Tages mit Beten und Lesen der Bücher zu. Sie dürfen den Orden nicht freywillig verlassen; man verjagt sie aber sowohl aus dem Orden, als aus dem ganzen Stamm, wenn sie ein oder das andere Gelübde, als etwa der Keuschheit u. s. w. übertreten. Diese Vartias haben durch ganz Indien mehr denn zehn tausend Häuser, wovon einige noch größere Strenge beobachten.

Zwölftes Hauptstück.

Von den Provinzen Ayoud, Varad, und Becar; von den verschiedenen indianischen Stämmen; von der Provinz Halabas, und von den indianischen Faqvirs; von der Provinz Guleffer oder Bengale, und vom Ganges; von den Provinzen Malva, Candich, und Balagate; von den Pagoden zu Elora; von der Provinz Doltabad; von der Pagode Chitanagar; von den Provinzen Telenga und Baglana; von den Heyrathen der Heyden; von ihrer Todtentrauer; von Decan und Malabar; vom Königreich Visiapour; von Goa; vom Königreich Golconde und der Hauptstadt Bagnagar; von den Einwohnern und ihrem König; von den Omras; von Masulipatan; Reise von Bagnagar nach Surate; von der Insel Ceylan; etwas von Japan; Rückreise des Verfassers von Surate nach Persien; sein Tod.

Die beyden Provinzen Ayoul und Varal oder Varad sind ziemlich unbekannt, weil selbst wenige Mogols dahin kommen, ob sie gleich ihrem König zugehören. Ayoud begreift die Länder unter sich, die ganz am äußern Ende der mitternächtlichen Seite liegen, nämlich Cancares, Bankich, Nagarcut, Siba, und mehrere. Varad aber bestehet aus denen zwischen Morgen und Mitternacht belegenen Ländern Gor, Pitan, und Cauduana. Die Flüsse, so durch beyde Provinzen laufen, ergießen sich in den Ganges. Weil diese Länder sehr fruchtbar sind, und mit den Fremden großes Verkehr treiben, so bringen sie dem grossen Mogol nicht wenig ein. Ayoud giebt mehr denn zehn Millionen, und Varal sieben und zwanzig.

zig. Es sind aber in beyden viele Rajas, welche des großen Mogols Oberherrschaft nicht erkennen.

In Ayoud sind zwo Pagoden in großem Ruf. Die eine ist zu Nagarcut, und dem Götzen Matta gewidmet. Die andere stehet zu Calamac, wo die Heyden denen kalten Wassern, die aus einem feuerspeyenden Felsen entspringen, große Wunderkräfte zuschreiben. Dieser Felsen ist auf einem Gebürge von Balagate.

Die Provinz Becar, die aus den Ländern Douab, Jesuat, und Udesse bestehet, hat verschiedene Flüsse, die in den Ganges laufen. Sie liegt gegen Morgen am äußern Ende des mogolischen Reichs. Sie ist ungemein fruchtbar, und bringt dem großen Mogol vierzehn Millionen ein. Sie hat verschiedene gute Städte. Die besten darunter sind Sambal, Menapour, Regeapour, Zehanac, und Becaner, welche letzte die Hauptstadt ist, an der Abendseite des Ganges.

In dieser Provinz und in den beyden vorigen findet man alle indianische Stämme. Man zählet deren vier und achtzig. Ob sie gleich insgesammt eine Religion bekennen, so sind doch die Religionsgebräuche bey jedem Stamm, und unter diesem wieder bey manchen einzelnen Personen, so sehr verschieden, daß sie ungemein viele Secten ausmachen. Die Leute von einem Stamm treiben immer einerley Handwerk, welches ihre Nachkommen auch ergreifen; sonst werden sie von diesem Stamm ausgestoßen. Zum Beyspiel: Die Braminen, welche den ersten Stamm ausmachen, legen sich auf die Gelehrsamkeit, und ihre Kinder widmen sich ebenfalls den Studien. Der zweyte Stamm sind die

Catry

Catry oder Raspouten; und diese treiben das Kriegshandwerk, welches ihre Kinder auch ergreifen, weil sie ihre Abkunft von lauter heydnischen Fürsten herleiten. Es giebt zwar Raspouten, die Kaufleute oder Profeßionisten sind; aber sie sind bey ihrem Stamm verachtet. Der dritte Stamm sind die Soudr oder Courmy, welche den Ackerbau treiben. Sie machen die größte Zahl aus. Viele von ihnen sind auch Soldaten; aber dadurch werden sie nicht verachtet und verunehret, weil der höhere Stamm dieses Metier führet. Sie werden gemeiniglich zu Besatzungen in den Städten gebraucht. Den vierten Stamm machen die Ouens oder Banianen aus, welche insgesammt entweder Kaufleute, oder Wechsler, oder Mäkler sind, und aus allen Dingen auf eine gute Art Geld zu machen wissen.

Vor Alters waren nicht mehr als diese vier Stämme. Aber mit der Zeit hat eine jede Profession ihren eigenen Stamm formiret, und daher ist eine so große Menge entstanden. Die Colis oder Baumwollenarbeiter machen itzt einen eigenen Stamm aus; so auch die Tcherons oder Begleiter der Reisenden; die Palanqvinfahrer, welche Covillis heißen; die Goldschmiede, Waffenschmiede, Maurer und so weiter, machen alle einen eigenen Stamm aus. Die Piriaves aber, und die Der oder Halaleour, sind unter allen vier und achtzig Stämmen am meisten verachtet, weil sie unreinlich leben; und wer mit ihnen umgehet, wird auch vor unrein gehalten. Die erstern sammlen und tragen die Thierhäute herum; und die letztern beschäftigen sich mit Reinigung der Straßen und Häuser.

Ein gewisser Stamm, der Baraguy heißt, leidet keine gelbe Farbe. Die Leute streichen ihre Stirn alle Morgen weiß an, wider die Gewohnheit der übrigen Stämme, welche ihre Stirn mit rother Farbe von einem Braminen bemalen lassen. So oft ein Heyde sich roth färben lässet, neiget er den Kopf dreymal, legt die gefaltenen Hände dreymal an die Stirn, und giebt darauf dem Braminen Reiß und Cocos.

Alle Stämme beten zu ein und derselben Zeit; aber fast ein jeder hat seinen eigenen Götzen, ohne sich an denjenigen zu kehren, dem der öffentliche Tempel gewidmet ist. Die Stämme bleiben auch in den nähern Verbindungen unter sich, so, daß ein Bramine allemal die Tochter eines Braminen, ein Raspoute die Tochter eines Raspouten, ein Maler die Tochter eines Malers, u. s. w. heyrathet. Alle vier und achtzig haben unter sich eine gewisse Subordination. Ein Banian ist geringer als ein Courmy, dieser wieder geringer als ein Raspoute, und so fort. Der Bramin aber hat den obersten Rang; deswegen achtet er es vor schimpflich mit irgend einem von einem andern heydnischen Stamm zu essen. Die Braminen sind eigentlich die Brahmanen oder Weisen der alten Indianer, und die Gymnosophisten des Porphyrius sind die Priester und Lehrer der indianischen Heyden. Außer der Theologie legen sie sich auch auf die Astrologie, Arithmetik, und Medicin; aber die, so die Medicin treiben, geben dem Stamm jährlich einen gewissen Zinns, weil diese Wissenschaft eigentlich nicht zu ihrer Profeßion gehöret. Die Braminen werden von allen Heyden sehr hochgeachtet, und in allen

len Dingen schlechtweg geglaubet, weil sie ihnen eingebildet haben, daß Gott die vier Bets oder Bücher ihrer Religion den Braminen unmittelbar zugesandt, und in ihre Verwahrung gegeben habe. Die Braminen glauben die Seelenwanderung, und viele andere heydnische Stämme haben auch diese Meynung des Pythagoras angenommen. Deswegen tödten sie kein Thier, aus Furcht, daß die Seele eines ehemaligen Menschen darinn seyn könnte; sie brennen auch kein Feuer oder Licht, weil sie besorgen, daß eine Mücke oder anderes Insect, dessen Seele vordem in einem Menschenkörper gewesen, sich verletzen könne.

Die meisten von den gemeinen Heyden verehren einen gewissen Gott, den sie Ram nennen, und von welchem sie vorgeben, daß er aus dem Licht hervorgebracht und ausgegangen sey, etwa wie die Frange eines Gürtels aus dem Gürtel herkommt. Diesem Gott haben sie einen Vater, Nameas Dester, und eine Mutter, Namens Gaoucella, zugeeignet, nicht, weil er von ihnen gebohren worden, sondern bloß um der Form willen. Sie erzeigen ihm in allen ihren Pagoden, und sonsten, jederzeit göttliche Ehre, und wenn sich gute Freunde einander grüssen, wiederholen sie die Worte: Ram, Ram, einigemale. Seine Frau nennen sie Chita, und vergleichen sie mit der Jungfrau Maria, so, daß sie oft das Marienbild in den catholischen Kirchen der Portugiesen vor die Figur ihrer Göttinn halten, und es anbeten. Die Braminen aber und andere gelehrte Heyden sagen, daß zwar Ram kein Gott sey, sondern ein großer König gewesen, der wegen der starken Hülfe, die er den Menschen geleistet, und we-

gen der großen Heiligkeit, einen nähern Umgang mit Gott als je ein anderer Heiliger habe; und daß sie ihm bloß deswegen Ehrerbietung erzeigeten. Auch von ihren andern Götzen behaupten sie, daß sie dieselben nur als große Heilige verehren, im Grunde aber Gott allein anbeteten; und daß bloß der gemeine Mann sie vor wahre Götter hielte. Daß sie aber der Kuh so große Achtung erzeigen, rechtfertigen sie damit, weil sie durch ihre Milch so viele Menschen nähret, und den Ochsen auf die Welt bringt, der durch seine Arbeiten dem menschlichen Geschlecht so großen Nutzen schaffet.

Die Opfer, welche die Heyden ihren Götzen bringen, bestehen niemals in vergossenem Blut, sondern in allerley Eßwaaren, welche sich die Brammen wohl schmecken lassen. Uebrigens glauben sie, daß jedermann in seiner Religion und Secte könne selig werden, wenn er nur der Richtschnur genau folget, die ihm Gott an die Hand gegeben. Ihre Religion aber halten sie vor die erste und älteste, welche von Adam herrühret, und von Noah erhalten worden. Sie glauben einen Himmel und eine Hölle, wohin aber alle Seelen nicht ehe als an dem allgemeinen Gerichtstage kommen werden.

Die Provinz Halabas hieß sonsten Purop. Man begreift darunter den Narvar und Mevat, denen Bengalen gegen Mittag lieget. Die Hauptstadt führt den Namen der Provinz, und liegt am Ufer des Ganges an der Mündung des Flusses Gemini. Sie war eine zeitlang die Vormauer des Königreichs Paran, und vom Plinius wurde sie Chrysobacra genennet. Sie kam in die Gewalt des großen Mogols Ecbars, nachdem der-

selbe

selbe das Königreich Bengalen erobert hätte. Er legte daselbst ein mit einer dreyfachen Mauer umgebenes Schloß an, in welchem ein sehr alter Obelisk anzutreffen, der vielerley Innschriften hat, deren Buchstaben schon mehrentheils verloschen sind.

Unter dem königlichen Pallast sind viele gewölbte Oerter, welche Pagoden sind, und wo die Heyden, welche glauben, daß Adam und Eva daselbst erschaffen worden, aus allen Theilen Indiens in unglaublicher Menge zu gewissen Zeiten hinkommen, und ihre Andacht verrichten, nachdem sie sich vorher nackend in dem Ganges gebadet und gereiniget haben. In diesem Lande sind eine Art von Religiösen, die sich Faqvirs nennen. Sie laufen das Land herum, und betteln unter dem Schein der Heiligkeit und Frömmigkeit. Es giebt viele gottlose Leute unter ihnen, die mit bewaffneter Hand die Reisenden auf den Landstraßen zum Allmosen zwingen, und sich selbst oft gegen ihre Wohlthäter grausam beweisen. Die aber, welche eine wahre Frömmigkeit ausüben, stehen bey den Heyden in großer Achtung. Die Provinz Halabas bringet dem König jährlich vierzehn Millionen ein.

Die Provinz Oulesser, welche wir Bengalen nennen, heißt bey den Heyden Jaganat, wegen der berühmten Pagode zu Jaganat. Sie ist von vielen Heyden und Mahometanern bewohnet, die meistens sehr wollüstig, abgefeimt, und listig sind, und gute Räuber abgeben. Auch selbst die Frauenzimmer sind sehr unverschämt und dreist, und sie wissen die jungen Leute, sonderlich die Fremden mit vieler Geschicklichkeit zu hintergehen. Es sind aber

auch wohl an zwanzig tausend Christen in diesem Lande wohnhaft, welches ungemein fruchtbar ist.

Daca oder Daac ist eigentlich die Hauptstadt von Bengalen. Sie liegt am Ganges; ist aber sehr enge, weil sie sich längst den Ufern dieses Flusses anderthalb Meilen weit erstrecket. Die meisten Häuser sind von Rohr erbauet, welches mit Erde bedecket ist. Die Holländer und Engelländer haben die ihrigen dichter gemacht, um der Sicherheit ihrer Kaufmannsgüter willen. Die Augustiner haben auch ein Haus daselbst. Die Fluth des Meeres gehet bis an die Stadt, und daher können die Galeeren leicht in den Golfo von Bengalen kommen. Die Holländer bedienen sich derselben zu ihrer Handlung mit vielem Nutzen.

Das Land ist von Schlössern und Städten sehr angefüllet. Die Städte Philipatan, Satigan, Patan, Casanbazar und Chatigan, sind die vornehmsten und reichsten. Das Getraide, der Reiß, Zucker, Ingwer, lange Pfeffer, die Baumwolle, Seide, und viele andere Dinge und Früchte sind in diesem Lande überflüßig vorhanden.

Der Ganges ist mit vielen angenehmen Inseln umgeben. Die Heyden halten diesen Fluß für heilig; die Pagoden, die bey demselben stehen, sind die schönsten in ganz Indien; und in diesem Lande ist die Abgötterey in vollem Flor. Die beyden vornehmsten Pagoden sind zu Jaganat und Banarous. Nichts kann sie, wegen der Menge des Goldes und der Steine, an Pracht und Herrlichkeit übertreffen. Ueber hundert tausend Menschen kommen zu gewissen Zeiten aus verschiedenen Theilen Indiens dahin, und haben viele Tage lang ei-

nige Feste, in welchen sie ihre Götzenbilder im Triumph herumtragen. Der große Mogol trinket gemeiniglich das Wasser des Ganges. Dasselbe soll leichter seyn wie die andern Wasser. Dennoch versichern einige, daß es den Durchfall verursache; und wenn die Europäer es trinken müssen, kochen sie es erst. Dieser Fluß nimmt von Mitternacht, Abend und Morgen, viele Bäche und andere Flüsse in sich, und vereiniget sich darauf mit dem Golfo von Bengalen. Diese Provinz liegt am äußern Ende des Reichs; sie bringet dem großen Mogol neun Millionen ein; und die Staatsverbrecher werden nach diesen Lande verwiesen, wo sie Zeitlebens in einem festen Schloß gefangen bleiben.

Bengalen stößt gegen Abend an die Provinz Malva, welche die Länder Raja-Ranas, Gualear und Chitor unter sich begreift. Die Stadt Mando ist derselben eine schöne Zierde. Der König Humayon nahm sie den Mahometanern weg, und von dieser Zeit stehet sie unter dem großen Mogol. Sie ist von mittelmäßiger Größe, und hat verschiedene Thore. Die Häuser sind von Steinen, und die Moscheen insgesammt schön. Bey der vornehmsten und prächtigsten derselben stehet ein Pallast, worinn vier Könige in besondern Gräbern begraben liegen. Obgleich diese Stadt schon von dem Berge, an dessen Fuß sie angeleget ist, eine natürliche Befestigung hat, so wird sie noch von Mauern und Thürmen, und einem großen hohen Bergschloß, sehr feste erhalten. Sie hat bey weitem nicht mehr ihre vorige Pracht; und die Ruinen zeigen, daß sie ehedem größer gewesen, und viele

schöne Tempel, prächtige Palläste, und sechszehn Wasserbehältnisse gehabt.

Die Hauptstadt dieser Provinz ist Ratispor. Sie stehet auf einem Berge, und ist ein starker Handelsort. Die Stadt Chitor ist auch berühmt, aber fast ganz zerstöret, und wird nur von wenigen Leuten bewohnet. Unter den Ruinen siehet man die Ueberbleibsel von hundert Tempeln, und man trifft auch viele alte Statuen an. In der dabey befindlichen Festung werden die Staatsverbrecher gefänglich verwahret. Die Lage der Stadt ist überaus angenehm, und die Spitze des Berges ungemein fruchtbar.

Die Provinz Candich liegt gegen Mittag von Malva, und man rechnet Berar und den mogolischen Theil von Orixa mit dazu. Diese Länder haben einen großen Umfang, und sind mit vielen Städten und Flecken erfüllet, deren Einwohner zahlreich und sehr begütert sind. Der große Mogol soll jährlich sieben und zwanzig Millionen Einkünfte aus denselben nehmen. Die Hauptstadt dieser Provinz ist Brampour. Sie liegt im acht und zwanzigsten Grad der Breite, achtzig Meilen von Surate. Ein Prinz vom Geblüte führet hier gemeiniglich das Gouvernement. Sie ist eine grosse Stadt mit sehr irregulairen, bald niedrigen bald hohen Straßen. Die Häuser sind meistens von Erde erbauet. Unter den beyden Kervanserais ist das eine für die Fremden, und das andere zur Verwahrung des Schatzes. Auf dem Meidan stehet das Schloß, welches den königlichen Pallast in sich hält. Die eine Seite desselben ist gegen den Fluß Tapty, welcher morgenwärts längst der Stadt fließet. Das

Wasser

Wasser aus diesem Fluß ist zu unrein, als daß es könnte getrunken werden. Man hat ein besseres und gesünderes in einem viereckichten Baßin auf dem Meidan gefasset. Diese Provinz liefert die mehreste Baumwolle, und man macht in derselben die schönsten Zeuge von allerhand Art.

Balagate ist eine der reichsten Provinzen des großen Mogols; denn sie träget jährlich fünf und zwanzig Millionen ein. Sie liegt der Provinz Candich gegen Mittag. Ihre Hauptstadt heißt Aurangeabab. Sie liegt fünf und siebenzig Meilen von Surate, und ist ohne Mauern, sonsten aber groß. Der Gouverneur ist allemal ein Prinz, und der König Aurang Zeb war selbst allhier Stadthalter während der Regierung seines Vaters. Seine erste Gemahlinn starb auch in dieser Stadt, und er bauete ihr zu Ehren eine prächtige Moschee, worinn er sie begraben ließ. Es sind aber noch viele andere schöne Moscheen, große Plätze, Kervanserais, und Bäder daselbst. In den Straßen stehen viele Bäume, und die Häuser sind mit artigen Gärten versehen. Die Stadt ist stark bevölkert, und nähret sich vom Handel. Die umliegende Gegend ist ziemlich fruchtbar.

Ohnweit Aurangeabab ist die berühmte Pagode zu Elora. Man kommt in einen mit Steinen gepflasterten Hof, wo man die Schue ausziehen muß. In demselben trift man vorerst eine Moschee an, die mit vielen Lampen ausgezieret ist, sonsten aber nichts Merkwürdiges hat. Von hier gieng unser Autor eine halbe Stunde lang durch einen Felsen nach einer tiefen Ebene, wo verschiedene erhabene Kapellen stehen. Er gieng in den im Fel-

sen eingehauenen bedeckten Thorweg, auf dessen beyden Seiten eine große ebenfalls in Felsen eingehauene Menschenfigur stehet, hinein, und kam in einen viereckigen Hof, der ohngefehr hundert Schritte lang, und eben so breit war. Die vier Mauern werden von dem Felsen selbst formiret. Derselbe ist rund herum wie eine Galerie ausgehauen, die von vielen aus dem Felsen ausgeschnitzten Säulen getragen wird. In der Mitte des Hofes stehet eine Kapelle, dessen Mauern mit vielen Figuren sowohl äusserlich als innwendig versehen sind, die allerley Arten von Thieren vorstellen; wie man denn auch noch verschiedene andere Figuren in dem Felsen findet. Am Ende des Hofes kommt man auf zwo im Felsen eingehauenen Treppen zu zwey Oertern, wo viele Grabmäle, Kapellen, und Tempel oder Pagoden im Felsen anzutreffen. Der große Tempel stehet ganz im Felsen, und ist sehr prächtig, und die andern Tempel gehen nach einander in einer Reihe von beynahe zwo Meilen fort, welche zusammen eine erstaunliche große Menge von Figuren und Götzenbildern enthalten.

Von Elora begab sich unser Autor nach Doltabad, welche die Hauptstadt von Balagate war, ehe sie die Mogols eroberten. Sie ist mittelmäßig groß, und mit steinernen Mauern und Thürmen umgeben, die mit Canonen bepflanzet sind. Aber was sie zur stärksten Festung im ganzen mogolischen Reich machet, ist ein ovaler mit vielen Festungswerken versehener Berg, welcher die Stadt von allen Seiten umgiebt, und an seinem Fuß eine Felsenmauer, auf der Spitze aber ein gutes Schloß hat, in welchem der königliche Pallast befindlich ist.

Auffer-

Ausserdem sind an dem Fuß des Berges noch drey kleinere Festungen.

Zwischen Aurangeabab und Calvar, dem lezten mogolischen Ort an der Grenze des Königreichs Golconde, liegen neun Städte, Ambar, Achry, Lasana, Nander, Lisa, Dentapour, Indour, Condelvaly, und Indelvay; und dieses Land ist so bevölkert, daß man noch ausserdem viele Flecken und Dörfer antrift. Bey dem Dorfe Bisetpoury stehet eine sehr schöne Pagode auf einem hohen Berge. Sie heißt die Pagode Chitanagar, weil sie der Chita, der Frau des Ram, gewidmet ist. Es ist an ihrer Pracht und Schönheit nichts gesparet worden. Sie erhält, wie die zu Elora, ihr Licht nicht anders als durch eine Thüre. Dieser Tempel sowohl als die andern dabey stehenden Gebäude sind ganz mäßig. Ihre Bauart ist nach einem guten, und fast dorischen, Geschmack. Das Gebürge von Balangate, wozu die beschriebenen Felsen und Berge gehören, trennen, nach der Angabe der indianischen Geographen, Indien zwischen Norden und Süden; so wie es von dem Gatischen Gebürge von allen Seiten umgeben wird.

Telenga gehörte ehedem zu Decan; sie erstreckte sich bis an das Gebiete der Portugiesen gegen Goa, und Viziapour war ihre Hauptstadt. Seitdem aber der große Mogol Meister von dieser Provinz geworden, hat er sie mit dem König von Decan, den man nur den König von Viziapour nennet, getheilet. Sie grenzet gegen Morgen an das Königreich Golconde, gegen Abend an die Provinz Baglana und an Viziapour, gegen Mitternacht an Balangate, und gegen Mittag an Bisnagar.

Die

Die Hauptstadt derselben ist Beder. Sie ist groß, und mit Mauern umgeben, die mit Canonen besetzt sind. Es liegen gemeiniglich dreytausend Mann mit siebenhundert Canonieren darinn zur Besatzung, weil dieser Platz sehr wichtig, und vor den Anfällen des Königs von Decan nicht sicher ist. Die Provinz bringt dem großen Mogol mehr denn zehn Millionen ein. Sie hat eine große Menge von Pagoden, in welchen ungeheure Figuren sind, die mehr Schrecken als Ehrfurcht einflößen. Die Heyden in diesem Lande waschen sich beständig. Männer, Weiber, und Kinder baden sich alle Morgen, so bald sie aus dem Bette aufstehen, in einem Fluß. So gar thun solches die Weiber, die erst mit einem Kinde niedergekommen; denn sie haben überhaupt sehr leichte Geburten. Wenn sie aus dem Bade kommen, salbet der Bramine ihre Stirn mit einer im Wasser befeuchteten Vermischung von Safran und pulverisirten weißen Sandelholz. Hierauf gehen sie nach Hause, und frühstücken ein wenig. Gegen Mittag aber kurz vor dem Essen waschen sie sich wieder. Da sie nichts anders essen, als was ein Heyde von ihrem Stamm zubereitet hat, so essen sie selten bey andern. Die gewöhnlichste Kost der Banianen, Braminen, und Courmis bestehen in Reiß, Butter, Kräutern, Zucker, Hülsen- und andern Früchten. Sie essen weder Fleisch noch Fische, und trinken nichts anders als Wasser, Caffee und Thee. Ihr Essen legen sie in große Baumblätter, welche sie nachher wegwerfen. An einem gewissen Tage im Jahre dürfen die Braminen das Fleisch eines Ferkels essen; welches sie jedoch nur heimlich thun, um den andern kein Aergerniß zu geben.

Das

Das Fasten ist unter den Heyden sehr gewöhnlich, und fast alle vierzehn Tage bringen sie vier und zwanzig Stunden ohne Essen zu. Es giebt auch viele, sonderlich Frauensleute, welche fünf bis sieben Tage lang nicht das geringste genießen. Ja man sagt, daß einige einen ganzen Monat lang fasten, und täglich nur so viel Reiß zu sich nehmen, als eine Hand fassen kann. Die aber, welche gar nichts essen, trinken ein mit der Wurzel Criata abgekochtes Wasser. Diese Wurzel wächst bey Cambaya; sie macht das Wasser bitter und stärket den Magen.

Die Provinz Baglana grenzt an Telenga, Guzerat, Balagate, und an die Gebürge von Sevagi. Ihre Hauptstadt heißt Mouler. Sie liegt an dem portugiesischen Gebiet, welches bey Daman anfängt. Daman, welche ihnen schon zugehöret, ist ein und zwanzig Meilen von Surate. Sie ist von mittelmäßiger Größe, mit guten Mauern und einer vortreflichen Citadelle versehen. Die Straßen sind schön und breit, und die Kirchen und Häuser sind von weißem Stein erbauet, welches der Stadt ein gutes Ansehen giebt. Es sind in derselben viele christliche Klöster. Sie liegt am Eingang des Golfo de Cambaya. Die übrigen Städte, welche den Portugiesen bis Goa gehören, sind Bacaim, Chaoul und Dabul. Bombaim haben sie an die Engelländer abgetreten.

Die Einwohner dieser Küste sind meistens Seeleute, und die Heyden thun dem Meer verschiedene Opfer, sonderlich wenn jemand von ihren Verwandten auf Reisen begriffen ist. Sie werfen nämlich ein strohernes Gefäß unter solenner Musik und ver-

schiedenen Gebeten in das Meer, und lassen an dessen Ufer Fleisch und Früchte zurück, welches die Armen genießen. Unser Autor hat die Mahometaner dasselbe Opfer bringen sehen. Ein anderes Opfer der Heyden ist das, welches sie die Oefnung des Meeres nennen, und diesem Element zu Ende des Septembermonats bringen; weil niemand vom May bis zu dieser Zeit auf ihrem Meere schiffen kann. Es gehen dabey keine große Ceremonien vor. Alles bestehet darinn, daß ein jeder eine Cocosnuß in das Meer wirft. Hernach springen eine Menge Jungen in das Wasser, und holen sich die Nüsse wieder heraus.

In dieser Provinz und dem übrigen Theil von Decan verheyrathen die Indianer ihre Kinder sehr jung, und lassen sie einander noch früher beywohnen, als in andern indianischen Ländern geschieht. Sie machen Heyrathen im vierten, fünften, und sechsten Jahr ihres Alters, und erlauben schon den Knaben im zehnten, und den Mädchen im achten Jahr, den ehelichen Beyschlaf; und es fehlet nicht an Exempeln, daß sie in diesem Alter Kinder gezeuget haben. Allein die Frauenzimmer, welche so jung gebähren, hören auch frühzeitig und mit dem dreyßigsten Jahre auf Kinder zu zeugen, und werden sehr runzlicht. Jedoch erlaubet man in einigen Oertern Indiens den jungen Verehlichten nicht ehe bey einander zu schlafen, als im vierzehnten Jahr. Ein Heyde kann übrigens nur eine Frau haben, und wenn diese stirbt, darf er wieder heyrathen. Sie muß aber eine Jungfer und von seinem Stamm seyn. Die Hochzeiten der Heyden geschehen allemal mit vielen öffentlichen Solennitäten und Ceremonien.

nien. Die Frauen sind sehr fruchtbar, und bringen ihre Kinder so leicht auf die Welt, daß sie oft schon an demselben Tage, da sie niedergekommen, an den Fluß gehen, und sich baden. Ihre Kinder lassen sie bis in das siebende Jahr nackend gehen, und gleich vom zweyten oder dritten Monat ihres Alters lassen sie sie auf der Erde herumkriechen, bis sie gehen können. Sie werden niemals in Windeln oder Wickeltücher geleget.

Die indianischen Frauen haben nach dem Tode ihrer Männer ein jämmerliches Schicksal. Ihre größte Ehre ist, wenn sie sich lebendig mit dem todten Körper ihrer Männer verbrennen lassen. Die aber solches nicht thun, müssen sich die Haare abscheren, und einen ewigen Wittwenstand ertragen, wenn sie auch nur sechs Jahre alt seyn sollten. Aber sie leben alsdenn in einem jämmerlichen Zustand, und werden von ihrer Familie und dem ganzen Stamm wegen der Furcht, die sie vor dem Tode haben blicken lassen, verachtet, und kommen nie wieder zu Ehren, wenn sie auch noch so tugendhaft lebten. Wenn einige, wie zuweilen wohl geschiehet, wieder heyrathen, so werden sie aus dem Stamm verjaget; sie müßten denn zu den Christen oder Mahometanern ihre Zuflucht nehmen, und das Heydenthum abschwören.

Die Verbrennung der Todten, die vorher in einem Fluß nahe an einer Pagode gewaschen werden, geschieht zwar mit großen, aber nicht an allen Orten gleichen, Ceremonien. Gemeiniglich ist das Volk des ganzen Stammes dabey zugegen; und die Frau des Verstorbenen nahet sich mit Singen und Jauchzen, und mit vielen andern Zeichen der Unerschro-

schrockenheit, dem Scheiterhaufen, nimmt von den Umstehenden Abschied, empfielet sich dem Gebet des Braminen, umfasset ihren todten Mann, und läßt den Scheiterhaufen anzünden. Die Freunde giessen vielerley wohlriechende Oele in das Feuer, und in kurzer Zeit sind beyde Körper zu Asche verbrannt, welche man in den Fluß wirft. Zuweilen werfen sich die Sclavenmädchen ihrer Frau, die diesen Märtyrertod stirbet, mit in das Feuer. Seitdem aber die Mahometaner eine große Herrschaft in Indien erhalten, suchen sie so viel als möglich ist, diese Tyranney, an welcher die Braminen am meisten Schuld sind, zu verhindern, und jetzo kostet es viele Geschenke und große Mühe, die Erlaubniß zu erhalten, sich verbrennen zu lassen. Eine Schwierigkeit, welche nunmehr die indianischen Frauen, die nicht gern sterben wollen, vor aller Verachtung ihres Stammes sichert.

Bisher sind die Länder des großen Mogols beschrieben worden. Die jetzo folgen, stehen unter einer verschiedenen Herrschaft. Decan war ehedem ein sehr mächtiges Königreich. Es bestand aus allen den Ländern, welche zwischen den Golfos de Cambaya und Bengala liegen, und selbst die nördlichen Provinzen Balagate, Telenga und Baglana gehöreten dazu. Sie standen insgesammt unter einem einzigen König; und man kann behaupten, daß der König von Decan zur damahligen Zeit der mächtigste in ganz Indien gewesen. Allein dieses weite Königreich war schon vor der Ankunft der Portugiesen, in viele Provinzen abgetheilet, die ihre eigene Könige hatten. Die Portugiesen fanden die Könige von Calecut, von

Cochin,

Cochin, von Cananor, und von Coulam auf der malabarischen Küste. Die eigentlichen Staaten des Königs von Decan erstreckten sich nicht weiter als vom Königreich Cambaya oder Guzerate bis Goa.

Calecut war der erste Ort, welchen die Portugiesen 1498. entdeckten. Sie haben mit dem König dieses Landes blutige Kriege geführet. Die Könige aber von Cochin, Cananor, und Coulam wurden bald ihre Freunde. Die Staaten dieser drey lezten Könige liegen in Malabarien, welches bey Cananor anfängt, und bey Comorin aufhöret. Der Hafen bey Calecut war ehedem beträchtlich. Die Stadt ist ohne Mauern und hat ausser dem königlichen Pallast und einigen wohlgebaueten Pagoden nichts merkwürdiges. In Cochin erhielten die Portugiesen vom dortigen König die Erlaubniß am Bord des Meeres in dem Theil der Stadt, welcher Nieder-Cochim heißt, eine Festung zu bauen. Dieselbe ist ihnen aber nachher von den Holländern weggenommen worden. Der Hafen zu Cochin ist sehr gut. Die Stadt selbst liegt sechs und dreyßig Meilen von Calecut; und in der umliegenden Gegend wächst eine große Menge Pfeffer. Der Sohn erbet in diesem Lande nicht von seinem Vater, weil die Frauen die Freyheit haben, mit mehrern Mannsleuten sich zu vermischen, und man daher nicht wissen kann, wer eigentlich des Kindes Vater ist. Die Erbfolge kommt also auf das Kind seiner Schwester, weil solches gewiß von dem Geschlecht abstammet. Diese Schwestern, und selbst die der Könige, haben die Freyheit sich einen Nair oder Edelmann zu wählen, um bey ihnen zu

schlafen. Der Nair lässet in solchem Fall seinen Stock und seinen Degen vor dem Zimmer der Dame draussen stehen, damit die andern daraus erkennen, daß die Stelle bereits besetzt sey, und alsdenn gehet niemand hinein. Diese Gewohnheit herrschet durch ganz Malabarien. Diese Nairen haben von ihrem Adel einen hohen Begrif, und leiten ihre Abkunft von der Sonne her. Sie tragen auf dem Kopf einen Turban, und gehen nackend, ausser daß sie eine Schürze und einen Gürtel um den Leib haben.

Die Nairen haben vor einen gewissen heydnischen Stamm, die man Poleas nennet, einen grossen Abscheu. Wenn ein Nair einem Poleas so nahe kommt, daß er seinen Athem riechen kann, so ist er unrein, und muß ihn tödten; weil sonst der Nair sterben muß, wenn es der König erfährt. Um diesem Unglück vorzubeugen, schreyt der Poleas, wenn er auf dem Felde gehet, beständig Popo, damit ein Nair, der ihm etwa entgegen kommt, seine Gegenwart vorher wisse. Dieser ruft alsdenn Cocouya. Hierauf kehret der Poleas zurück, damit er dem Nair nicht begegne. Diese Poleas dürfen auch in keine Stadt kommen, sondern, wenn sie etwas wollen einkaufen, bleiben sie vor der Stadt, schreyen aus vollem Halse, und legen das Geld hin; sobald hierauf der Kaufmann rufet, daß er sich entfernen soll, geht er zurück, und kommt nachher wieder, und holt sich das Verlangte. An dem Ufer eines Flusses, welchen die Portugiesen Rio Largo nennen, und der von Cochin bis Cranganor gehet, stehet eine große Pagode, welche die Pagode des Eides heißt. In dessen Mitte ist ein

Wasser-

Wasserbehältniß, das bey den Heyden in großer Achtung stehet, und ihrem Vorgeben nach unter der Erde mit gedachtem Fluß Gemeinschaft haben soll. Bey diesem Wasserbehältniß mußten die Heyden ehedem die gerichtlichen Eyde auf dem Rücken eines Crocodills ablegen, welcher, wie sie fabuliren, den, der rechtmäßig geschworen, von einem Ende des Behältnisses zum andern führte, allein den, der falsch geschworen, in das Wasser warf.

Coulam ist die Hauptstadt des kleinen Königreichs dieses Namens; sie liegt vier und zwanzig Meilen von Cochin gegen Mittag; aber der König residiret nicht immer daselbst. Sie war ehedem ein blühender, bevölkerter und reicher Handelsort; jezt aber hat sich der Handel nach Calecut gezogen. Sowohl in dieser Stadt als in Cochin wohnen viele sogenannte Thomaschristen, wovon die meisten Unterthanen des Königs von Cochin sind. Cananor ist die Hauptstadt eines kleinen Königreichs, welches seinen eigenen König hat. Es wohnen viele Portugiesen darinn. Bey Cananor sind die Malabaren von Bergare, Cougnales und Montongue diejenigen, welche auf den indischen Meeren Corsaren abgeben, und von diesen Räubern sind auch eine große Menge auf dem Lande. Alle Malabaren schreiben von der Linken zur Rechten auf Palmera-Bravas-Blättern, und bedienen sich dazu eines Griffels, der etwa einen halben Fuß lang ist. Ihre Briefe, welche sie auf diesen Blättern an ihre Freunde schreiben, werden rund umgewickelt wie die Bandrollen. Sogar ihre Bücher bestehen aus diesen Blättern. Von der Dichtkunst sind sie sonderliche Liebhaber. Die Braminen stehen bey ihnen

nen in der größten Achtung, und wenn die malabarischen Fürsten Krieg unter sich führen, so wird den Braminen, wenn sie unter den Feind gerathen, nicht das geringste Leid zugefüget. An gewissen Festtägen prügeln sich die jungen Leute in Malabarien auf das äusserste, ja sie tödten sich zuweilen; und sie haben den Glauben, daß derjenige, der in solchem Kampf stirbet, vor allen andern selig werde.

Die Könige von **Banguel** und **Olala** haben ihre Länder gegen Norden. Dem erstern gehört **Mangalor**, eine kleine und übelgebauete Stadt, zwölf Meilen von **Barcelot**; **Barcelot** aber liegt zwölf Meilen von **Onor**; und das Land, worinn diese Städte liegen, heißt **Canara**. Der übrige Theil der malabarischen Küste bis **Goa** bedeutet wenig, wenn man die Stadt **Onor** ausnimmt, welche einen guten sichern Hafen und eine starke Festung hat. Der nördliche Theil von **Decan** bis an **Surate** gehört theils dem König von **Viziapour**, und theils den Portugiesen.

Das Königreich **Viziapour** wird gegen Morgen von **Carnate** und dem balagatischen Gebürge, gegen Abend von den portugiesischen Ländern, gegen Mitternacht von **Guzerat** und der Provinz **Balagate**, und gegen Mittag vom **Naique von Madura** umschränket, welcher Naique dem König von Viziapour zinnsbar ist, so wie der Naique von **Tanjahor**, welchem auch die Städte **Negapatan**, **Trangebar**, und verschiedene andere gegen die Küste von **Coromandel** gehöreten, ehe sie der König von Viziapour nahm. **Negapatan** fiel nach der Zeit in die Hände der Portugiesen; jezt aber sind die Holländer Herr davon. Der König

von

von Viziapour ist unter allen Königen von Decan der mächtigste. Daher wird er auch oft allein der König von Decan genennet. Die Hauptstadt heißt Viziapour. Sie hat vier bis fünf Meilen im Umfang, und ist mit einer doppelten Mauer umgeben, welche ganz mit Canonen besetzt ist. Der Pallast des Königs stehet mitten in der Stadt, und ist mit einem Graben umgeben, dessen Wasser allemal mit einigen Crocodilen angefüllet ist. Die Stadt hat viele große Vorstädte mit einer Menge von Goldschmids- und Juwelierläden. Uebrigens aber findet man weiter nichts Merkwürdiges daselbst.

Die Stadt Goa mit der Insel gleiches Namens, welche auch noch Tilsoare genennet wird, grenzt dicht an Viziapour gegen Mittag. Sie liegt im funfzehnten Grad vierzig Minuten der Breite, am Fluß Mandoua, welcher zwo Meilen von Goa sich in das Meer ergießet, und den schönsten Hafen von der Welt machet. Die Stadt hat gute Mauern mit vielen Thürmen und Canonen, und selbst die Insel ist auf der Landseite mit Thoren und Mauern versehen, damit die Sclaven nicht entweichen können, welches man nach der See nicht zu befürchten hat, weil alle daherum gelegene kleine Inseln und Halbinseln den Portugiesen gehören. Die Insel ist an Getraide, Thieren, und Früchten sehr fruchtbar, und hat gute Wasser. Goa ist unter allen Städten, welche die Portugiesen in Indien besitzen, die Hauptstadt. Der Erzbischoff, der Vicekönig, und der General-Inqvisitor wohnen daselbst, wie auch die Gouverneurs der andern Indianischen den Portugiesen zugehörigen Plätze. Der Fluß Mandoua ist hier bey den Braminen

und andern Heyden in eben solcher Achtung, wie der Ganges in dem übrigen Indien. Sie kommen zu denselben an gewissen Tägen häufig, um sich zu reinigen.

Die Stadt ist groß, und hat viele schöne Kirchen, Klöster, und Palläste. Es halten sich auch verschiedene Orden hier auf, und die Jesuiter haben allein fünf öffentliche Häuser. Um Goa wohnen viele Heyden, welche die Affen anbeten, denen eigene Pagoden gewidmet sind. Die Haußväter machen sich das Essen allein, welches in drey Theile getheilet wird, wovon den einen Theil die Armen, den andern Theil die Kuh des Hauses, und den dritten Theil die Haußfamilie bekommen.

Nach dem König von Viziapour ist unter den Königen von Decan der König von Golconde der mächtigste. Sein Königreich grenzt gegen Morgen an das Meer von Bengala, gegen Mitternacht an die Gebürge des Landes Orixa, gegen Mittag an viele Länder von Bisnagar oder dem alten Narsingen, und gegen Abend an das mogolische Reich. Etwa anderthalb Meilen von Calvar ist die Grenze zwischen dem mogolischen und golcondischen Reich gemacht worden. Daselbst stehen nämlich Bäume, welche man Mahoua nennet, und die Grenze des mogolischen Gebiets bezeichnen; die darauf folgende Cadjours aber oder wilde Palmbäume geben den Anfang des Königreichs Golconde zu erkennen.

Zwischen Calvar und Bagnagar liegen ausser der Stadt Buquenour, noch links und rechts verschiedene andere Städte und achtzehn Dörfer. Der Nabad oder Gouverneur der Provinz wohnet

in

in der Burg zu Marcel. Die Hauptstadt dieses Königreichs aber ist Bagnagar, welche die Persen Aider Abad nennen. Sie liegt vierzehn Tagereisen von Vizapour, in siebenzehn Graden und zehn Minuten der Höhe, auf einer langen in einiger Entfernung mit kleinen Bergen umschlossenen Ebene. Die Luft ist hieselbst sehr gesund. Die Häuser in der Vorstadt sind nur von Erde und mit Halmen gedeckt, so niedrig und elend, daß sie nichts weiter als Hütten sind. Zwischen der Vorstadt und der Stadt ist der Fluß Nerva, über welchem eine mit drey Bogen versehene Brücke befindlich. Von dieser Brücke gehet die Stadt, der Länge nach, bis an die vier Thürme, und von da über den großen Meidan bis an das Thor, wodurch man nach Masulipatan gehet. Diese Stadt hat viele Meidans oder große Plätze, allein der beste darunter ist der, auf welchem der prächtige Pallast des Königs stehet. Die vier Thürme aber sind ein viereckichtes Gebäude, wovon jede Seite sechs Toisen breit und sieben hoch ist. Eine jede Seite ist auch mit einer hohen Arcade versehen, die nach einer Straße, welche mit selbiger einerley Breite hat, hinsiehet. Rings um sind zwo Gallerien, eine über die andere. Ganz oben ist eine Terrasse statt des Daches. Auf jeder Ecke des Gebäudes ist ein Thurm mit vier kleinen Galerien. Inwendig ist alles gewölbet. Nichts hat in der ganzen Stadt ein prächtigeres äusserliches Ansehen als dieses Gebäude, dessen Gallerien zur Hebung und Leitung der Wasser nach des Königs Pallast dienet.

Ausserhalb der Stadt sind viele schöne Gärten, wovon einige sehr sehenswürdig, und mit prächti-

gen und artigen Gebäuden versehen sind. Sonderlich ist einer darunter, den man den ersten Garten nennet, von vorzüglicher Schönheit.

In Bagnagar wohnen viele reiche Kaufleute, Wechsler und Juwelirer, worunter viele Indianer, Armenianer, und Persianer sind. Zu der Anzahl der Einwohner dieser Stadt müssen auch vierzigtausend Mann Reuterey mitgerechnet werden, welche aus Persianern, Mogols, und Tartarn bestehet, und welche der König unterhält, um sich vor einen Ueberfall seiner Feinde zu schützen, dem er vormals oft ausgesetzt gewesen. Die Künstler in dieser Stadt, wie auch die Leute, die den Ackerbau treiben, sind Landeseingebohrne. Unter den Francs, die sich in diesem Königreich aufhalten, sind die Portugiesen die meisten, welche wegen begangener Verbrechen hieher geflüchtet sind. Die Holländer und Engelländer haben daselbst ein Contoir zur Handlung mit allerley Zeugen und Materialwaaren angelegt.

Die Huren und liederlichen Weiber werden allenthalben im Königreich gelitten. Sie suchen vornämlich die Fremden zu locken und zu verführen. Wenn unter den gemeinen Leuten Heyrathen geschehen, so machen die Aeltern nicht selten die Bedingung für ihre Tochter bey dem Mann aus, daß er sie muß nach ihrem Gefallen frey in der Stadt spatzieren, zu ihren Nachbarn gehen, und Tary trinken lassen, welches ein unter den indianischen Einwohnern von Golconde sehr beliebter Trank ist. Die Diebe werden in diesem Lande und in den meisten andern indianischen Oertern damit bestrafet, daß man ihnen die Hände abhauet.

Dieses

Dieses Land hat eine große Menge von Diamanten. Dieselben werden nach Mangelinen verkauft. Dieses ist ein Gewicht, so fünf Gran und drey Fünftheile hält; der Carat wieget nicht mehr wie vier Gran, und sieben Mangelinen machen sieben Carat aus. Die Diamanten, welche nicht mehr als ein bis zwey Mangelinen wiegen, werden gemeiniglich auf einen Mangelin mit funfzehn bis sechszehn Thalern bezahlet. Von denen, welche drey Mangelinen wiegen, kostet der Mangelin dreyßig Thaler. Jedoch ist dieser Preiß nicht beständig.

Das Schloß, wo der König gemeiniglich seinen Hof hält, liegt zwo Meilen von Bagnagar, und heißet Golconde. Dieses Schloß hat Cotup-Cha zuerst erbauet, und mit diesem Namen beleget. Man gelanget von Bagnagar über eine schöne und reizende Ebene dahin. Das Schloß präsentiret sich sehr schön, hat aber keine Festungswerke, als fünf runde Thürme, die mit Canonen bepflanzt sind. Sonst sind die Zugänge zum Schloß mit vielen Thoren verwahret. Das ganze Schloß ist wie eine Stadt. In demselben sind viele schöne Bazars und viele Hotels der Omras und anderer Großen; wie denn auch viele Künstler und die meisten in des Königs Dienst stehende Leute hier wohnen. Der König besitzet einen großen Vorrath von vortreflichen Bezoarsteinen. Die Ziegen, aus welchen man selbige nimmt, weiden auf den Bergen, welche dem Schloß gegen Nordosten sieben bis acht Tagereisen von Bagnagar liegen. Das Pfund dieser Steine wird gemeiniglich vor vierzig Thaler verkauft. Man findet auch welche in einigen Kü-

hen, die größer sind als in den Ziegen, aber sie werden nicht geachtet. Die besten nimmt man aus einer gewissen Art von Affen, und diese Steine sind klein und länglicht.

Etwa zwey Musketenschüsse von dem Schlosse sind die Begräbnisse des Königs, welcher Golconde erbauet, und derer fünf Fürsten, die nach ihm regieret haben. Sie nehmen einen großen Platz ein, weil jedes derselben in einem besondern Garten ist, und die Gräber der sechs Könige mit denen ihrer Verwandten, Frauen, und vornehmsten Eunuchen, begleitet sind. Die Kapelle, welche das Grab einschließt, ist allemal in der Mitte des Garten, und mit vielen Gewölben, Zierrathen, und Schnitzwerk versehen.

Der König von Golconde bekennet sich zur persischen Religion. Er giebt den Sold vor fünfhundert tausend Mann; aber so viele hat er nicht auf den Beinen, weil die Omras, wovon jeder tausend Mann halten soll, nur etwa fünfhundert besolden, und das übrige Geld einstecken. Die Cavalleristen sind Tartarn oder Mogols, und diese bekommen den meisten Sold; die Indianer aber, die seine Unterthanen sind, werden am schlechtesten besoldet. Des Königs Einkünfte sind groß. Die Ländereyen seines Königreichs verpachtet er gemeiniglich an die Meistbietenden. Von den Kaufmannsgütern, die durch sein Land gehen, und in die beyden Häfen von Masulipatan und Madrespatan ankommen, hat er eine ansehnliche Zoll-Einnahme. Die Diamantminen bringen ihm auch

ein

ein Großes ein. Er besitzet auch einen sehr reichen Schatz.

Die Omras oder Omros in Golconde sind die Vornehmen und Großen im Königreich, meistens Persianer oder von persianischen Eltern. Sie genießen ansehnliche Besoldungen vom König, und haben außerdem noch Mittel und Wege genug sich zu bereichern. Sie stehen in großem Ansehen; und haben allemal eine starke Suite von Cavalieren bey sich. Sie führen eine außerordentliche Pracht und großen Staat. Sie sind meistens die Befehlshaber über die Soldaten.

Vom Junius bis im October fällt ein häufiger Regen in Golconde, welcher vieles Land überschwemmet, und die Felder so fruchtbar machet, daß alles im Ueberfluß wächset. Sie haben auch viele Weinberge in diesem Lande, und aus den Trauben machen sie einen weißen Wein.

Von Bagnagar reisete unser Autor zu Pferde nach Masulipatan, welches auf der Küste von Coromandel im sechszehnten und einem halben Grad der Breite gegen Norden lieget. Ihre Lage ist am Golfo de Bengala gegen Südost von Bagnagar. Die Stadt ist klein, aber sehr bevölkert. Vom Mars bis im Julius ist die Hitze daselbst unerträglich. Die Wasser sind salzigt. Es kommen hier Schiffe von allerhand Nationen an. Das Land ist, wie der übrige Theil dieser Küste mit vielen Heyden angefüllet. Ihre Pagoden sind voller ungeheuren und unzüchtigen Figuren, die man

ohne

ohne Schrecken nicht ansehen kann. Durch die Küste von Coromandel verstehet man den Landstrich vom Cap-Negapatan bis zum Cap-Mesulipatan. Einige aber dehnen sie vom Cap-Comorin bis an die westliche Mündung des Ganges aus. Andere setzen nur ihre Grenzen bis an das Cap das Palmas.

Auf dieser Küste sind viele gute Städte, worunter Negapatan, Trangabar, Meliapour oder S. Thomas, wo der heilige Apostel dieses Namens ein Märtyrer soll geworden seyn, die beträchtlichsten sind. Die Pocken herrschen in diesem Lande sehr. Eine andere noch heftigere Kinderkrankheit, die man Akeron nennet, wütet hier auch stark. Sie bestehet in einer Entzündung der Zunge und des Mundes, und wenn dieselbe die Gedärme mit angreift, so muß das Kind sterben. S. Thomas gegen Norden liegt Poliacate, woselbst die Holländer das beträchtlichste Contoir haben, und den Salpeter raffiniren lassen, der nach Bengalen geschickt wird, wo sie Schießpulver daraus machen. Der Salpeter aber, der nach Europa gesendet wird, wird in Batavia raffiniret. Bey dieser Stadt haben auch die Holländer eine Festung, welche Gueldria heißt. Die übrigen Oerter auf der Küste von Coromandel sind Palicole, Dacheron, Bimilipatan, Cicacola.

Nachdem unser Autor nach Bagnagar zurückgekehret war, reisete er durch die Provinz Candich nach Surate zurück, wo er glücklich ankam, und von da nach Persien gieng. Er endiget seine Beschrei-

schreibung Indiens mit folgenden kurzen Nachrichten. Auf der Insel Manar, nahe bey Ceylan, welche die Holländer den Portugiesen weggenommen haben, ist eine ansehnliche Perlenfischerey, wie auch zu Tutucorim. Diese Perlen sind schöner als die, welche man im persischen Meer bey Bahrein fängt; aber sie sind nicht so groß.

Der König von Candis auf der Insel Ceilan ist allemal ein Feind der Holländer. Als er ihnen geholfen hatte, die Portugiesen von der Insel zu vertreiben, handelten sie selbst feindlich wider ihn, nachdem sie Colombo genommen hatten, und nöthigten ihn zu flüchten; daher er zu sagen pflegte, er habe Hunde, um Löwen Platz zu machen. Diese Insel Ceilan giebt den besten Zimmt. Auf Banda aber, welche eine von den moluccischen Inseln ist, wachsen die besten Muscatennüsse. Auch bringt diese Insel viele Gewürznägelein hervor. Auf der Insel Java ist der gute Pfeffer.

Die Holländer haben die Portugiesen ebenfalls von Japan zu vertreiben gewußt, und daselbst einen großen Handel angelegt. Ihr stärkster Betrieb ist auf der Halbinsel Difima. Die Japaner sind weiß, wie die Europäer, sie scheeren den Bart, und behalten nur zwey Stutzbärte; sie sind von starkem und robustem Leibe, und von guter Taille. Sie gehen mit entblößtem Kopf und Füssen. Ihre Kleidung bestehet in einem Hemde und langen nach türkischer Manier umgürtelten Rock. Ihr gewöhnlichster Trank ist eine Art von Bier aus Reiß und Zucker, welches Saqve heißt, und sehr berauschend ist.

ist. Die Häuser in den Städten sind von Holz gebauet.

Nachdem der Herr von Thevenot von Surate nach Ispahan gegangen, und seine Rückreise über die Stadt Com weiter fortsetzete, befand er sich sehr übel, und sein sonst so munterer Beobachtungsgeist fieng nun an ihn zu verlassen. Er kam noch bis an die Burg Sarsank, und ob er gleich immer schlechter wurde, machte er sich doch noch dreyßig Meilen weiter, bis er endlich in dem Städtgen Miana mußte liegen bleiben, und daselbst verschied. Seine jederzeit bewiesene Ehrlichkeit, Frömmigkeit, und Gelehrsamkeit sind die beste Lobrede auf seine Verdienste, die der Welt in ewigen Andenken bleiben werden.

Des

Herrn von Arvieux

merkwürdige

Nachrichten

von seiner Reise nach Constantinopel, in Asien, Syrien, dem gelobten Lande, Egypten, und der Barbarey.

Erstes Hauptstück.

Vorbericht; Reise des Verfassers von Marseille nach Smyrna; Beschreibung dieser Stadt; von den Begebenheiten, welche sich bey unsers Verfassers Anwesenheit in dieser Stadt zugetragen.

Die Nachrichten, welche wir hier in einem Auszuge mittheilen, bestehen aus den Tagebüchern aller Reisen, welche der Ritter Arvieux in den Staaten des Großherrn gethan hat. Er hat sich an vielen Orten, als in Constantinopel, wo er französischer Gesandter bey der Pforte gewesen, in vielen Handelsstädten des Orients, wo er Consul gewesen, und an der Küste der Barbarey, lange Zeit aufgehalten. Unsere Leser werden in seinen Nachrichten solche Merkwürdigkeiten antreffen, welche sie bey allen andern, die von diesen Ländern geschrieben haben, vergeblich suchen. Sie finden hier die genauesten Untersuchungen, richtige Beschreibungen, eine verständige Beurtheilung, und sehr nützliche Anmerkungen. Die Türken, Araber, Turkomannen, Drusen, Juden, die morgenländischen Christen werden nach ihrer Religion, ihren Sitten, Gewohnheiten und Gebräuchen, auf das genaueste beschrieben. Man findet hier in Betracht des Handels nach dem Orient viel Wichtiges. Die Nachrichten von den Arabern des Berges Carmel sind etwas ganz neues, und sehr vollständig. Die Republiken Tunis und Algier hat gewiß niemand besser kennen gelernet, als der Ritter Ar-

vieux. Seine Nachrichten hievon sind unerschöpfliche Quellen, woraus diejenigen, welche mit diesen Seeräubern zu thun haben, gute Regeln nehmen können. Mit einem Wort, man wird bey Lesung aller dieser Nachrichten gewiß nicht ermüden; denn das Nützliche, Unterrichtende, und Ergötzende wechseln darinn beständig ab.

Der Ritter Arvieux gieng in einem Alter von achtzehn Jahren am Bord eines königlich französischen Schiffs, welches sehr reiche Ladung, und viele Mannschaft hatte, und nach Smyrna bestimmt war. Dasselbe lief von Marseille mit so gutem Winde aus, daß sie schon den Tag darauf in den Hafen von Genua einlaufen konnten. Hier trafen sie ein Schiff von Dünkirchen an, welches Mine machete, sie anzugreifen, sobald sie auslaufen würden. Dem ohnerachtet verließen sie Genua, und kamen glücklich in Livorno an, ohne von jenem beunruhiget worden zu seyn. Allein bey ihrer Abfahrt von Livorno wurden sie dicht vor dem Hafen von einem holländischen Schiff angegriffen; es kam zu einem sehr hitzigen Gefechte, in welchem die Franzosen, ob sie gleich von dem Feuer aus der Festung viel ausstehen mußten, endlich doch siegeten. Der holländische Consul hatte den Hauptmann seiner Nation angestifter, das französische Schiff anzugreifen; denn die Generalstaaten hatten die Erlaubniß ertheilet, alle französische Schiffe, die mit mehr als vierzig Mann besetzt wären, wegzunehmen, weil die Raubschiffe von Toulon einige holländische Schiffe, dem Frieden entgegen, genommen hatten. Während der Action ließ der Gouverneur der Festung auf beyde Schiffe Feuer geben, um sie entweder aus-

einan-

einander zu bringen, oder zu züchtigen, weil er glaubte, daß sie wider die Ehrerbietung, welche sie dem Großherzog seinem Herrn schuldig wären, handelten. Das Schiff, auf welchem der Herr von Arvieux war, mußte erst wieder ausgebessert, und die im Gefechte verlohren gegangene Mannschaft ersetzet werden. Die Todten wurden in Begleitung aller in der Stadt wohnenden Franzosen in der franciscanerkirche mit den gewöhnlichen Ceremonien begraben. Die Wachsamkeit des Gouverneurs der Stadt war Schuld, daß die Holländer sich stille halten, und sich an keinen Franzosen vergreifen durften. Hierauf gieng der französische Schiffshauptmann in Begleitung aller seiner Reisenden und der Franzosen aus Livorno zu Fuß nach der Madame de Monte Negro, einen Ort der Andacht, so zwo Meilen von Livorno liegt, und den alle vorbeyfahrende Schiffe zu begrüssen pflegen. Daselbst hörten sie die Messe unter Absingung des Te Deum; und nachher kamen sie insgesammt bewaffnet in die Stadt zurück, um das Haus des holländischen Consuls zu stürmen, welches sie aber nicht wagen durften, als sie sahen, daß der Gouverneur seine ganze Besatzung im Gewehr erscheinen ließ.

Nachdem das Schiff endlich wieder mit allem, was zur Fortsetzung der Reise nöthig, hinlänglich versehen war, giengen sie unter Seegel. Sie waren die Inseln Elba und Capraia und das Cap Corso vorbey gefahren, und richteten ihren Lauf nach Maretimo, welches sie auch, da sie vor einem sehr frischen Nordwestwinde seegelten, nach sechs und dreßig Stunden in das Gesicht bekamen. Man muß hier die Höhe der Isqverqvis paßiren;

dieses sind sehr schädliche Klippen, an welchen man sehr leicht scheitert, wenn man sie nicht bey Tage wohl in Acht genommen hat. Es ist aber nicht schwer, sie bey Tage zu erkennen; denn, ob sie schon mit dem Wasser fast gleich sind, so bedecket sie doch das Meer, welches beständig daran schläget, mit einem weißen Schaum, den man gar leicht in der Ferne siehet. Sie liefen glücklich vorbey, bekamen aber bald hernach den grausamesten Sturmwind. Die Stürme im mittelländischen Meere sind allemal weit fürchterlicher als im großen Weltmeere. Die Ursach hievon, sagt unser Autor, ist diese: Das mittelländische Meer ist von allen Seiten durch Land eingeschlossen, die Wellen müssen daher nothwendig viel kürzer seyn, und sich mit der größten Geschwindigkeit übereinander aufthürmen; das Schiff hat also nicht die Zeit sich zu erheben, und diesen gewaltsamen Bewegungen auszuweichen, die, weil sie so geschwind aufeinander folgen, es abscheulich zurichten. Unser Autor hätte mit seinen Gefährten bey dem Sturm, den sie ausstanden, der fast zwölf Stunden währete, und das Schiff stark beschädigte, ihren unvermeidlichen Untergang gehabt, wenn sie nicht ihre Erhaltung der Klugheit und Erfahrung ihres Schiffhauptmanns, nächst Gott, hätten zu danken gehabt. Sie bekamen endlich die Insel Malta zu Gesichte, und legten sich in dem Hafen vor Anker, und stiegen nachher an das Land. Herr von Arvieux besahe die Kirche des heil. Johannis, den Garten des Großmeisters, die Herbergen des Ordens, das Hospital, und einen Theil der Festungswerke. Das Volk und die Eingebohrnen des Landes reden verdorben Arabisch; der

Groß-

Großmeister aber, die Ritter, und alle Leute, die etwas seyn wollen, sprechen Italiänisch. Unter den Herbergen verstehet man die Gasthöfe der sieben Sprachen, woraus der Malteserorden heut zu Tage bestehet; die achte Sprache, nämlich die englische, ist eingegangen, seitdem dieses Reich sich von der römischen Kirche getrennet hat; die übrigen Sprachen sind die Sprache von Provence, Auvergne, Frankreich, Arragonien, Castilien, Italien, und Deutschland. Diese letzte soll die reichste seyn, und hält auch den besten Tisch. Einige Ritter speisen gut, andere etwas schlechter, so wie eine Sprache reich, und der Ritter freygebig ist, der Herberge hält, welches er thut, um eine Commenthurey zu bekommen, das ihm auch nicht fehlschlägt, wenn er Herberge gehalten, oder eine Galeere geführet hat. Die meisten Ritter, sonderlich die Herren der Herbergen, halten sehr auf die ihnen von den Aerzten vorgeschriebene Mäßigkeit, weil es ihr Nutzen ist, auf diese Art für die Gesundheit ihrer Ritter zu sorgen, welche zu einem ganz andern Tode bestimmt sind, als daß sie von der Uebermaße im Essen und Trinken und an der Unverdaulichkeit sterben sollen.

Das Hospital ist eines der allermerkwürdigsten und prächtigsten Gebäude, und so, wie es Rittern des Hospitalordens, welches die Malteserritter sind, geziemet. Die Kranken werden gut gepfleget, und ganz und gar mit lauter Silbergeschirr bedienet. Die kranken Ritter, die sich in ihren Häusern nicht selbst Pflege geben können, kommen auch in dieses Hospital. Außer den für alle Kranken bestimmten Aufwärtern und Bedienten müssen auch die jungen

Ritter oder die neuen Ankömmlinge hier wenigstens dreymal in der Woche die Aufwartung verrichten. Solches darf sich niemand weigern, wenn er nicht will gestraft seyn. Die Strafen der Ritter bestehen bey diesen und andern Unordnungen darinn, daß sie unter der Messe mitten auf dem Chor auf den Knien sitzen müssen; sind aber ihre Vergehungen wichtiger, so dürfen sie eine Zeitlang nicht das Kreuz tragen, oder man setzet sie auf das Schloß S. Elme in Verhaft, oder sie werden nach der Messe in der Sacristey von einem geistlichen Ordensritter mit der Geißel gezüchtiget. Diese Strafen sind gar nicht schimpflich; wenn sie vorbey sind, wird nicht mehr daran gedacht, und es untersteht sich auch niemand es ihnen vorzurücken. Die Festungswerke waren damals, ehe man noch etwas von Bomben wußte, sehr schön; allein itzo würden sie keine Belagerung lange aushalten können. Das beste ist, daß sie alle in Tofstein eingehauen sind, der itzo einem Steinfelsen an Härte gleich ist. Der Cardinal Maculano ließ sie einige Jahre nach der Belagerung, welche die Stadt 1565 mit so großer Tapferkeit gegen die Türken ausgehalten, auf Befehl und Kosten des Pabstes aufführen. Man sagt, daß die Vorrathshäuser immer auf drey Jahr mit Getrayde und Hülsenfrüchten versorget sind, daß man Oel, Salz, Wein und Brandwein im Ueberfluß habe, und daß auf die erste Bewegung der Türken sogleich alle benöthigte Lebensmittel und Bedürfnisse aus dem benachbarten Sicilien und Neapel herbey geführet würden.

Es ist weltkündig, daß der Malteserorden an allen den Orten, wo er sich erhalten hat, große

Reichthümer besitzet; und alle Commenthuren liefern jährlich eine gesetzte Summe Geldes in den Schatz des Ordens ein, die zum Behuf des ganzen Ordens überhaupt beygeleget wird. Der Schatz auf der Insel Malta ist von großer Wichtigkeit, wenn wir nicht einmal davon reden, was in der St. Johanniskirche verwahret wird, sondern nur denjenigen nehmen, der aus der Verlassenschaft verstorbener Ritter, als aus Edelgesteinen, Silbergeschirr und andern Sachen von Werth, die durch die Zeit nicht verdorben werden, bestehet. Denn das ganze Vermögen, die beweglichen und unbeweglichen Güter der Ritter, welche sterben, fallen dem Orden anheim. Unser Autor wird in der Folge noch verschiedenes von Malta anführen, weil er zum öftern da gewesen, und sich eine gute Zeit daselbst aufgehalten. Diesesmal war er nur zwey Tage da geblieben.

Das Schiff gieng von Malta mit einem so günstigen Winde ab, daß sie sich in vier Tagen in dem Canal befanden, der zwischen Cap St. Ange in Morea und zwischen der Insel Cerigo gehet. Bis an die Spitze von Cerigo hatten sie diesen guten Wind, welcher sich plötzlich legte, und sie dadurch Gefahr liefen an der Küste zu scheitern, wo sie der Strom hintrieb. Sie ließen ihr Boot und Kahn in die See, um dieser augenscheinlichen Gefahr zu entgehen, und sie halfen sich hiedurch, und entgiengen ihrem Untergang. Wenn das Schiff hier verunglücket, ist es um so viel gefährlicher, da man einem nichtswürdigen und grausamen Volk, den Mainotten, in die Hände fällt, die Griechen sind, und weder Treue noch Menschenliebe besitzen. Sie

halten sich auf den Bergen auf, die an der Küste von Morea von Cap Matapan oder Cailles bis an das Vorgebürge S. Ange herunter gehen; sie haben zwar kleine und schlechte Barken, womit sie sich kaum unterstehen dürfen, kleine Schiffe anzugreifen; allein sie pflegen darauf zu lauren, daß Schiffe durch Sturm an ihre Küste getrieben werden, da sie denn, wie wilde Ziegen, von ihren Steinklippen herunter springen, das Schiff plündern, und die Menschen wegschleppen, welche sie, wenn es Christen sind, an die Türken, wenn es aber Türken sind, an die Christen, verkaufen, und hierinn besteht ihr ganzes Gewerbe. Die Einwohner der Inseln im Archipelago von der griechischen Religion sind diesen Leuten an Betrug, Grausamkeit, und Treulosigkeit, vollkommen gleich.

Sie bekamen die Insel Scio, und darauf Carabournon zu Gesichte. Dieser Name will soviel sagen, als Cap Cara; denn Bournon bedeutet in der türkischen Sprache soviel als ein Cap oder Vorgebürge. Dieses Cap liegt auf der Westseite des Meerbusens von Smyrna. Des dritten Tages hernach fuhren sie vor den Bourlainseln vorbey, die in eben diesem Meerbusen eingeschlossen, aber nur sehr klein sind; und des Abends legten sie sich zu Sangiac-Bournon vor Anker, das heißet so viel, als das Vorgebürge der Fahnen; denn Sangiacs werden bey den Türken diejenigen genennt, die das Recht haben, Standarten oder Fahnen zu führen. Dieses Sangiac-Bournon ist eine lange Landspitze von ungemeiner Fruchtbarkeit, die sehr wohl angebauet, und deren Ufer ganz mit Bäumen besetzet sind, die sich bis in die See hineinstrecken,

cken, und im Stande sind, das ganze Gebäude des Schiffs zu bedecken. Am Ende dieser Spitze sieht man ein Schloß, welches die Türken angelegt haben, um die Schiffe der feindlichen Nationen dadurch abzuhalten, daß sie diese Stadt nicht ausplündern. Sie verließen Sangiac-Bournon, und legten auf der Rhede vor Anker.

Es war der vierte December 1653, als der Ritter Arvieux in Smyrna ankam. Er besuchte diejenigen, an welche er Empfehlungsschreiben hatte. Er gieng auch zu dem Cadi, welcher ihn sehr freundlich aufnahm, und zuletzt Räuchwerk hereinbringen ließ, welches in diesem Lande eine Ehrenbezeigung beym Abschiede ist. Man entdecket in dieser Stadt allenthalben noch die Spuren von ihrem ehemaligen Glanze, da sie unstreitig eine der ältesten im Morgenlande ist. Sie hat aber vieles von ihrer alten Herrlichkeit und Größe verlohren. Dem ohnerachtet ist sie doch noch sehr ansehnlich und wichtig. Sie liegt itzt ganz offen, und hat weder Mauern, noch Thore, noch Festungswerke, wenn man das Schloß, welches fast ganz verwüstet, und Sangiac-Bournon, ausnimmt. Die öftern Erdbeben haben die Stadt in den itzigen schlechten Zustand gesetzet. Ehedem lag sie dicht an den Ufern des Meeres, wo man noch die Ueberbleibsel von den Häusern und Mauern sehen kann. Man erzählet, daß sie schon sechsmal durch heftige Erdbeben zerstöret und vom Meere verschlungen worden. Man glaubte auch allgemein, daß das siebende Erdbeben die Stadt so zu Grunde richten würde, daß sie nie wieder werde können bewohnet werden. Deswegen hatten sich die Türken vom Meer entfernet,

und ihre Häuser an einem Hügel gebauet, wo man sie heut zu Tage sichet. Die Franken aber, (so nennet man in der ganzen Türkey alle Christen, sie mögen seyn von welcher Nation sie wollen) haben ihre Häuser, wegen der Begvemlichkeit die Waaren aus und einzuladen, dicht am Ufer des Meeres erbauet, und vor selbigen Dämme von Holz und Steinen aufgeführet, daß sich die Wellen daran brechen sollen; sie dienen auch zugleich zu den angenehmsten Spatziergängen, weil die Aussicht nach dem Hafen, und nach der offenbaren See, sehr schön ist.

Während der Anwesenheit des Verfassers waren vom zwanzigsten May bis zum zwanzigsten Junius so viele Erdbeben nach einander, daß kein Tag und keine Nacht hingieng, da man nicht ihrer fünf oder sechs wahrnahm. Die Türken und Juden beweisen hiebey allemal mehr Muth als die Francs. Die erstern, welche von der Vorherbestimmung eingenommen sind, erwarten in ihren Häusern was Gott über sie zu verhängen beschlossen; die Juden aber ziehen aus Geiz ihr Geld und Gut allem andern vor, und wollen lieber in ihren Häusern begraben seyn, als aus selbigen herausgehen, weil sie besorgen mußten, sie möchten alsdenn, wenn sie selbige verließen, geplündert werden. Die Francs sind in solchen Fällen am ersten auf die Sicherheit ihres Lebens bedacht. Wegen der häufigen Erdbeben sieht man in dieser Stadt nur lauter niedrige Häuser; die meisten sind von Holz, und die Wände daran mit Ziegelsteinen oder Leimen ausgefüllet. Die Kirchen der Christen, die Moscheen, die Khans-Serals (so werden die Serails oder Häuser der Caravanen genennt) sind die einzigen Gebäude, die von

Kalk

Kalk und Sandsteinen aufgeführet sind. Diese Caravan-Serals sind wie öffentliche Gasthäuser, worein sich die fremden Kaufleute mit ihren Kameelen, Pferden, Mauleseln, und Waaren begeben; und, wenn sie dem Hüter des Hauses etwas weniges geben, können sie so lange da bleiben, als sie wollen. Die Türken bauen diese Gebäude aus einem Grunde der Andacht, und vermachen dazu so viel, als zu deren Erhaltung nöthig ist; man findet aber, ausser den Qvellen und Bädern, weiter nichts als Schutz für Wind und Wetter, und, die sich darinn aufhalten wollen, müssen Betten, Haußgeräth, und Essen mitbringen. Die äussern Wände an den Häusern der Francs sind insgemein entweder von Kalk oder Sandsteinen aufgebauet; alle inwendigen Wände sind von Holz, mit Ziegelsteinen und Leimen ausgefüllet, und mit Kalk übertünchet. Die Häuser der Türken, Juden, und der Morgenländer sind von bloßer Erde, und nur ein Stockwerk hoch; sie haben zu dem Ende Graben aufgeworfen, woraus sie die Erde zu ihren Häusern nehmen; das Regenwasser aber, das sich darinn sammlet, und faul wird, verursachet, sonderlich im Herbst, einen unerträglichen Gestank, und macht die Luft so ungesund, daß die hitzigen Fieber alsdenn viele Menschen wegraffen. Die Türken erwarten, ohne diesem Uebel zu steuern, den Tod ganz gelassen, weil sie alles dem göttlichen Rathschluß und der unveränderlichen Vorherbestimmung überlassen. Sie bauen bloß für sich selbst, ohne sich um ihre Kinder und Nachkommen zu bekümmern. Ihre Häuser an sich selbst sind nicht viel werth; selten bessern sie etwas daran aus; sie bauen viel lieber neue Häuser, als

daß

daß sie die, welche einfallen wollen, etwas ausbes-sern sollten: Nur die Moscheen und die Caravan-Serals werden von ihnen unterhalten.

Aller dieser Unbeqvemlichkeiten ohnerachtet ist Smyrna eine Stadt von großer Wichtigkeit; denn es werden darinn sechszig tausend Türken, sie-ben bis acht tausend Juden, und noch über zwanzig tausend andere Leute, sowol Francs als Morgenlän-der, gezählet. Die Stadt hat darum an Häusern und Einwohnern so zugenommen, weil sie hier von den Erpressungen der Bassen verschont sind, und der Cadi, (solcher ist der oberste Richter in der Stadt) niemand drucken darf, weil er dem Hofe zu Constantinopel so nahe ist. Der wichtige Han-del, der hier getrieben wird, hat viele Francs und Türken hieher gezogen, und die Stadt mit Ueber-fluß und Reichthum angefüllet. Sie ist jezt die beste Handelsstadt in der ganzen Levante, wo man mit Seide, verarbeiteter und roher Baumwolle, Ziegenhaaren, Wolle, Specereyen, Gewürzen, per-sischen und indianischen Gold- und Seidenzeugen, Perlen, Edelgesteinen, Caffee, Rhabarber, und un-zählig andern Waaren handelt. Auf der Spitze des Hügels, an welchem die Stadt erbauet, stehet ein großes und weitläuftiges Schloß, welches ehe-dem etwas zu bedeuten gehabt, wovon aber nun kaum noch einige Ueberbleibsel da sind. Von allem ist nichts mehr übrig als ein Thurm, worinn jezt die Garnison ist, die aus zwey bis drey Janitscha-renfamilien besteht. Ueber dem Thore sieht man das Haupt einer Frauensperson, welches von den Landeseinwohnern vor das Haupt der Prinzes-sinn, welche die Stadt Smyrna erbauet, und ihr

ihren Namen gegeben gehalten wird. Die Türken haben die Nase mit Steinen abgeworfen, und ihr das Gesicht ganz verschimpfet. Sie glauben, daß alle Bildsäulen berechtiget sind, von ihrem Meister zu fordern, daß er ihnen auch eine Seele geben sollte; und da nur Gott allein solches zu thun vermöge, so zögen die Teufel in diese Körper, und bedienten sich derselben, die Menschen zu beunruhigen; wenn man sie aber hieran verhindern wolle, dürfe man sie nur verstümmeln und verunstalten, weil der Teufel solche häßliche Wohnungen alsdenn nicht wählete. Aus dieser Ursach verstümmeln die Türken alle Bildsäulen. Die Griechen thun solches auch, denn diese sind eben so unwissend und abergläubisch. Es fehlt ihnen zwar nicht an Verstand und Fähigkeiten, ja in Verstellung, Betrügen, und Lügen, thun sie es denen Juden weit zuvor; allein sie saugen den Irrthum und Aberglauben unter der Herrschaft der Türken von Jugend auf ein. Mitten in dem verfallenen Schloß findet man eine kleine Moschee, die nicht mehr gebraucht wird; ferner die Ueberbleibsel einer Cisterne, wie auch eines Amphitheaters, welches sehr prächtig muß gewesen seyn. In den alten Zeiten sind alle diese Oerter mit in den Ringmauern der Stadt begriffen gewesen, und man sagt, daß daselbst die prächtigsten Gebäude gestanden haben, die mit Säulen, Bildsäulen, Brustbildern und halb erhabener Arbeit ausgeziert gewesen. Solche Ueberreste der ehemaligen Herrlichkeit dieser Stadt werden zuweilen noch hie und da, sonderlich von den Engelländern, welche sie fleißig aufsuchen, ausgegraben. Wenn die Türken zuweilen graben, thun sie es, um Schätze zu suchen; die Stücke des Alterthums aber

werden

werden ganz und gar nicht von ihnen geachtet. Nahe bey dem Amphitheater sieht man die Ueberbleibsel der Kirche des heil. Johannes, welche sonst die Hauptkirche gewesen; sie hat, nach griechischer Gewohnheit, eine Menge Capellen gehabt, wovon nur eine einzige ziemlich unversehrt geblieben, in welcher ein Grab ist, das die andächtigen Griechen heilig bewachen, weil sie es für das Grab des heil. Polycarpus halten.

Unten am Hügel auf der Westseite trift man die Ueberbleibsel der Kirche der heiligen Jungfrau Venerande an, die einen Märtyrertod starb. Diese Ueberreste werden von allen Christen sehr hoch gehalten. Die Griechen haben da ihren Kirchhof, wie auch die Engelländer und Holländer; die Franzosen aber werden jezt bey den Capuzinern begraben. An der einen Seite der Kirche ist eine Quelle, dessen Wasser sehr gut schmecket, und medicinische Tugenden haben soll. Die Francs thun öfters Lustreisen nach dieser Quelle.

Der alte Hafen bey der Stadt ist zwar klein; man ist aber darinn für den Gegenwinden sicher, die auf der Rhede gehen. Die Schiffe dieses Landes begeben sich alle in denselben; die Waaren, die aus Egypten kommen, und alle aus den benachbarten Oertern hergeführte Früchte und Erfrischungen, werden in dem Hafen ausgeladen. An der Mündung desselben ist ein altes Schloß, worinn Janitscharen zur Besatzung sind. Ueber dem Thor dieses Schlosses sieht man noch das Wapen der römischen Kirche, nämlich die Schlüssel, die in Form eines Andreaskreuzes gestellet sind, und über welchen die dreyfache Krone stehet: Hieraus muthmaßet man, daß es zu

der

der Zeit der Kreuzzüge erbauet worden, wie die Kreuzarmeen sich vom Constantinopolitanischen Kayserthum Meister machten.

Die Fleischer lassen die Eingeweide der geschlachteten Thiere auf der Straße liegen, welche die Hunde auffressen; dasjenige aber, was davon übrig bleibt, und das auf die Erde gegossene Blut machen einen so unerträglichen Gestank, daß, wenn der Wind nicht vieles wegführete, und die Luft reinigte, kein Mensch daherum würde wohnen können.

An der nordwestlichen Seite liegt eine Straße, die eben so lang ist als die Stadt selbst. In derselben wohnen die Consuls der verschiedenen europäischen Nationen, die Kaufleute, welche hieher handeln, eine große Menge Handwerksleute. Auch trift man da viele Caravan-Serails und Kirchen an. Der leztern sind fünf; nämlich die Kirche des heil. Georgs, die Hauptkirche S. Phorin, welche beyde den Griechen zugehören, die Franciscanerkirche, Capucinerkirche, und Jesuiterkirche. Die Juden haben in der Gegend, wo sie wohnen, viele prächtige Synagogen. Die Armenier haben hier zwo Kirchen, und einen Erzbischoff, auch zwölf bis funfzehn Priester und Mönche, die ein sehr strenges Leben führen, und die Layen treiben ihre Bußübungen so weit, daß sie die ganze Fastenzeit ihren Frauen nicht beywohnen. Der Autor erzählt hier beyläufig die Geschichte eines Armeniers, der in seiner Jugend ein Türke geworden, aber nach seinem vierzigsten Jahre wieder ein Christ werden wollte: Als ihn der Erzbischoff nicht annehmen wollte, weil er es für verstellte Bekehrung hielt; so gieng der Armenier zum Cadi, und erklärte sich für einen Chri-

sten,

sten, welcher ihn auf öffentlichem Markt durchstechen, und in Stücken zerreissen ließ. Nicht lange nachher wurde ein abgefallener Griecche, der sich wieder zum Christenthum bekannte, auf eben dieselbe Weise hingerichtet. Die Türken haben hier funfzehn Moscheen.

Die Bazards sind zwo lange Straßen, wo die Großhändler und andere Kaufleute ihre Gewölbe und Buden haben, worinn sie arbeiten und verkaufen. Bey vielen Häusern sind große und geräumliche Gärten mit allerhand Fruchtbäumen. Die Türken sind schlechte Gärtner, sie pflanzen alles unordentlich; dennoch haben ihre Gärten viel Angenehmes, man findet Springbrunnen, Fischteige und Wasserkünste darinn. Sie erlauben auch den Fremden sich darinn zu belustigen.

Auf der Westseite von Smyrna ist das Land eben und sehr schön, mit vielen Bächen, und einem Flusse versehen, an welchem viele Salzkothen liegen. Man sieht noch einen hohen und sehr großen, auf vier dicken Pfeilern ruhenden, Schwibbogen von einem Tempel, der vor Zeiten da gestanden, und dem Janus gewidmet gewesen. Diese angenehme Gegend wird von den Francs, die die Jagd lieben, fleißig besuchet; denn sie treffen da immer Wild von allerhand Art. Sie nehmen gemeiniglich einen Janitscharen mit. Diese Soldaten haben kein ander Gewehr als einen langen Stab, und einen Cangiar oder Dolch im Gürtel, und doch zittert alles vor ihnen, und in ihrer Begleitung ist man ganz sicher.

Ausser dem Getraide, den Hülsen- und andern Früchten, wächst auch herrlicher Wein in dieser schönen Ebene, der aber für die Francs, Griechen, Juden,

den, und andere, die ihn in Menge verbrauchen, nicht hinreichet; sondern man kaufet noch Trauben von Magnesia und andern Orten, und macht Wein daraus, der sehr gut schmeckt, sich hält, und wenig kostet. Ueberhaupt sind hier die Lebensmittel gar nicht theuer. Im Meer ist ein Ueberfluß von Fischen, Muscheln, und Perlenmuttern. Die Bay am Ende dieser weiten Ebene ist auf der Nordseite durch hohe Berge eingeschlossen, die im Winter immer mit Schnee bedecket sind, und diese Jahreszeit in der Stadt sehr rauh, durchdringend kalt, und unangenehm machen. Im Sommer verursachen diese Berge, die lauter Steinklippen sind, durch das starke Zurückprallen der Sonnenstrahlen eine sehr große Hitze, welche jedoch durch den Embat oder Westwind etwas kühler wird. Wenn aber der Siron oder Südwestwind wehet, ist die Hitze ausserordentlich.

Die Pest macht in diesem Lande zum öftern schreckliche Verwüstungen. Die Türken brauchen nicht die geringste Vorsicht dabey. Sie gehen mit denen Pestkranken um, wohnen bey ihnen; ziehen die Kleider der an der Pest Gestorbenen an, und schlafen auf deren Matratzen. Aus dieser Ursach wütet sie unter den Türken ärger als unter den Francs, die mehrere Behutsamkeit anwenden; und ein Türke, der einmal die Pest hat, kommt selten davon. Sonst weiß dieses Volk von wenig andern Krankheiten, weil sie ordentlich leben, simple und ungekünstelte Speisen essen. Sie sind Liebhaber von Pasteten, und machen sie sehr gut; ihr Fleisch rösten oder kochen sie; ihre Braten sind halb gar, denn sie stecken das Fleisch an kleine Spiese, drehen

dieselben nur einmal auf jeder Seite herum, und denn ist es fertig. Ihre allgemeinste Speise ist der Pilau; es ist diß Reiß mit Fleischbrühe, welcher starke Nahrung giebt. Bey dieser einfachen Kost behalten sie ihre Gesundheit fast bis ins höchste Alter; sonderlich sind diejenigen unter ihnen am gesündesten, welche nur Wasser oder Sorbet, welches ein dünnes Getränk ist, trinken, einige Tassen Coffee oder Serqvis nehmen, und keinen Wein oder Brandwein brauchen. Das Podagra ist etwas sehr seltenes unter ihnen, und wenn sie ja, trotz ihrer Mäßigkeit, davon angegriffen werden, so curiren sie sich damit, daß sie die Fußsolen zerprügeln, bis sie stark aufschwellen; hernach werden sie aufgeschnitten, das geronnene Blut wird heraus gedrücket, und Balsam von Mecca darauf geleget. Solchergestalt verschwindet das Podagra, so daß es niemals wieder kommt.

Das Brod in Smyrna ist vortreflich, denn sie haben herrlich Getraide, und die Türken sind gute Becker. Vom trocknen Brod weiß man nichts; alle Tage wird frisches gegessen, das einen guten Nußgeschmack hat. Der Preiß, die Gewichte, und Maaße aller Sachen, die verkaufet werden, bestimmet der Cadi; und es ist bey Leibes- und Geldstrafe verboten, etwas theurer, oder was nicht das volle Gewicht hat, zu verkaufen. Es ist nicht leicht eine Stadt in der Welt, wo die Policey besser eingerichtet ist, und genauer beobachtet wird, als in Smyrna. Zum Beweise davon erzählet unser Autor folgende zwey Beyspiele. Der Caimacan, sagt er, fand einmal bey einem Becker Brod, das nicht vollwichtig war; er ließ sogleich den Ofen

heiß machen, und den Becker lebendig hereinwerfen. Der Naib, (so heißet der Unterrichter, der zugleich Gerichtsschreiber des Cadi ist) reitet ordentlich alle Wochen in Begleitung einer Menge von Bedienten auf den Bazards oder Marktplätzen herum, und untersuchet in jeder Bude die Gewichte und Maasse, und erkundiget sich ob jemand im Preise übersetzet worden; wird nun ein Kaufmann auf unrechtem Wege betroffen, so erkennet er ihm auf der Stelle eine gute Anzahl Prügel und eine Geldstrafe von eben so vielen Piastern zu, und der Bestrafte muß dem Naib dafür die Hand küssen. Ist das Versehen größer, so ist auch die Strafe strenger, welche von verschiedener Art und mehr oder weniger schimpflich ist. Unser Autor erzählet, daß er selbst ein Augenzeuge gewesen, daß ein Naib seinen eigenen Vater, der ein Kaufmann gewesen, und falsches Gewicht geführet, funfzig Prügel unter die Fußsohlen geben lassen, und eine Geldbuße von funfzig Piastern zuerkannt; nach vollbrachter Strafe aber ihm zu Füßen gefallen sey, und, mit Bezeigung seines kindlichen Respects, ihn um Vergebung gebeten habe, daß er Pflicht seines Amts gezwungen worden, ihn nach der Strenge der Gesetze zu bestrafen. Der Großherr, der davon Nachricht erhalten, hat diesen Naib hernach zum Cadi, und endlich gar zum Mufti erhoben, der der höchste Richter in Religions- und Justizsachen ist.

Die Art, die Cherifs zu bestrafen ist sehr sonderbar. Cherifs heißen alle die, welche von dem Geschlechte Mahomets abstammen. Man betrachtet sie als Heilige; und sie unterscheiden sich von allen andern durch eine grüne Weste, und einen

grünen Turban. Aber dem ohnerachtet sind sie auch zuweilen voller Fehler, und verkaufen nach falschem Gewicht. Wenn man sie dabey betrift, werden sie auf die ehrerbiethigste Weise bestraft. Man nimmt ihnen den Turban ehrerbiethig ab, legt denselben auf ein kostbar gesticktes auf der Erde ausgebreitetes Tuch, und bedeckt ihn nochmals mit einem Tuch, damit diese heilige Farbe nichts von der Strafe leide, die auf vorbeschriebene Art an ihnen vorgenommen wird. Wenn diß geschehen, setzt man ihnen den Turban mit vieler Ehrfurcht wieder auf, macht eine große Salamalee, das ist, eine tiefe Neigung gegen ihnen, und läßt sie frey gehen. Viele Cherifs saufen auch gerne Wein; vorher aber legen sie ihren grünen Turban und die grüne Weste ab, und bedecken sie sorgfältig.

Alle Handlung zu Smyrna, und in den andern Handels- und Seestädten in der Levante, gehet durch die Hände der Sensals oder Mäkler, die insgemein Juden oder Armenier sind, und die Handlung aus dem Grunde verstehen. Treue und Glauben aber trift man vor allen andern bey den Türken an. Sie haben eine natürliche Neigung zum Recht und zur Billigkeit, sie halten ihr Wort, und man braucht keine obrigkeitliche Person dabey, wenn man mit ihnen einen Vertrag oder dergleichen zu schließen hat.

Die Francs leben nicht allein im Essen und Trinken sehr herrlich, sondern sie wissen sich auch die Zeit auf eine angenehme Weise verschiedentlich zu vertreiben. Man widmet einige Stunden dem Spiel, man spatzieret, gehet auf die Jagd, oder belustiget sich mit Vogelschießen, und andern zu ei-

ner bestimmten Jahreszeit festgesetzten Lustbarkeiten, die mit großer Feyerlichkeit begangen werden.

In der Nachbarschaft von Smyrna ist eine gewisse Gegend, Courdillat genannt, die schon seit vielen Jahren die Zuflucht einer großen Anzahl Hunde gewesen, die keinen Herrn haben. Ein guter ehrlicher Türke hatte aus Mitleiden für sie ein eigenes Schif gehalten, womit er das Eingeweide des geschlachteten Viehes von dem Schlachtplatz holete, und es diesen armen Thieren zuführete. Die Türken beweisen überhaupt viel Liebe und Andacht gegen Hunde und Katzen. Sie halten eine Art Hunde, die eine ganz glatte Haut ohne Haare haben, und weil denen die Kälte sehr empfindlich fällt, kleiden sie sie auf das wärmste an. Unser Autor sagt, er habe oftmals gesehen, daß selbst vornehme Türken, wenn sie auf der Straße einige Hündinnen antrafen, die geworfen hatten, Stroh herzu brachten, und sie darauf legten; oder sie sonst an einen bessern Ort setzten, und ihnen gekochte Hammel- und Kalbsköpfe zutrugen. Ihre große Liebe zu den Katzen rechtfertigen sie dadurch, daß sie erzählen, wie Mahomet einstens aus seinem Zimmer hätte ausgehen wollen, und gesehen, daß eine Katze auf dem Ermel seiner Weste schliefe, habe er lieber den Ermel abschneiden, als die Katze aufwecken wollen. Andere kaufen Vögel, und lassen sie fliegen, nachdem sie sich ihrer Fürbitte sehr andächtig anbefohlen; weil sie sich einbilden, Gott werde das Gebet dieser Geschöpfe, die ihn nicht beleidiget haben, erhören.

Es ist keine Stadt in der ganzen Türkey, wo die Christen eine freyere Religionsübung haben,

als zu Smyrna. Sie haben ihre Kirchen ganz offen stehen, und die Türken kommen zuweilen aus Neugierde hinein, ohne die geringste Unanständigkeit zu begehen, oder einiges Aergerniß zu geben. Die Sacramente werden mit mehr Pracht und Anständigkeit zu den Kranken gebracht, als in vielen Städten der Christenheit nicht geschiehet. Die Leichenbegängnisse werden mit vielen Feyerlichkeiten vorgenommen, und es ist ganz was unerhörtes, daß die Türken etwas dawider hätten einzuwenden gehabt, oder daß sie jemanden in den Handlungen der Religion wären beläſtig gewesen. Sie bezeigen eben die Nachsicht gegen die Juden.

Wir übergehen hier die Erzählung der Carnevalslustbarkeiten, der Streitigkeiten, die zwischen den Consuls der verschiedenen Nationen, und am öftersten zwischen dem englischen und französischen Consul, zuweilen vorfallen, und der Leichenbegängnisse, denen unser Autor beygewohnet. Wir wollen nur noch folgendes anmerken.

Die Christen ermangeln nicht, unter der Hand, jedoch mit großer Vorsicht, Bekehrte anzunehmen, und in Sicherheit zu bringen. Es sind in den Klöstern geheime Oerter, die man gar nicht wahrnehmen kann, wo die Renegaten, die wieder in den Schooß der Kirche kommen, ganze Monate verborgen gehalten werden, bis man Gelegenheit bekommt, sie bey Nacht am Bord zu schaffen, und in Sicherheit zu bringen.

In der ganzen Türkey weiß man von keinen Glocken; die Canonen vertreten ihre Stelle, sonderlich bey Leichenbegängnissen. Wenn ein Kaufmann, Schiffscapitain, oder sonst eine angesehene

Person

Person gestorben, und der Tag zur Beerdigung anberaumet worden, so stecken die Schiffe der Nation, und ihrer Freunde, ihre Flaggen mitten an den Mast auf, und unterdessen da die Leiche nach dem Grabe gebracht wird, schießen sie ein nach dem andern, immer zwey Schuß zugleich, welches ein Zeichen der Trauer ist.

Wenn eine Mondfinsterniß ist, machen die Türken ein sehr großes Geschrey, und ein starkes Gerassel mit Pfannen, Kesseln, Becken, und dergleichen, so lange die Finsterniß anhält; und wenn sie zu Ende, wünschen sie sich Glück, daß sie zwischen zween Planeten, die so unentbehrlich sind, Friede gestiftet haben: Denn sie sind in der thörichten Meynung, daß die Sonne und der Mond, welche sie als Mann und Frau ansehen, sich mit einander verzürnet hätten und herumschlügen.

* * * * * * * * * * * * * * *

Zweytes Hauptstück.

Reise nach Egypten; Beschreibung von Alexandria, Rosette und Damiate.

Im Jahr 1658. fand Herr von Arvieux Gelegenheit, auf einem englischen Schiffe mit vierzig Canonen von Smyrna nach Egypten zu gehen. Den siebenten Februar reiseten sie ab. Sie ließen die Insel Scio auf der Westseite liegen, und richteten ihren Lauf nach Süden, ohne sich irgendwo aufzuhalten. Sie kamen aus dem Archipelago, durch den Canal von Cazo und Serapanto, ließen die Insel Candia zur Rech-

ten, und Rhodus zur linken, und segelten mit einem guten Nordwinde, der im Aegeischen Meer am meisten wehet. Als sie aber in die offenbare See kamen, war ihnen der Wind entgegen, und derselbe macht ihnen sehr viel zu schaffen. Man bedienet sich zwar des Nachts der Laternen auf den Schiffen, aber man muß sie sehr verborgen halten, weil man auch den kleinsten Funken in einer großen Entfernung siehet, und barbarische Seeräuber hier beständig herum schwärmen. Das englische Schiff hatten eigentlich türkische Kaufleute gemiethet, welche viel junge Sclaven und Sclavinnen zum Verkauf bey sich hatten. Leztere waren unter der Aufsicht der Verschnittenen, welche ihnen, so bald sich nur eine davon rühret oder entfernet, sehr übel begegnen. Sie halten sie aber darum so eingezogen, damit sie desto theurer verkauft werden können; denn diejenigen, welche sie erhandeln, wollen sie als Jungfern haben, und wenn sich diß Zeichen, so ungewiß es auch ist, nicht findet, so müssen die Verkäufer selbige zurück nehmen, und das Geld wieder heraus geben. Sie waren fast durchgängig von einem Alter, und die älteste schien kaum von achtzehn Jahren zu seyn. Die Tartarn hatten sie auf ihren Streifereyen theils aus Rußland, theils aus Polen und Circaßien weggeschleppet, und sie zu Constantinopel oder Caffa verkauft. Sie waren alle sehr schön; die Circaßierinnen aber hatten vor allen andern den Vorzug.

Unser Autor war schon zwey und zwanzig Tage seit der Abreise aus Smyrna in der See gewesen, als sich die Farbe derselben veränderte, und weißer schien als vorhin. Dieses kommt, sagt unser Autor,

tor, von der Mischung des Nilwassers her, und sie konnten hieraus schließen, daß sie nicht weit mehr vom Lande seyn müßten. Das Land ist sehr niedrig, und hat nicht die geringste Anhöhe an der Küste, wo sie hinfuhren, daß sie es kaum auf zwo Meilen weit hätten sehen können, wenn nicht Palmbäume am ganzen Ufer herunter stünden. Der Strom, der hier gieng, hatte sie nach Damiate hingetrieben. Sie konnten dies aus den Schiffen abnehmen, die gegen dieser Stadt über vor Anker lagen; denn sie lieget so weit von dem Ufer, und so niedrig, daß es nicht wohl möglich ist, sie in der See zu erkennen. Den folgenden ganzen Tag steuerten sie nach Westen, und kamen den Morgen darauf an die Steinklippen, welche die Türken Abouchar nennen. Dies sind kleine niedrige Inseln, die den Hafen machen, der bey dem Schloß der Stadt Alexandria ist, und die Schiffe für dem Nordwind in Sicherheit setzen. Auf diesen Inseln findet man viele Kaninichen. Das Erdreich ist in dieser Gegend, und überhaupt an der ganzen Küste von Egypten, so niedrig, daß man nichts als die Palmbäume, die am Ufer stehen, und einige Sandhaufen gewahr wird, die der Wind und der Strom hie und da aufgethürmet haben. Die Dörfer daherum bestehen nur aus lauter schlechten und niedrigen Hütten, davon man nichts sehen kann, und deren Daseyn man aus einem Gebüsche von Palmbäumen schließen muß, welche die Bauern um ihre Wohnungen zu pflanzen pflegen.

Unser Autor verließ nun das englische Schiff. Er ließ seinen Zeug in ein Boot bringen, setzte sich mit seinen Leuten hinein, und landete bey Fiqvie-

res, welches ein sehr elender Flecken ist, unten an einem schlechten und halb verfallenen Schloß gelegen, dessen ganze Besatzung, die einen Cherbagi zum Befehlshaber hat, der Gouverneur der Festung ist, aus funfzig Janitscharen besteht. Dem ohnerachtet kann es die Seeräuber in Ehrfurcht halten, daß sie sich nicht unterstehen dürfen, das Land auszuplündern. Dieser Ort liegt funfzehn tausend Schritte oder fünf Meilen von Alexandria. Der Ritter Arvieux wohnte hier einige Tage in einem Bauerhause, welches, wie in ganz Palästina und Egypten gebräuchlich ist, bloß mit hölzernen Schlössern verwahret wird. Darauf reisete er nach Alexandria, und blieb daselbst vierzehn Tage lang.

Diese Stadt war ehedem von ungemeiner Grösse, sehr prächtig und volkreich, als sie noch die Residenz und Hauptstadt von ganz Egypten gewesen. Allein nachdem sie die Saracenen einnahmen, wurde sie gar sehr mitgenommen, und der Sitz der Könige nach Cairo verleget. Wenn nicht der Hafen dieser Stadt für Egypten sowol als für andere Länder unentbehrlich wäre, so könnten wohl Zeiten gekommen seyn, da man ihren Namen und ihre Lage ganz vergessen hätte. Ihre ersten Mauern stehen noch, ob gleich viele Jahrhunderte verflossen, seitdem sie aufgeführet worden; und sie sind noch ziemlich vollständig, außer daß man bey der Belagerung einige gewaltsame Oeffnungen gemacht hat.

Die Stadt liegt in einer länglichten Rundung, und auf einem ebenen Boden. Auf der Nordseite hat sie das Meer; gegen Süden ist die mareotische See, und gegen Westen der große Canal, den man Calis nennet, vermittelst welchem das Nil-

Wasser

Wasser in alle Wasserbehältnisse im August und September geleitet wird; denn um diese Zeit überschwemmet der Nil alle Felder, und macht Egypten zu dem allerfruchtbarsten Lande in der Welt. Wenn diese Zeit vorbey ist, so trocknet der Canis ganz aus. An der Ostseite sind lauter Gärten voller Obstbäume.

Der große Handel, der noch heut zu Tage zu Alexandria, die die Türken Scandarona nennen, getrieben wird, ziehet alle europäische Nationen dahin, welche insgesammt ihre Niederlagen und Quartiere daselbst haben. Die Thore der Quartiere werden alle Abend zu einer gesetzten Stunde verschlossen, und die Schlüssel zu dem Aga auf das Schloß gebracht, wo sie der Thürhüter alle Morgen wieder abholet. Ein gleiches geschieht auch mit den Thoren der Stadt, des Schlosses, der Marktplätze. Sie werden auch insgesammt alle Freytage Vormittags verschlossen gehalten. Denn die Türken tragen sich mit einer Weißagung, daß das ottomannische Reich an einem Freytage, wenn sie des Mittags sich zum Gebet versammlet hätten, von den Christen würde angegriffen und über einen Haufen geworfen werden.

Man kann die Stadt Alexandria in die alte und neue Stadt eintheilen. Die alte liegt in dem Bezirk ihrer stolzen und sehr alten Mauern; man sieht aber weiter nichts als verfallene Gemäure, Wasserbehältnisse, und große Haufen von eingestürzten Gebäuden. Die neue Stadt ist von den Türken, seitdem sie sich Meister von diesem Reich gemacht, erbauet worden. Ehemals gieng das Meer bis an die Mauern der alten Stadt; itzt aber

hat

hat es sich so weit zurückgezogen, daß ein großer Raum zwischen seinem Ufer und den Mauern der Stadt entstanden ist; und auf diesem Platze stehen die Häuser, welche itzt die neue Stadt ausmachen.

Der Hafen hat aus gleichen Ursachen seine Lage verändert; er ist noch itzt sehr geräumlich, sonst aber schlecht. Dennoch laufen in denselben täglich eine unzählige Menge Schiffe aus allen Ecken von Europa und Kleinasien mit Kaufmannsgütern ein, welche sie gegen egyptische Waaren umsetzen. Auch wird aus Persien, Arabien, und Indien, Handel hieher getrieben, sowohl zu Lande, als über das rothe Meer. Der Eingang in diesen Hafen ist schwer und gefährlich, und wenn man keinen geschickten und erfahrnen Lootsen zum Führer hat, läuft man Gefahr an zwo schädlichen Klippen, die an der Mündung derselben liegen, zu scheitern. Die eine davon heißt Diamant, die andere Gerosle. Vor alten Zeiten haben sie vermuthlich andere Namen gehabt.

Der Ueberrest des Hafens wird von einer Insel durchschnitten, die ehedem Pharus hieß, das ist so viel als Leuchtthurm. Derselbe war von einer solchen Pracht und Kostbarkeit, daß er mit unter die sieben Wunder der Welt gezählet wurde. Nun aber ist er schon vor langer Zeit gänzlich zerstöret. An der linken Seite der Insel, die den Hafen in zwey Theile theilet, liegt der alte Hafen, der aber wegen seiner beschwerlichen Einfahrt wenig besucht wird. Auf der rechten Seite ist der neue Hafen, der immerfort mit aus- und einlaufenden Schiffen angefüllet ist. Mitten auf der Insel ist ein viereckigter Thurm, worinn das Pulver des Großherrn verwahrt

wahrt wird; und an dem andern Ende gegen Norden und dem Meere ist an dem Ort, wo, wie man dafür hält, der alte Pharus gestanden, ein festes Schloß gebauet, welches denen Schiffen im neuen Hafen zum Schutze dienet; man pflegt es Pharillon oder den kleinen Pharus zu nennen. Den alten Hafen bedecket auch ein Schloß. Beyde Schlösser können sich einander vertheidigen, und die Stadt und die Schiffe wider die Anfälle der Seeräuber schützen. Am Ufer des neuen Hafens stehet das Zollhaus, von welchem die Zollhäuser zu Rosset und Boular abhangen. Der Zollpachter allhier muß täglich tausend Piaster, folglich jährlich über dreyhundert und funfzig tausend Piaster, an den Sultan erlegen. Nahe bey dem Stadtthor stehet das alte Zollhaus.

Ueber die Stadt, das Seewesen, und die Schlösser sind Agas, Unterbassen, und andere Befehlshaber gesetzet, die als besondere Gouverneurs in den verschiedenen Qvartieren der Stadt anzusehen sind. Sie werden von dem Bassa, der Stadthalter in Egypten ist, und sich zu Cairo aufhält, in ihren Aemtern ernannt; er kann sie nach Gefallen ein- und absetzen; und weil es ihm allezeit Geld einbringet, so findet er öfters Gelegenheit und Ursach dergleichen Veränderungen vorzunehmen. Es ist ein Ober-Cadi allhier, der Moulla genennt wird, und der höchste Richter der Policey und in andern Bürgerlichen und Criminellsachen ist; unter ihm stehen in den Qvartieren noch andere Cadis oder Richter. Alle Sachen werden kurz abgethan, und das Urtheil des Richters wird auf der Stelle vollzogen. Wenn ein Schuldner zur

gesetzten

gesetzten Zeit nicht bezahlet, bekommt er täglich eine Anzahl Prügel, die jeden Tag vermehret wird, bis er entweder seine Schuld abgetragen, oder unter der Strafe gestorben ist, und alsdenn verlieret der Gläubiger die Schuld, die er zu fodern hatte.

Die vornehmsten Waaren in Egypten sind Flachs, Büffel- und Ochsenhäute, gesponnene Baumwolle, Leinwand, Zimmtrinde, Caffee, das bekannte Natron, Reiß, Hülsenfrüchte und Specereyen. Diese Waaren kommen nach Alexandria auf einer gewissen Art von Schiffen, welche man Saiques oder Germes nennt, und werden nachher durch die ganze Christenheit und die Staaten des Großhern verführet. Liebhaber der Seltenheiten finden in der alten Stadt unzählige Dinge, die ihre Aufmerksamkeit verdienen. Um aber diese Ueberbleibsel ungestört betrachten und untersuchen zu können, muß man einen Janitscharen mitnehmen, damit man vor den Anfällen des Pöbels sicher sey, welcher von allen Fremden, die zu diesen Alterthümern kommen, glaubet, daß sie Schätze suchen, und insgeheim fortbringen, und sie daher anfället und beunruhiget. Die Mauern, die Stadtthore, die unterirrdischen Gänge, die Säule des Pompejus, die Obelisken, und Steinhaufen verfallener Gebäude sind der Bewunderung am meisten werth.

Der Calis, dieser Canal, dessen schon oben gedacht worden, und durch welchen das Nilwasser in die Stadt geleitet wird, nimmt fünf Meilen oberhalb Roffet seinen Anfang, wo vor dem Eingang desselben ein Damm hergezogen ist, der alsdenn, wenn der Nil zu einer gewissen Höhe angelaufen, mit vielem Gepränge und Feyerlichkeiten durchgestochen

stochen wird; da denn der Nil mit großer Geschwindigkeit in den Canal stürzet, und die Wasserbehältnisse und andere unterirrdische Gewölbe anfüllet. Nach der Aussage der Türken soll die ganze alte Stadt unten hohl, und voller Wasserbehältnisse seyn; allein der größte Theil derselben ist itzo unnütz, weil die alte Stadt, wo sie sind, nicht mehr bewohnet wird. Das Wasser wird aus den unterirrdischen Oertern durch Löcher, die verschiedentlich weit sind, heraufgeholet. Dieses unterirrdische Wasser aber ist in diesem heißen Clima, wo es bald faul wird, und die Luft ansteckt, die Ursach vieler hitzigen Fieber, ja selbst der Pest. Man wird auch in dieser Stadt Tag und Nacht von einer unzähligen Menge Mücken geplaget.

Die Hitze ist hier entsetzlich groß, und würde den Fremden ganz unerträglich seyn, wenn nicht die Luft durch den Nordwind erfrischet würde. Die Westwinde sind ungemein heiß, weil sie über den brennenden Sand der Wüsten kommen.

Das Zuckerrohr hat hier sein Vaterland, und ist gut und süß: Man braucht es aber nur dazu, daß man auf der Gasse und im Hause daran sauget. Fast alle Früchte bekommen hier vortreflich; und Feigen hat man hier durch das ganze Jahr, da die verschiedenen Arten davon auch zu verschiedenen Zeiten nacheinander reif werden. Hier wachsen verschiedene Arten von Zitronen in großer Menge, sonderlich die kleinen Zitronen, die nicht viel größer sind als grüne Nüsse, und wovon alle Jahr ganze Schiffsladungen nach Constantinopel und Venedig geschickt werden. Zu Smyrna sind die Zwiebeln sehr gut, aber mit den egyptischen Zwie-

beln

beln kommen sie nicht in Vergleich, so weit werden sie davon übertroffen. Palmbäume siehet man in Egypten allenthalben, folglich ist an Datteln ein großer Ueberfluß hier. Diese, wie auch die Feigen und Rosinen, werden alle Jahre in ganzen Schiffsladungen nach andern Ländern verfahren. Der Reiß wächst hier vortreflich, und ist sehr gut. Egypten ist überhaupt das fruchtbareste Land von der Welt. Es hat diese Fruchtbarkeit und seinen Reichthum der Ueberschwemmung des Nils zu danken; dieser Strom ergießet sich über die weiten Ebenen dieses Landes, dünget selbige durch den Leim, den er zurück läßt, und bewäßert die sonst trocknen Fluren reichlich. Wenn hiernächst diese Ebenen durch die Strahlen der Sonne erwärmet werden, so tragen sie alles was man nur haben will. Hiezu kommt noch, daß, wie in allen heißen Ländern, also vorzüglich in Egypten, alle Nacht ein starker Thau fällt.

Der Ritter Arvieux hat während seines Aufenthalts in Alexandria, Rosset, und Damiate, wo er verschiedenemal gewesen, zum öftern gesehen, daß ein starker Regen gefallen; und kann also aus eigner Erfahrung versichern, daß es in Egypten regnet, und es falsch sey, wenn einige Schriftsteller sagen, daß es in diesem Lande niemals regnet.

Die Griechen haben unter andern eine Kirche allhier, die der heil. Catharina, einer Märtyrinn, gewidmet ist. Sie zeigen in derselben eine Säule, worauf diese Heilige soll enthauptet worden seyn. Ihr Körper soll noch itzt auf dem Berge Sinai ruhen, wohin ihn, wie man glaubt, die Engel selbst gebracht haben. An diesem Ort haben die griechi-

schen

schen Mönche ein berühmtes Kloster und eine Kirche. In den Ringmauern der alten Stadt stehet die Kirche des heil. Marcus, worinn die coptischen Christen ihren Gottesdienst haben. Man verwahrt in derselben den Predigtstuhl, auf welchem dieser Evangelist geprediget, und ein Gemälde vom heil. Michel, das der heil. Lucas selbst soll gemalt haben. St. Marcus war der erste Bischof und Patriarch von Alexandrien; er ist daselbst zum Märtyrer geworden, und sein Körper wurde in dieser Kirche so lange verwahret, bis man ihn nach Rosset gebracht hat. Von dem Hause oder Pallast des Vaters der heil. Catharina, nahe an dieser Kirche, sieht man nur itzt den bloßen Steinhaufen. Der Pallast der Cleopatra steht auch in seinen Ruinen. Man sieht davon noch einige Gewölber mit den schönsten Pfeilern.

Alle Francs, die sich in Egypten aufhalten, tragen, wie die Türken, lange Kleider. Sie müssen sich jedoch der sehr in die Augen fallenden Farben, und sonderlich der rothen und grünen enthalten. Denn letztere Farbe ist den Nachkommen Mahomets eigenthümlich, und die rothe wird von den großen Herren getragen; man erlaubet sie aber auch den Consuls. Ihr Haupt bedecken sie mit Mützen von schwarzem Sammet, die mit allerley seidenen oder leinenen Bändern von verschiedner Farbe umwickelt sind. So kann man sie von den Türken unterscheiden, die ganz weiße und sehr große Turbans haben. Ihre Schuhe sind eine Art von Halbstiefeln ohne Absätze, daß sie damit in Pantoffeln gehen können, die sie alsdenn abwerfen, wenn sie in Zimmer kommen, die mit Tapeten beleget sind.

In ganz Egypten darf kein Franc auf einem Pferde reiten. Die Consuls dürfen dieses zwar thun, allein die eifrigen Mahometaner halten sich doch darüber auf, und sagen mit tiefem Seufzer, wenn sie einen Franc auf einem Pferde sehen: Was mag doch das arme Thier gesündiget haben, daß es einen Ungläubigen tragen muß. Alle andre Francs reiten nur auf Eseln. Die Leute, welche diese Esel vermiethen, sind Bedouinen, eine Art Araber, die sehr arbeitsam, mäßig, und fast ohne Religion sind. Sie halten sich mit ihren Familien in alten Gewölbern auf, die hier sind, oder sie wohnen in kleinen Hütten am Ufer des Meeres. Ihre Kleidung besteht aus einem langen Stück Barakan, oder leichten wollenen Zeuge, worinn sie sich einwickeln, und einen Gürtel umschnüren; so, daß ihre Mützen, Ermel, Röcke, und Beinkleider aus einem Stück sind, woran weder geschnitten noch genehet. Sie sind sehr einfältig, und glauben, weil man es ihnen weis gemachet, daß das Geld, wovon sie eine so große Menge bey den Francs sehen, in deren Lande auf den Bäumen, wie die Datteln, wachse, oder gar, daß die Francs ihren Leib voll Gold und Silber hätten.

In Alexandria sind viele Moscheen, und man sieht hier eine große Menge Imams, Moulas, und anderer Gesetzlehrer, die das Volk versammlen, predigen, und zu den gesetzten Stunden das Gebet halten. Die Türken reinigen und waschen sich jedesmal, ehe sie beten, und dieses beobachten sie sehr gewissenhaft, sie mögen seyn wo sie wollen, in der Fremde oder zu Hause, auf Reisen, zu Lande, oder zu Wasser; und da es in den Wüsteneyen oft an

Wasser

Wasser gebricht, so haben ihnen ihre Lehrer gezeiget, wie sie sich in solchem Fall mit Sand oder Erde reinigen können. Daher sind bey allen Moscheen Springbrunnen, worinn sie sich waschen, ehe sie hereingehen; und die Pantoffeln lassen sie vor der Thüre der Moschee stehen, damit der Boden, oder die Decken, womit er beleget ist, nicht beschmutzet werden. Das türkische Reich ist ganz mit Derwischen überschwemmt, die eine Art Mönche sind, und, wie man saget, ein Oberhaupt erkennen. In Egypten sind mehr von diesen Leuten, als in den andern Ländern dieses weitläuftigen Reichs. Sie sind Müßiggänger, Heuchler, und im höchsten Grade lasterhaft; ja es ist für einen Franc gefährlich, ihnen alsdenn, wenn sie in ihrem heiligen Eifer sind, zu begegnen, denn da ermahnen sie ihn gleich, daß er ein Türk werden soll, und wenn er es nicht thun will, muß er gewärtig seyn, daß sie ihn erstechen. Solcher Mord ist hier zu Lande ein heiliger Religionseifer, und man lobt diese Handlung, ohne sie deswegen zu bestrafen. Sie gehen fürchterlich einher mit lumpigten Kleidern, oder über und über mit Federn bedeckt, oder wohl gar nackend, und ihre Haare und Bart stehen ihnen recht zu Berge. Sie haben in allen und den vornehmsten Häusern einen freyen Zutritt; niemand unterstehet sich ihnen was zu verwehren; wenn ihnen hungert, nehmen sie auf dem Markt und in den Buden weg, was ihnen anstehet. Das dumme Volk glaubet, daß alles, was sie thun, aus einer göttlichen Eingebung herrühre, und daher werden selbst ihre viehischten Handlungen vor gut geheißen. Die Türken sind auch so dumm, daß sie alle Unsinnige, Aberwitzige, Mondsüchtige,

ge, und die die fallende Sucht haben, vor Heilige halten.

In Egypten ist keine andere Münze, als die von den Francs dahin gebracht wird. Sie bestehet in Piastern, goldenen Zechinen, kleinen Silber- und Kupferstücken.

Der Ritter Arvieux reisete von Alexandrien auf einem Maulesel in Begleitung seines Bedienten und eines Janitscharen, nachdem er sich vorher von dem Aga einen Paß geben lassen. Er kam durch Bourgvier, einem kleinen Schloß dicht an der Rhede, nach Maadie, das so viel bedeutet, als Durchgang, weil sich an diesem Orte eine große und fischreiche See ins Meer ergießt. Er übernachtete in dem an dem Ufer dieses Sees befindlichen Caravan-Serail und reisete den andern Tag durch einen ganz sandichten, hin und wieder mit Steinhaufen, die zu Wegweisern dienen, besetzten Weg nach Roßet oder Rosette, welches von den Arabern Rechid genennt wird, und zwanzig Meilen von Alexandrien am Ufer des Nils, fünf Meilen unter der Mündung, wo sich dieser Strom in das Meer ergießt, liegt.

Diese Stadt ist nach Cairo die schönste in Egypten, rund um mit Gärten voller Palm- und andern Fruchtbäumen umgeben, mit den herrlichsten Weinbergen, und ungemein angenehmen Spatziergängen versehen. Es giebt hier viele Büffelochsen, und es ist merkwürdig, daß diese Thiere den Türken, Juden und Mohren, kein Leid zufügen, so bald sie aber einen Franc erblicken, laufen sie mit großer Wuth auf ihn loß, und würden ihn, wenn sie ihn einholen könnten, mit ihren Füßen zertreten. Un-

fer

ser Autor ist einmal selbst in solcher Gefahr gewesen.

Die Häuser zu Roßet sind alle von Ziegelsteinen, sehr nett gebauet, und zwey bis drey Stockwerk hoch. Sie haben ein plattes Dach, welches rund um mit einer Mauer umgeben ist. Es sind hier eine Menge Khans, die sie Dekales, und verdorben, Aukelles, nennen. Der Handel dieser Stadt ist sehr wichtig; es ist hier gleichsam der Stapel aller Güter und Waaren, die von Cairo und aus Oberegypten dahin kommen, und auch aller ausländischen Waaren, die zu Wasser und zu Lande hier zugeführet, und mit Schiffen den Nil weiter hinauf gebracht werden.

Bey den mehresten Häusern sind Wasserbehältnisse, die im Julius und August gebraucht werden, weil das Meer um diese Zeit sehr hoch steigt, das Nilwasser zurück treibt, sich damit vermischet, und es verdirbet, daß es einen Seegeschmack bekommt. In den andern Jahreszeiten trinket man das Nilwasser. Reiß, Hülsenfrüchte, und sonst Früchte von allerhand Art trift man hier in großem Ueberfluß, und sehr wohlfeil, an. Fleisch, Federvieh, Wildpret ist hier häufig; und die Türken wissen mit dem Schlachten der Thiere sehr nett umzugehen. Die Rüben und Zwiebeln sind hier sehr dick und so süß, daß die der andern Länder ihnen gar nichts beykommen. Das Meer und der Fluß sind voller schönen Fische.

Das Zollhauß dieser Stadt steht unter dem Zollhauß zu Alexandria, und ist in den Händen der Juden. Der Gouverneur ist ein Unterbassa. Die Janitscharen sind sehr wachsam, um den Raube-

reyen der Araber Einhalt zu thun, welche gern des Nachts die Häuser plündern. Sie sind die schlauesten und hurtigsten Spitzbuben von der Welt; sie kommen insgemein ganz nackend mit Oel und Unschlitt über und über beschmieret, damit man sie nicht fest halten kann; und wenn sie sich verfolgt sehen, springen sie in den Nil, und wollen sich lieber in die Gefahr begeben, von den Crocodillen aufgefressen, als von den Türken gefangen zu werden, welche auch kurzen Proceß mit ihnen machten, sie spießen, oder ihnen das Fell lebendig über die Ohren ziehen. Es ist auch jedermann erlaubt, sie zu erschießen, wenn sie beym Einbruch ertappet werden.

Die Betten, die man zu Roßet, und in vielen andern egyptischen Städten braucht, sind wie ordentliche Vogelbauer, die aus dünnem Palmenholz gemacht sind, und werden mit einem viereckigen Umhang von Leinwand oder Cattun, der fast wie ein Sack gestaltet, bedeckt. Dadurch sucht man sich wider die Mücken in Sicherheit zu setzen.

Als die Gesellschaft, welche unser Autor in Alexandria zurück gelassen, angekommen, nahmen sie ein eigenes Schiff, das sie nach Damiate führen sollte. Sie beladeten es mit Lebensmitteln, und ließen auf dem Hintertheil desselben eine Hütte aufschlagen, in welcher sie für der Sonnenhitze, dem Regen und Thau, der auf dem Nilstrom sehr ungesund ist, sicher waren. Sie hatten Flinten und Pistolen mit sich, und hielten einer um den andern Wache, thaten auch, so oft sie sich ablöseten, und des Abends, einige Schüsse. Diese Vorsicht war nöthig, um nicht von den Arabern oder andern Seeräubern

räubern überfallen zu werden, die auf dem Nil herum schwärmen, und um so mehr zu fürchten sind, da diejenigen, von welchen man sich muß führen lassen, mit ihnen unter einer Decke spielen. Sie scheuen aber das Schießgewehr im höchsten Grad, und unterstehen sich nicht, denen nahe zu kommen, bey welchen sie eins gewahr werden. Unsere Reisenden fuhren ganzer vier Tage sehr beqvemlich. Sie sahen ein ungemein schönes wohlangebauetes Land, das auf seinen Ebenen mit so vielen Dörfern angefüllet war, daß es aussah, als wenn sie an einander hiengen, und auf beyden Seiten des Ufers nur eine einzige mit einer unzähligen Menge von Menschen wimmelnde Stadt ausmachete.

Das ganze Dreyeck von Egypten, das man Delta nennet, ist eine weitläuftige allenthalben so fette und fruchtbare Ebene, daß man es sich kaum vorstellen kann. Es ist sehr volkreich und fruchtbar, mit unendlichen Canälen bewässert, und hat an Früchten und Getraide einen Ueberfluß, aber Mangel an Holz. Die Häuser in den Dörfern sind durchgehends von Erde, die aber fett und zähe ist, und sind mit Reißstroh gedecket. Die Moscheen allein sind von Kalk und Sandsteinen aufgeführt, imgleichen die Städte Roßet, Massoura und Damiate. An der südlichen Spitze des Delta sahen unsere Reisenden den Nil in seiner rechten Breite, und hier theilet er sich in zwey Aerme, mit welchen er in das mittelländische Meer fließt. Uebrigens ist das ganze Delta voller arabischen Räuber; und man reiset daher sicherer, wenn man den Fluß, der in eine Krümmung um das Delta lauft, nachfolget. Sie fuhren vor Massoura vorbey, und

die Matrosen begrüßeten sich einander auf lächerliche Art, fragten auch die Einwohner nach dem Befinden ihrer Söhne und Familie. Aber sie hüten sich wohl, nach den Frauen und Töchtern zu fragen. Denn in Ansehung dieser sind die Türken nicht allein so eifersüchtig, daß niemand mit ihnen davon reden darf, sondern sie haben auch von dem ganzen weiblichen Geschlecht einen so verächtlichen Begrif, daß, wenn ein Türk oder Araber nicht umhin kann, mit einer angesehenen Person von seiner Frau oder Tochter zu sprechen, er vor oder nach dem Wort Frau oder Tochter allezeit, mit Ehren zu melden, oder mit Erlaubniß, saget. Es ist bekannt, daß die Türken dem Frauenzimmer nicht einmal eine Stelle im Paradies vergönnen wollen. Endlich erreichten unsere Reisenden die Stadt Damiate.

Damiate ist eine alte Stadt. Sie heißt auf Türkisch Damiac, und auf Arabisch Domiat. Sie liegt am Ufer des Nilstroms auf dem festen Lande, und ist so wie Roßet, von Ziegelsteinen aufgebauet. Es ist hier ein sehr wichtiger Betrieb mit egyptischen Waaren, mit Weizen, Reiß, und Hülsenfrüchten, die auf dem Nilstrome mit Saiqves täglich zugeführet werden. In dieser ganzen Stadt äst keine einzige katholische Kirche, auch von keiner Nation ein Consul oder Viceconsul. Die Griechen aber haben eine Kirche hier. Unser Autor hielt sich in dieser Stadt, wo die Einwohner einen allgemeinen und tödlichen Haß gegen die Francs haben, und wo die Türken aus dieser Ursach einen Anschlag machten, ihn und seine Gesellschaft zu überfallen, nicht lange auf, sondern machte sich, so bald er er-

fahren, daß man was wider ihn im Schilde führe, zu Schiffe, und verabredete mit einem Hauptmann eine Reise nach den heiligen Oertern in Palästina. Sie kamen bald nach Bogas, welchen Namen die nordwestliche Mündung des Nilstroms hat, wo er sich in die See stürzet. Hier mußten sie vierzehn Tage lang verweilen, weil der Wind beständig gegen das Land bließ, und so ungestüm war, daß er große Sandberge in der Mündung des Stroms zusammengetrieben hatte. Der Bogas wird durch zwey mittelmäßig feste Schlösser vertheidigt, wovon das eine auf dem Delta liegt, und einen Leuchtthurm hat. Unsere Reisenden mußten sich ziemlich kümmerlich bey dieser langen Verweilung behelfen. Endlich legte sich der Wind, und sie segelten am Montage nach dem Palmsonntag weiter.

* * * * * * * * * * * * * * *

Drittes Hauptstück.

Reise nach Palästina; von der Stadt S. Jean d'Acre; von der Stadt Sayd oder Sidon; vom Handel zu Sayd; von den Drusen, ihren Fürsten, und den Kriegen dieses Volks mit den Türken; von denen Soldaten, die unter den Bassas stehen, und von den Ursachen der Tyranney der Gouverneurs; von Rama, Gaza, Ascalon, und Samaria.

Man will von langen Zeiten her angemerkt haben, daß es in der Marterwoche immer stürmet. Dieses gilt nicht nur vom mittelländischen Meer, sondern auch vom großen Weltmeer. Die Ursach, sagt unser Autor, sey, daß die

Fluth um diese Zeit, da Tag und Nacht gleich sind, weit stärker zu seyn pfleget, und wenn der Vollmond um Ostern dazu kommt, so muß nothwendig das Meer sehr hoch gehen, und fast durch beständige heftige Stürme beunruhiget werden. Unsere Reisenden standen auch einen erschrecklichen Sturm aus, und litten dabey viele Noth, daß sie ihren Tod vor Augen sahen. Das Schiff wurde tief hinein getrieben, ohne daß jemand wuste, wo man hingerathen würde. Endlich erblickten sie Land, und sie kamen bey dem Cap Blanc und suchten in den Hafen vor der alten Stadt Tyrus einzulaufen, welches auch mit vieler Mühe bewerkstelliget wurde.

Als sie in dem Hafen waren ließ sich der Ritter Arvieux in einem Boot ans Land setzen, um so gut als möglich für Lebensmittel zu sorgen. Er fand die ganze Gegend hier herum, die jedoch mit einigen Dörfern besetzet ist, sehr traurig und wüste. Nachdem er sich mit seiner Gesellschaft ausgeruhet, und erqvicket, und die Ueberbleibsel der berühmten alten Stadt Tyrus, oder Sour, die jezt ganz und gar in ihren Ruinen lieget, betrachtet hatte, reisete er mit Pferden und Cameelen nach S. Jean d'Acre.

Die erste Merkwürdigkeit, welche unser Autor auf der Reise von der ehemaligen Stadt Tyrus nach S. Jean d'Acre antraf, war der Brunnen Salomons, welchen die Einwohner Raaselain, das so viel heißt, als Königinn der Qvelle, nennen. Es sind eigentlich drey Brunnen, wovon der vornehmste beständig bis oben an voll ist; das Wasser läuft durch eine Oefnung heraus, die einen Fuß ins Gevierte hat, und in einem ordentlichen Canale

fort-

fortfließt, der sich endlich in das Meer stürzet. In der Gegend hier herum, nämlich auf den Ebenen von Tyrus liegen sehr viele Gärten, die vermittelst einiger Rinnen, die das Wasser dahin bringen, bewässert werden. Diese Brunnen sind auf eine Meile von der Stadt entlegen.

Als er den Berg Nakhoure paßirete, fand er auf einem abgesonderten Hügel fast mitten an dem Berge eine kleine Moschee, worinn ein Derwisch seine Einsiedlerey hatte. Unten am Berge stand noch etwas von einem Thurm, der ehedem ein Wachthurm bey diesem engen Paß, den man den Paß von Nakhour nennt, gewesen ist. An verschiedenen Stellen dieses Weges sind Straßen durch die Felsen ausgehauen, welches, wie man sagt, Alexander der Große hat thun lassen. Auf der obern Spitze des Berges trift man einen Thurm an, dergleichen man auch sonst auf allen andern Gebürgen längst der Küste von Asien, Natolien, Caramanien, Syrien, Galiläa, Samaria, und Judäa bis nach Jaffa findet, wo sie anfangen das Ufer des Meeres zu verlassen, und auf den Spitzen der Berge bis nach Jerusalem fortgehen. Sie liegen alle so, daß man von einem Thurme den andern absehen kann, und auf diese Weise hat man durch die wiederholte Zeichen dem ganzen Lande, was man nur wollte, kund thun können. Ohnweit dem Thurm dieses Berges stehet annoch das verfallene Gemäuer eines Schlosses, das Scandarona oder Alexandria heißt, weil man vorgiebt, daß es vom Alexander sey erbauet worden.

Endlich kam er an das Cap Blanc, welches diesen Namen daher hat, weil es, wenn man es auf

dem

dem Meere sieht, einen weißen Schein hat. Er ist ein Steinfelsen von einer sehr steilen Höhe. Von diesem Berge kam er durch eine sehr schöne, große, mit vielen Dörfern gleichsam besäete, ungemein fruchtbare, und mit vielen Bächen bewässerte Ebene nach Acre, woselbst er am Sonnabend vor Ostern, den funfzehnten April 1658. glücklich anlangete.

Diese Stadt, welche sonst Ptolemais geheissen, und jezt Acre oder S. Jean d'Acre genennt wird, hat ihren vorigen Glanz auch verlohren. Sie liegt in Sourie, einem Theil des gelobten Landes, und hat einen Hafen am mittelländischen Meer, am Ende eines kleinen Meerbusens, und dem Cap Blanc gegen Norden. In den Kreuzzügen hat diese Stadt langwierige Belagerungen ausgestanden; sie war die lezte Zuflucht der Könige von Jerusalem, als sie schon ihr ganzes Königreich verlohren hatten. Die Johanniterritter von Jerusalem, die jezt unter dem Namen der Malteserritter bekannt sind, haben sie eine Zeitlang wider die Saracenen vertheidiget. Man findet noch sehr viele Ueberbleibsel von der vorigen Größe und den prächtigen Pallästen dieser Stadt, welche jezt weiter nichts als ein großer und prächtiger Steinhaufen ist. Auf dem viereckigen Thurm am Hafen residirt ein Aga mit zwölf Janitscharen. An diesem Hafen haben die Kaufleute und Francs ihre Wohnungen, welche, wegen des Handels fast die einzigen Bewohner dieser wüsten und traurigen Stadt sind, und auch hier einen mit Wällen umgebenen Khan inne haben, worinn die Franciscaner- und Carmeliter-Paters, jeder ein eigenes Zimmer,

zum

zum Gottesdienst haben. Diese Mönche kommen von einer Zeit zur andern von dem Berge Carmel, wo ihr eigentlicher Aufenthalt ist, hieher, um den Christen, die ihrer Dienste benöthigt sind, beyzustehen. Es ist nur eine einzige Moschee, und ein Unterbassa hier, der unter dem Bassa von Safet stehet. Die Luft ist allhier wegen des unterirrdischen Wassers, welches bey der großen Hitze faulet, sehr ungesund, und unser Autor mußte selbst ein sehr gefährliches hitziges Fieber allhier ausstehen.

Die Stadt Sayd, nach welcher sich unser Autor von Acre hinbegeben, und wo er sich zu verschiedenen malen eine gute Zeit aufgehalten, wird in der Schrift Sidon genennt, und hat ohnstreitig ein großes Alterthum. Von ihrer vorigen Größe zeugen noch die Steinhaufen eingestürzter Gebäude in den umliegenden Gärten, welche man auf eine gute halbe Meile von ihren jetzigen Mauern findet, und bis an ein Dorf gehen, das Esthham heißt, welches eine Vorstadt bedeutet; denn vermuthlich hat sich die Stadt ehedem bis hieher erstrecket. Die Türken nennen dieses Dorf Seidon, und das ist so viel als klein Sayd.

Die Stadt liegt am Ufer des Meeres an einem kleinen Hügel gegen Nordwesten, auf einem fruchtbaren und sehr angenehmen Boden; jezt ist sie nur sehr klein, und ihr ganzer Umfang beträgt kaum eine Viertelmeile. Sie hat drey Thore, eine Mauer von etwa zwey Fuß dick, und sonst nicht das geringste von Festungswerken. Ein großer viereckiger mit unterirrdischen Gewölbern versehener Thurm, der auf der Mittagsseite stehet, hat ehedem statt einer Citadelle gedienet. Sayd hat jezt keinen Hafen mehr;

mehr; und die Schiffe lagen hinter einem dicken Felsen oder einer Steinklippe vor Anker, wo sie jedoch vor den Stürmen der Nordwinde nicht sicher sind, die daher manche Saike auf den Grund treiben. Vordem war ein von Natur aus lauter Felsen formirter großer Hafen hier, worinn funfzig Galeeren Raum hatten; der Emir Fechardin aber, ein Fürst der Drusen, dem diese Stadt zugehörte, ehe die Türken sie ihm wegnahmen, ließ ihn mit Steinen und Erde ausfüllen. Ohnweit davon stehet das Schloß, welches ganz mit dem Meere umflossen ist, worinn jezt eine türkische Besatzung befindlich, und von welchem man über eine steinerne Brücke von vielen Schwibbogen nach der Stadt gehet. Am Ende der Brücke ist ein dicker runder Thurm mit vier Stücken besetzet, welcher von einem Türken mit seiner Familie bewohnet wird.

Die Stadt wird von Türken, Mohren, Maroniten, Griechen und Juden bewohnet. Leztere haben ihr besonderes Qvartier in einer Gasse, und sind die ärmsten und geplagtesten von allen Einwohnern der Staaten des Großherrn. Die Francs pflegen hier nicht länger zu verweilen, als es ihres Handels wegen nöthig ist. Die Häuser sind überhaupt klein, von Qvaterstücken aufgebauet, mit einem flachen Dache, und größtentheils gewölbet.

Die Griechen haben eine artige Kirche nebst einem Bischoff, der zugleich Priester ist. Die Maroniten haben ihre Kirchen auf den benachbarten Dörfern. Die vier vornehmste Moscheen der Türken und Mohren sind ganz schöne und nette Gebäude. Der Bazar oder Markt ist groß; die mehresten Kaufleute und Künstler haben ihre Buden und Gewölber

wölber auf demselben. Es ist da eine große Schenke, wo Wein verkaufet wird; und zwey oder drey Caffeehäuser, wo man Caffee und Tobak haben kann. Diese Häuser müssen dem Bassa ansehnliche Summen entrichten; sie sind immer voller Leute von allerhand Religionen; die Francs gehen aber doch niemals dahin, und trinken lieber zu Hause, weil sie sich nicht gern in die Gefahr begeben wollen, von den besoffenen Türken und Mohren beschimpfet zu werden, deren Religionseifer im Trunk allemal stärker, und den Francs gefährlich ist. Hin und wieder sind auch verschiedene warme Bäder.

Das Serail des Bassa ist ein weitläuftiges von Grund aus mit Qvatersteinen aufgeführtes Gebäude, mit dicken Mauern, großen mit eisernen Gittern verwahrten Fenstern, und vielen prächtig meublirten, mit allerhand Mahlereyen ausgezierten, Zimmern. Auf dem Hof ist ein Wasserbehältniß mit schönen Terrassen; und hinter dem Gebäude ein großer Garten. Für die Kaufleute und Fremden sind drey große und geräumliche Khans allhier, die sehr prächtig gebauet, und mit vielen Gewölbern versehen sind. Die Paters des gelobten Landes haben hier verschiedene eigene Häuser, worinn die verschiedenen Orden täglich Messe lesen; und weil der Gebrauch der Glocken in der Türkey nicht verstattet wird, so bedienen sich die Capuciner einer Klapper, um die Leute zur Kirche zu rufen; die Franciscaner schlagen mit einem hölzernen Hammer an ihre Fensterschläge; und die Jesuiten gehen so lange vor ihrer Wohnung spatzieren, bis sich die Leute versammlet haben.

Das Wasser wird nach dem Serail und in die Stadt von einem benachbarten Berge vermittelst einer Wasserleitung geführet. Nach Norden zu läuft hier ein Fluß vorbey, der durch seine verschiedene Wendungen und Wasserfälle den Thälern und Wiesen, die er bewässert, eine große Annehmlichkeit mittheilet. In dieser Gegend pflegen sich die Francs zu baden, und mancherley Veränderung zu machen. Ueber diesen Fluß gehet eine steinerne Brücke, die nur aus einem einzigen Schwibbogen bestehet. Das Gebiete der Stadt Sayd hat gegen Norden diesen Fluß zur Gränze; die Gebürge des Anti-Libanons liegen gegen Morgen, das Meer gegen Abend, und gegen Mittag fließt ein Bach, der bloß aus Regenwasser zusammen läuft, und dieses Gebiete von dem Gebiete der Stadt Sarepta theilet.

Von dem Flusse an bis nach der Stadt zu sind lauter Gärten und fruchttragende Bäume von allerhand Art. Man trift hier weiße Maulbeeren, Oliven, Tamarinden, Adamsfeigen, egyptische Feigen, gemeine Feigen, Nüsse, Pomeranzen, Mandeln, Citronen, in großer Menge an. Der Boden ist auch mit Getraide, Gersten, und Hülsenfrüchten besäet. An Weinbergen fehlt es hier nicht. Die umliegenden Dörfer aber sind in einem sehr armseligen und schlechten Zustande, obgleich der Boden fett und fruchtbar ist. Die vornehmsten dieser Dörfer sind, Gazie, Darbaßin, Margellioni, Ethara oder Seidon. In dieser Gegend fand unser Autor auch zwo Einsiedlereyen.

Sayd ist ein Ort, wo man für wenig Kosten sehr gut und beqvem leben kann. Die Einwohner würden aber Hungers sterben, und anderwärts sich hinbegeben müssen, wenn die Francs hier keinen Handel trieben. Denn diese brauchen die Einwohner zu allen Arbeiten, und von ihnen allein erwerben sie alles, daß sie sich und ihre Familien ernähren, und die Auflagen entrichten können.

Außer denen Früchten, die hier wachsen, führen die Caravanen von Damasco noch mehr zu, sonderlich Aepfel, Birnen und Abricosen, welche nebst dem Wild und Federvieh den Einwohnern zur Nahrung gereichen. Die Baumwolle wächst hier im größesten Ueberfluße. Alle Arbeit mit derselben gehöret für die Weiber. Die hiesige ist weißer, feiner, und theurer, aber nicht so stark gedrehet, als die, welche an andern Orten der Küste gesponnen wird. Die Seide zu Sayd ist die gröbste und schlechteste. Man bekommt von Sayd auch Galläpfel; zu Aleppo aber sind sie in größerer Menge und weit besser.

Sayd ist als ein Magazin und Stapel anzusehen, wohin alle Waaren von der ganzen Küste gebracht werden. Die Kaufleute halten zum Einkauf dieser Waaren ihre Factors zu Rama, Acre, Baruth, und zu Tripoli in Syrien, welche das ganze Jahr hindurch an diesen Oertern bleiben, und die Waaren auf Schiffen nach Sayd schicken, von da sie nach Europa verführet werden. Von Rama kommen Asche zur Seife und zum Glasmachen, rohe und gesponnene Seide, weiße und blaue Leinwand von Lidda, Senesblätter von Mecca, Caffee und auch ein Theil gesponnener Seide von Jerusalem. Aus Acre kommt rohe und gesponnene

Baumwolle, und Asche. Die meiste Seide kommt von Tripoli in Syrien, und Baruth. Die gesponnene Baumwolle, die von Damasco kommt, ist viel schöner, feiner, und besser, als alle andere, welche man hier zu Lande erhält. Man bekommt auch von Damasco weißen und blauen Cattun, seidene Stoffe von allerhand Farben, Specereyen, Gummi, Senesblätter, und gedörrete Trauben, welche Pances oder Pance-Rosinen genennet werden, und in Europa sehr in Ruf sind: Sie sind dick, gelblich, durchsichtig, von lieblichem Geschmack, und haben nur einen einzigen Kern.

Wir übergehen hier das funfzehnte Hauptstück, worinn unser Autor den Einzug und die Aufnahme des neuen Consuls in Sayd beschreibet. Dergleichen Solennitäten sind aus andern Schriften schon zur Gnüge bekannt.

Die Drus oder Drusen sind ein Volk, welches die Berge des Antilibanons bewohnet. Sie haben eigentlich keine bestimmte Religion, ob sie wohl nach Beschaffenheit der Umstände, und ihres Vortheils wegen, sich mehr auf die Seite der mahometanischen Religion, als einer andern zu neigen scheinen. Wenn sie in eine Stadt kommen, wo die Mahometaner Herren sind, machen sie alles mit, ob sie gleich Mahomet und seine Secte im Herzen verfluchen; denn sie sind die bittersten und unversöhnlichsten Feinde der Türken, und suchen sie beständig zu bekriegen, und geben ihnen kein Qvartier. Sie haben unter sich eine Art Priester, und einige Bücher, welche sie sehr geheim halten, und die voll von den abgeschmacktesten Thorheiten seyn sollen.

Man kann diese Leute gar leicht an der Gestalt ihres Haupts erkennen; denn sie pressen den Kin-

dern,

dern, wenn sie zur Welt kommen, den Kopf zusammen, daß er länger wird, als sonst gewöhnlich; und daran kann man sie von allen andern Nationen unterscheiden. Sie bleiben immer in ihren Bergen, und werden von ihrer zartesten Kindheit an zu den schwersten Arbeiten gewöhnet und ausgehärtet. Sie sind von starker Natur und die gesundesten Leute von der Welt, die wenig von Krankheiten wissen, gar keine Aerzte und Wundärzte unter sich haben, und sehr lange leben, weil sie mäßig leben, und bey ihren Arbeiten sehr wenig essen. Ihr Gewehr besteht in Flinten und Säbeln, sie besitzen Muth und Tapferkeit, und wissen ihre Waffen mit großer Fertigkeit zu brauchen. Sie sind gute Leute, wenn man sie nicht beleidiget; hat man sie aber zu Feinden, so vergeben sie niemals, und sind äußerst grausam. Ihre Eifersucht gegen ihre Frauen ist so groß, daß sie sie hinrichten, wenn man zu ihnen von denselben redet. Diese Frauen reden größtentheils die arabische Sprache, welche sie auch lesen und schreiben können. Hiemit geben sich die Mannsleute nicht ab; sie legen sich auf nichts anders als auf die Arbeit, und das Kriegshandwerk.

Sie leiten ihren Namen von dem Grafen von Dreux ab. Denn, nach einer unter ihnen herrschenden Sage, hat derselbe, als die Saracenen den Christen das gelobte Land wieder abnahmen, sich mit einem Trupp Franzosen in die Berge von Bethlehem und Engaddi begeben, welche noch heut zu Tage die Berge der Franzosen genennt werden. Hier blieben sie vierzig Jahre, und die Saracenen konnten sie weder daraus vertreiben, noch ganz ausrotten. Sie waren alle Christen, und blieben es, so lange die Priester, welche sie hatten,

lebeten; als diese aber gestorben waren, und sie sich auch Weiber nahmen, wo sie selbiger konnten habhaft werden, so vergaßen sie ihre Religion, und fielen allmählig in den stärksten Unglauben und die größte Unwissenheit. Sie mehreten sich so erstaunend, daß sie ein Gebürge, nach dem andern einnahmen, und sich vom Anfange des Libanons bis an das todte Meer ausbreiteten. Viele Stämme von diesem Volk haben ihren Namen verändert, und gehorchen solchen Fürsten, die von ihnen selbst erwählet worden. Sie haben durchgehends mehr Neigung zu der christlichen als zu der mahometanischen Religion, woraus man leicht sieht, daß ihre Vorfahren Christen gewesen sind.

Es wohnen itzt sehr viele **Maroniten** unter ihnen: Diese Leute sind Christen, haben ihre Bischöfe und Priester, und genießen eine vollkommene Religionsfreyheit. Die catholischen Mißionarien predigen hier ganz ungehindert, und niemand hat was dawider einzuwenden, wenn jemand von ihnen zur christlichen Religion tritt, und sich taufen läßt.

Die Fürsten dieser Druſen sind allezeit aus dem Hause **Maon** gewesen. Zu unsers Autors Zeiten war **Emir Fekherdin** ihr Fürst, welcher alle Städte, Festungen, und Länder von dem Berge **Carmel** an bis nach **Tripoli** in **Syrien** besaß, und durch seine Macht nicht allein noch mehrere Staaten erwarb, sondern sich dem Großherrn und den benachbarten Bassen und arabischen Fürsten fürchterlich machte, die auch auf seinen Untergang unermüdet dachten, weil er ihnen durch beständige Angriffe und grausame Begegnungen viel zu schaffen machte. Sein Sohn **Emir Ali** wurde geschlagen und erdrosselt, und **Fekherdin** ward genöthi-

nöthiget, denen Türken die Schlösser zu Sayd und Barne zu übergeben, und sich in die Gebürge zurückzuziehen, wo er noch immer auf die Türken Anfälle that, bis diese ihn in ihre Schlingen bekamen, und ihn mit List nach Constantinopel locketen, wo er enthauptet wurde. Seinen Söhnen und Enkeln wiederfuhr dasselbe Schicksal. Nur Emir Melhem blieb übrig, welcher sich dem Großherrn unterwarf, aber niemals wieder in das Land seiner Vorfahren zurück kam, und mit seinem Volk in den Gebürgen ganz stille lebete, damit er denen Türken, seinen Feinden, keine Gelegenheit zu Nachstellungen geben möchte. Allein nach seinem Tode machten seine Söhne, Emir Ahmed, und Emir Corqvas, welche die Regierung zugleich führeten, wieder viel Lermens; streiften und plünderten auf grausame Art in den türkischen Staaten, thaten denen Bassen, Gouverneurs, und übrigen Türken alles Herzeleid an, so, daß die Pforte auf den gänzlichen Untergang der Drusen abermals bedacht war. Es wurde daher ein eigener Bassa in Sayd angesetzet; man warb Truppen, konnte aber dieses Volk, das sich in den Gebürgen fest hielt, nicht recht zu Paaren treiben, obgleich fast täglich viele davon hingerichtet wurden. Endlich nahm man wieder zur List seine Zuflucht, durch welche man sich des Emir Corqvaz bemächtigte, der nebst vielen andern Großen dieses Volks seinen Kopf hergeben mußte. Allein Emir Ahmed entwischte, und obgleich der Krieg auf den Gebürgen beständig fortgesetzet, und dieses unglückliche Volk fast gänzlich ausgerottet wurde, so entgieng er doch allen Nachstellungen, und kam nicht ehe wieder zum Vorschein, als bis der Bassa von Sayd abreisete.

Die Bassas und alle andere Bedienten, welche in den von Constantinopel entfernten Provinzen und Städten die Regierung führen, halten beständig einige Truppen zu Fuß und zu Pferd. Die Reuter nennt man Seigmanns, und die Fußleute Serriges oder Serges. Sie dienen zu keinen ordentlichen Besatzungen, sondern sind mehrentheils bloß zum Dienst der Bassen auf dem Lande; denn diese halten sie auf ihre eigene Kosten, theils zur Leibwache, theils um ihre Befehle zu vollstrecken. Diese Leute sind darum nöthig, weil die Unterthanen in den von der Hauptstadt entfernten Gegenden ihr Joch mit Widerwillen tragen, zu Empörungen sehr geneigt sind, und die Abgaben an die Bassen oft nicht ehe entrichten, als bis diese sie mit Gewalt beytreiben lassen.

Diese Soldaten sind wohl eingerichtet, gut bewaffnet, zur Arbeit verhärtet, und sehr tapfer. Niemand als ihr Hauptmann darf sie mit Prügeln strafen. Sie leben friedlich und in der größten Einigkeit wie Brüder und Cameraden. Man hört sie niemals schwören oder zanken, oder Gott und den Propheten lästern. Sie gehen in reinlicher Kleidung, und halten ihre Gewehre beständig geputzt. Es wird unter ihnen die strengste Mannszucht gehalten, und ihren Obern sind sie äußerst getreu, so, daß ihr Bassa, wenn er rebelliren will, sich auf sie verlassen kann, wenn er nur eine hinlängliche Anzahl derselben hat.

In Bürgerlichen- und Criminalhändeln ist der Cadi Richter in der Stadt, und in der Gegend, worüber er gesetzet ist. Der Mufti ist bey denen Verhören beständig gegenwärtig, aber man fragt ihn nur in verworrenen und schweren Fällen um seine Meynung, welcher der Cadi auch in Religionssachen folget. In andern Dingen thut der Cadi ganz

allein

allein den Spruch, und er hat nur einen Gerichtsschreiber und einige Gerichtsbedienten bey sich, welche die Partheyen zusammen rufen. Hier werden keine schriftliche Processe geführet. Das Urtheil wird nach der geschehenen Untersuchung sogleich gesprochen, und auf der Stelle vollzogen. Die Cadis nehmen auch im Nothfall und in zweifelhaften Fällen zu einem Buch in Qvart ihre Zuflucht, welches sie beständig bey sich führen, und welches einen kurzen Begrif ihrer Gesetze enthält. Alle Verträge, sie mögen seyn, wie sie wollen, werden vor dem Cadi geschlossen, und niedergeschrieben. Bey den Eheverträgen erscheint der Bräutigam, und die Braut mit einem Schleyer, vor ihm. Letztere antwortet auf alle Fragen des Cadi nicht das geringste; denn sie glaubt, daß dieses wider die Regel der Schamhaftigkeit sey: Aber an ihrer Statt antwortet ihre Mutter oder ihre nächste Verwandtinn, und, weil sie nicht widerspricht, so wird ihr Stillschweigen vor eine Einwilligung gehalten. Darauf wird die Hochzeit noch denselben Abend vollzogen. Der Bräutigam gehet im Staat, und unter Begleitung zweyer seiner nächsten Anverwandten oder vertrautesten Freunde, welche zween bloße Säbel mit der Schneide in die Höhe über seinen Kopf halten, zu seiner Braut in ihres Vaters Haus. Diese Ceremonie mit den Säbeln halten sie vor unentbehrlich, um die Zaubereyen abzuschneiden, die neidische Leute zur Verhinderung der Heyrath etwa auf sie werfen möchten. Wenn Mann oder Frau nicht mehr mit einander zufrieden seyn, können sie die Ehescheidung sehr leicht vom Cadi erhalten, und einem jeden ist es erlaubt, auf das neue zu heyrathen. Der Mann, wenn er zuerst Kläger gewesen, muß nach erhalte-

ner Ehescheidung, seiner Frau den Brautschatz herausgeben, und die Proceßkosten erlegen. Diese Kosten sind nicht geringe, und daher bereuet der Mann auch oft seine Uebereilung, sucht sich mit seiner Frau wieder zu vertragen, und er kann sie wieder nehmen, wenn er vorher hat leiden müssen, daß ein junger starker Kerl, auf Befehl des Cadi, in einer besondern Kammer des Hauses des Cadi, und in Gegenwart des Mannes mit seiner Frau Unzucht getrieben. Das ist die Strafe für den Mann, der eben dadurch, daß er die angeklagte Frau zur Ehe zu behalten verlangt, ihre Unschuld erkläret, die Gesetze beleidiget hat, und also für dieses Verbrechen auf itzt erzählte in den Gesetzen gegründete Art büßen muß. Der Ritter Arvieux ist an einem seiner eigenen Bedienten von dieser unerhörten Sache durch eigene Erfahrung überzeuget worden. In der Nacht vom Donnerstag auf den Freytag sind alle Türken bey ihren Weibern zu schlafen verbunden. Für jedesmal, daß sie es unterlassen, haben sie in jener Welt einen Kameel, oder den Werth eines Kameels, zu bezahlen.

Die Statthalter- und Gouverneurstellen sind lauter Pachtungen. Wer das mehreste zur Pacht bietet, wird Bassa oder Gouverneur. Diese Pacht muß dem Großherrn zum voraus bezahlet werden. Oft ist diese Summe so groß, daß die Bassen nicht immer ihre Rechnung dabey finden. Um nun sich schadloß zu halten, und doch noch Vortheil zu haben, suchen sie alles hervor, um sich zu bereichern, pressen die armen Unterthanen aufs Blut, und lassen sich von ihnen unerschwingliche Abgaben erlegen. Solche Grausamkeiten betreffen auch die Francs. Entweder leihen die Bassen von den Francs Geld, und zahlen es ihnen nach uud nach mit Waaren wieder

ab;

ab; oder sie fangen Händel mit ihnen an, und spielen die Sache so, daß sie noch größere Summen erlegen müssen, als sie ihnen vorgeschossen hatten. Die Minister bey der Pforte sehen ihnen durch die Finger, weil sie wissen, was ihnen ihre Bedienungen gekostet haben. Sind aber ihre Tyranneyen gar zu übertrieben, und werden die Beschwerden hierüber so nachdrücklich geführet, daß sie nothwendig Recht schaffen müssen, so wird der Schuldige wohl erdrosselt, und der Großherr zieht seine Güter ein. Allein das geschiehet selten, und überdem erhält der Bedrückte nie die Ersetzung seines Schadens.

Der Ritter Arvieux reisete in einer Gesellschaft von Kaufleuten, am 4ten Novemb. 1659, zu Pferde von Sayd ab, nahm den Weg von Sour an dem Ufer des Meeres hin, ließ Gazias linkerhand liegen, und kam vor der alten Stadt Sarepta vorbey, die itzo nur ein großes Dorf ist, und Sarfend heißet. Es ist der Ort, wo der Prophet Elias den Sohn der Wittwe, bey der er geherberget, von den Todten wieder auferweckete, und deren Oel und Meel er vervielfältigte. Die Höhlen des heil. Elias sind nicht weit von diesem Dorfe, und werden von den Christen mit vieler Andacht besuchet. Oberhalb Sarfend stehet eine kleine Moschee, welche die Christen vor den Ort halten, wo unser Heiland still stand, und mit dem cananäischen Weibe redete. Itzt wohnet ein Derwisch darinn.

Bey Fortsetzung des Weges kam er an den Fluß Caßimie, der am Fusse des Berges Libanon entspringt, sehr tief und fischreich ist, ungemein schnell fließet, und das Gebiete Sayd von der Landshauptmannschaft Safet absondert. Die prächtige Brücke, die darüber gewesen, hat Soliman zerstören

lassen, und man sieht nur einige Pfeiler davon, auf welche man Balken geleget hat, worüber die Leute mit Mühe und Gefahr zu Fuße gehen. Jenseit der Brücke stehet ein großes wüstes Gebäude mit Mauern und einigen Ueberbleibseln von Thürmen, welches unser Autor für ein Werk der Kreuzfahrer hält. Die Bauren, welche das herumliegende sehr fruchtbare Land bestellen, schließen des Nachts ihr Vieh darein.

Ehe unser Autor mit seiner Gesellschaft in Acre anlangete, wurden sie von sechs Arabern überfallen, welche auf eine höfliche Weise ihre Kleider oder ihr Leben verlangeten. Sie zogen aber ab, als man ihnen mit gespannten Flinten drohete. Hinter Acre ist der Weg allezeit wegen der Araber sehr unsicher, welche sich hinter den vom Winde hier häufig aufgeworfenen Sandhügeln verstecken, daß man sie nicht so leicht entdecket. Da sie sich aber vor dem Schießgewehr fürchten, so lassen die Reisenden einen wohlberittenen Diener einige hundert Schritt vor sich mit einer Lanze, dessen Wimpel gesenket ist, welchen er, wenn er das geringste vernimmt, in die Höhe hebt, da man denn mit gespanntem Gewehr herzu eilet. Zwey wohl entschlossene und mit gutem Gewehr bewafnete Leute können einen großen Trupp Araber in Ehrfurcht halten. Nachdem unsere Reisenden durch den Fluß Caifa, welcher Safet von den Ländereyen des Emir Turabey trennet, gewatet waren, kamen sie in Caifa an, welches ein Flecken ist, so vordem eine ziemliche Stadt gewesen, wie man noch aus den Ruinen sehen kann. Sie soll nach der Meynung der Christen von dem Großpriester Caiphas seyn erbauet und erweitert worden. Die Landeseingebohrnen nennen sie Sheifa. Sie liegt am

Ufer

Ufer des Meeres, eine Viertelmeile vom Berge Carmel, von welchem unser Autor nachher weitläuftiger reden wird. Er kam nach dem Schloß Pellegrin oder Pelcoin, eine Drittelmeile von Caifa. Die Türken nennen es Atlik, das ist, Ritterorden, weil es vor Zeiten dem Orden der Tempelherren oder des heil. Johann von Jerusalem gehöret hat. Jezt ist es ganz verfallen, und wird nur von einigen Bauern bewohnet, welche das umliegende Feld bauen. Von hier bis Tartoura sind drey Meilen. Unser Autor übernachtete daselbst, und begab sich des andern Tages in das Feldlager des Emir Turabey, um die Wiedereinsetzung der von den Arabern aus ihrem auf dem Berge Carmel liegenden Kloster vertriebenen Carmelitermönche zu vermitteln. Er erhielt von diesem Fürsten, welcher ihn höflich empfieng, sein Verlangen, brachte den jährlichen Tribut in Richtigkeit, welchen diese Mönche zu geben pflegten, und kehrte wieder nach Tartoura zurück. Dieser kleine Ort liegt am Meere, und bestehet nur aus einer einzigen großen Straße. Die Araber halten hier den Markt mit ihren geraubten Sachen, und die Bauern bringen hier Vieh und allerhand Früchte, welche sie an die Egyptier gegen Reiß und Leinwand vertauschen. Die ganze umliegende Gegend ist ziemlich unfruchtbar, bloß, und ohne Bäume.

Vier Meilen von Tartoura liegt Cäsaria im gelobten Lande; die Araber nennen sie Caissaria; sie liegt am Ufer des Meeres, ist von Herodes dem Großen erbauet, und war vormals ihres Reichthums und der Handlung wegen eine ansehnliche Stadt. Jezt liegt sie in ihren Ruinen. Die Häuser waren alle, wie man noch aus den Ueberbleibseln

sieht,

stehet, von gehauenen Steinen und schön gewölbt. Man findet hier noch eine große Anzahl Säulen von grauem Marmor oder Granitstein. Dieser traurige Ort wird von armen Fischern bewohnet, welche, so bald sie jemanden zum Vorschein kommen sehen, entfliehen, und sich in den unterirrdischen Oertern verbergen. Unsere Reisenden litten hier ebenfalls Nachstellungen von einem großen Trupp Araber, die mit dem Geleitsgeld, welches ein jeder Reisender ihnen geben muß, nicht zufrieden waren; sie entgiengen aber noch theils durch Drohungen, theils durch List den besorgten Anfällen, und kamen durch das Dorf Aliben-aalam glücklich nach Rama. Unterweges sahen sie den Crocodillensee, Mouyet al Tamsah genannt, weil ein Crocodill von ungeheurer Größe daraus hervor gekommen, und einen vorüber gehenden mit Steinen beladenen Esel verschlungen hat.

Rama wird von den Arabern Ramlee genennt. Sie liegt auf der Heerstraße von Jaffa nach Jerusalem, worauf die aus Egypten nach Damaskus gehende Caravanen reisen. Sie ist in einer ebenen und fruchtbaren mit vielen Dörfern und reizenden Alleen umgebenen Gegend erbauet, und jetzo nichts mehr als ein großes Dorf ohne Mauern, ohne Bäche, und Flüsse. Die Ruinen der alten Gebäude zeugen indessen noch von ihrer vorigen Pracht; sie ist inzwischen ziemlich volkreich, und wird durch den Zusammenfluß derer Kaufleute, welche allda Getraide, Baumwolle, und Früchte einkaufen, wie auch von dem Durchzuge der Caravanen sehr bereichert. Der Unflat, der vor die Häuser geworfen wird, verbreitet in der Luft eine Fäulniß, welche sie eben so schädlich macht, als in Acre und Alexandrette. Die Väter des gelobten Landes haben von dem Bassa

in Gaza, unter dessen Gerichtsbarkeit diese Stadt gehöret, Erlaubniß bekommen, ein Hauß auf die Ruinen ihres alten Klosters, welches die christlichen Fürsten ehedem erbauen lassen, zu errichten. Ausser zween Kirchen, davon die eine Johann dem Täufer, und die andere unser lieben Frauen von denen vierzig Märtyrern gewidmet gewesen, und die jezt beyde in Moscheen verwandelt worden, ist in dieser Stadt nichts Merkwürdiges. Hier ist auch ein Narrenhospital, Maraſtan genannt, worüber einige Aerzte bestellet sind, welche die Narren entweder durch gute Nahrung oder Stockschläge heilen. Das beste und frischeste Wasser in der Stadt wird aus einem Brunnen vermittelst eines von einem Maulesel getriebenen Rades durch Töpfe geschöpfet.

Die Stadt Lidda oder Lidd liegt eine Meile von Rama nordwärts in einer Ebene. Sie ist ganz verwüstet, und jezt nur ein elendes Dorf, wo wöchentlich ein Markt gehalten wird. Die Türken und Christen glauben, daß der heilige Georg hier seinen Märtyrertod erlitten, und dieser Ort wird durch eine kleine Marmorsäule bezeichnet, gegen welche die Christen und Türken eine große Andacht beweisen. Die schöne diesem Heiligen gewidmet gewesene Kirche ist ganz ruiniret.

Als der Bassa von Gaza von seinem wider die Araber gethanenen Kreuzzuge durch Rama zurück kam, machte ihm unser Autor mit einigen französischen Kaufleuten die Aufwartung, und gaben ihm die Summe, die er der französischen Nation vorgestrecket hatte, nebst einem reichlichen Geschenk wieder, und er empfieng sie sehr wohl. Sie giengen nachher in seinem Gefolge, insgesammt zu Pferde, nach Gaza. Der Bassa wurde allenthalben von

dem

dem Volke mit vielem Jauchzen empfangen, und hielt in Gaza einen solennen Einzug.

Die Stadt Gaza ist jezt die Hauptstadt in Palästina; sie liegt auf einem kleinen Hügel an einem lustigen und angenehmen Ort; ist mittelmäßig groß, und bestehet aus gewölbten von schönen gehauenen oder Ziegelsteinen erbaueten und mit Terrassen bedeckten Gebäuden. Sie hat keine Mauern, sondern nur ziemlich hohe Wälle von Erde und eine kleine Festung. Das Serail des Bassa ist sehr prächtig meubliret, und in demselben, wie auch in den Moscheen, Bädern, in vielen Privathäusern und türkischen Gräbern ausserhalb der Stadt, findet man allerhand Marmorarbeit, die, so wie die Marmorsäulen, die hier noch hin und wieder anzutreffen, Ueberbleibsel von der vorigen Pracht der Stadt sind. Die vormals dem heil. Johann gewidmete Kirche dienet jezt zur Hauptmoschee. Ausser derselben sind noch sechs andere weniger ansehnliche, und eine große Menge kleiner Kapellen oder Bethäuser. Die Armenier haben eine Kirche, und die Griechen auch eine; beyde sind sehr alt. Die Griechen geben vor, daß unser Heiland, als er vor dem Herodes flohe, und sich nach Egypten begab, drey Tage in einem Hause sich aufgehalten habe, welches eben der Ort sey, worauf nachher diese Kirche erbauet worden.

In der Stadt sind viele öffentliche Bäder, welche schön und sehr gemächlich sind. Die Mannspersonen gehen Vormittags, und die Frauenspersonen Nachmittags herein. Leztere werden von Frauenspersonen bedienet, und es gehet alles mit vieler Sittsamkeit zu. Sie nehmen ihre Mahlzeit mit dahin, und ergötzen sich wundersam. In der That sind diese Augenblicke und die Zeit ihrer Pilgrimsreise zu den

Grä-

Gräbern, wohin sie des Freytags gehen, die einzigen Stunden ihres Vergnügens, weil sie ausserdem selten aus ihren Häusern kommen. Keine Mannsperson darf sich bey Verlust seines Lebens in ein Bad, das mit Frauenzimmern besetzt ist, wagen.

Hieselbst ist ein schöner Bazar oder Markt, der oft besucht wird. Der beständige Durchzug derer aus Syrien nach Egypten, und aus Egypten nach Syrien, gehenden Caravanen ist Ursach zu dem großen Handel. Diese Durchzüge veranlassen einen großen Absatz von Kaufmannswaaren, wodurch die Stadt bereichert und die Handlung blühend erhalten wird. Auf der abhängigen Seite des Hügels, worauf des Bassa Serail gebauet ist, siehet man eine Menge aufgehäufter Ruinen, welche die Folge der Jahrhunderte mit Erde und Gesträuchen bedeckt hat, und die man nach der Ueberlieferung für den Ort hält, worauf des Dagons Tempel gestanden hat. Simson erschütterte die beyden Hauptsäulen desselben, und stürzte das Gebäude um, worunter er mit allen seinen Feinden begraben wurde. Man zeigt eine halbe Meile von der Stadt gegen Osten einen kleinen Hügel, worauf Simson die mit allem ihrem Eisenwerk ausgerissene Stadtthore soll getragen haben. Die mittägige Ebene an diesem Gebürge ist der Ort, wo das Getraide der Philister stand, welches Simson vermittelst derer Füchse, an deren Schwänzen er Feuerbrände befestigte, verbrannte.

Unser Autor ergötzte sich in dieser Stadt einigemal mit dem Stockspiel. Dasselbe ist ein bey den Türken und Mohren sehr gebräuchliches Spiel, von welchen leztern es die Spanier gelernet haben. Man spornet das Pferd aus allen Kräften; man tummelt es in der Runde herum, bemühet sich das Hinder-

theil des Pferdes von seinem Gegner zu gewinnen, und alsdenn schießt man seinen Stock nach den Schultern; denn nach dem Bauch muß niemals gezielet werden. Die Türken, Mohren, und Araber sind in dieser Leibesübung sehr fertig. Sie sammlen ihre Stöcke in vollem Rennen, ohne vom Pferde abzusteigen, wieder auf, drehen sich um den Bauch ihres Pferdes herum, stellen sich an die Seite des Sattels, und richten sich allda auf, um dem ihnen zugedachten Wurf auszuweichen, oder daß er überhin gehen könne. Man kann sagen, daß sie gute Reuter und in allen ihren Leibesübungen sehr fertig sind.

Die Statthalterschaften in Palästina sind gleichsam in gewissen Familien erblich. Die Großveziers waren genöthigt gewesen, die gemeine Reichsregel bey Seite zu setzen, nach welcher die Stadthalterschaften nur ein Jahr dauern, und diejenigen, welche diesen Posten in diesem Lande bekleiden, viele Jahre hindurch dabey zu lassen, weil die Araber nie ruhig sind, und mit ihren Nachbarn beständig Krieg führen. Ihr gewöhnlichstes Handwerk bestehet in Streifereyen. Jedermann ist ihr Feind; sie trauen niemanden; und wenn sie nicht von der Freundschaft der Stadthalter wohl versichert sind, so verheeren sie das flache Land, und stören die ganze Handlung. Es wird Zeit dazu erfodert, ehe sie sich von den Stadthaltern gewinnen lassen, und wenn diese Stadthalter ihre Bedienung nur ein Jahr behielten, so wäre diese Zeit zu kurz, als daß sie selbige recht von Grund aus kennen lernen, und sich ihnen vertrauen sollten; dahingegen, wenn die Pforte sie mehrere Jahre allda bleiben läßt, sie mit einander in eine Freund- und Gesellschaft aufrichten, die dem Staat zuträglich ist.

Nach-

Nachdem unser Autor viele Tage in Gaza gewesen, und von dem dortigen Bassa viele Ehren- und Höflichkeitsbezeugungen genossen, kehrte er über die Stadt Ascalon nach Rama zurück. Ascalon liegt sechs Meilen von Gaza, und war die Vaterstadt des Herodes Ascalonites, der die unschuldigen Kinder tödten ließ. Sie liegt am Ufer des Meeres in einer ebenen und ungemein fruchtbaren Gegend. Die wundersame Dicke der Mauern und Thürme, die ganz umgestürzt sind, und die Graben ausgefüllet haben, ist ein Zeichen, daß sie einer von den feinsten Plätzen in Palästina gewesen. Gegenwärtig ist sie eben so verwüstet wie Acre und Cäsarea. Es stehen nur noch einige Stücken Mauern an der Meerseite, in welche man viele Säulen von Granitsteinen eingefügt hat. Die Stadt ist ganz öde, und sie hat keinen Hafen, noch Häuser, die so beschaffen sind, daß man darinn wohnen könne.

Von hier kam unser Autor weiter über Matzdel, einer großen und wohlbevölkerten Stadt, nach Rama. Er reisete darauf durch das samaritanische Gebiet zu Lande nach Sayd. Dieses Land hat an allerley Arten von Getraide, an Baumwolle, und demjenigen Grase einen Ueberfluß, daraus man die Asche zum Glasbrennen und Seifensieden bereitet. Man siehet auch daselbst große Pflanzungen von allerhand Oliven- und Fruchtbäumen. Die erste Nacht schlief er in einem Dorfe, Elbir genannt, das heißt Brunnen, wegen eines großen Brunnens, der daselbst zur Beqvemlichkeit der Reisenden ist. Vor Zeiten hat hier eine Kirche gestanden, welche die heilige Helena soll erbauet haben. Die Ruinen davon stehen noch. In diesem Dorfe soll es gewesen seyn, da die heilige Jungfrau wahrgenommen,

daß sie das Kind Jesus verlohren, worauf sie genöthiget worden, nach Jerusalem zurück zu kehren, und ihn im Tempel zu suchen, wo sie ihn mitten unter den Lehrern angetroffen.

Des andern Tages langte er in Napoli di Samaria an, wovon man versichern will, daß es das alte Sichem sey. Diese Stadt liegt theils auf der abhängigen Seite eines Gebürges, und theils auf dem Anfang einer Ebene. Sie ist so vielemal verwüstet und wieder aufgebauet worden, daß es vergeblich seyn würde, noch etwas von ihren alten Gebäuden zu forschen. Sie ist die einzige Stadt in derselben Provinz, daher hält sich auch der Stadthalter darinn auf. In der umliegenden Gegend findet man viele Alterthümer, die zur biblischen Geschichte gehören. Fünfhundert Schritte von der Stadt, auf dem Wege nach Jerusalem, trift man einen Brunnen an, welchen einige für denjenigen halten, woraus Jacob Wasser schöpfte, und die Heerde der Rahel tränkte; andere aber versichern, daß es der Brunnen des samaritanischen Weibes sey. Die Christen im Lande haben vor denselben Ehrerbietung, und halten ihn mit Steinen bedeckt, aus Furcht, einige übermäßig andächtige Türken möchten ihn verschütten. Man steiget durch eine kleine gewölbte Höle zu dem Brunnen herab. Man giebt vor, daß um diesen Brunnen ehemals ein Dorf gestanden; und man sieht wirklich noch vier aufrecht stehende Säulen als Ueberbleibsel davon. Die Ueberlieferung des Landes versichert, die umliegende Landschaft sey diejenige, welche Jacob seinem Sohn Joseph geschenkt habe. Man sieht dicht darneben ein Begräbnis, welches das Begräbnis dieses Erzvaters seyn soll, so jedoch falsch ist. Denn als die

Jsraeliten seine Gebeine mit aus Egypten genommen, so legten sie selbige zu den Gebeinen der andern Erzväter in die zweyfache Höle, welches ihr gemeinschaftliches Begräbnis war.

Der Berg Garizim liegt zur rechten Hand, wenn man nach diesem Brunnen gehet. Man siehet noch am Fuß dieses Gebürges, auf der Seite gegen Napoli über, die Ueberbleibsel von einer Kapelle. Vor Alters betete man an diesem Ort ein Götzenbild an. Nordwärts vor der Stadt zeiget man den Ort, wo unser Heiland, als er auf dem Wege ermüdet, soll ausgeruhet haben. Man siehet eine Art eines in Felsen gehauenen Küssens mit einigen Kennzeichen der Füße und Hände, wie auch die Bildung eines ausgestreckten Leibes, wovon die gottselige Leichtgläubigkeit des gemeinen Volks versichert, daß es die Gestalt unsers Erlösers sey, der sie, als er geruhet, hinein gepräget habe. Weil man aber hievon weder in der heiligen Schrift noch in den alten Geschichtbüchern etwas lieset, so kann man diese Geschichte unter die apokryphischen Dinge setzen, welche in diesem ganzen Lande überflüßig erzählet werden. Westwärts der Stadt stehet eine Moschee, so vormals eine auf das Hauß des Jacobs gebauete Kirche war, wenn man voraus setzet, daß er ein solches da gehabt, und seine ganze Lebenszeit hindurch nicht in Zelten gewohnt hat, wie uns doch die Schrift versichert. Ein wenig weiter davon siehet man die Ruinen einer andern dem heiligen Hiob geweiheten Kirche.

Eine halbe Meile seitwärts trift man die Ruinen der Stadt Sebaste an. Der Ueberrest der Kirche der heil. Helena ruhet auf schönen Marmorsäulen, und der große ostwärts stehende Altar scheinet

net

net sehr schön gewesen zu seyn. Er ist mit einem Helm bedeckt, der auf Marmorsäulen mit korinthischen Kapitälern ruhet. Man kann noch einige mosaische Mahlereyen sehen. Es ist auch eine unterirrdische Kapelle daselbst, in welche man auf drey und zwanzig Stufen hinunter steiget, worinn das Grab des heil. Johann des Täufers zwischen den Gräbern der Propheten Elisa und Abdias zu sehen ist. Die Christen im Lande, sind der Meynung, diese Kirche sey auf das Gefängniß, worinn der heilige Johann enthauptet worden, gebauet. Diese Stadt hieß vormals Samaria, und wurde vom Herodes, der sie Sebaste nennete, wieder aufgebauet.

Endlich gelangete unser Autor über Caifa, Acre, und Sour in Sayd an, wo er einige Zeit verblieb.

Die Fortsetzung folget.

Ende des dritten Bandes.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Zückert, Johann Friedrich, 1737-1778

Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen in einem ausfü
hrlichen Auszuge mit vielen nützlichen Kupfern

Bd.: Driter Band

Berlin 1765

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Hist.pol.605(3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11095620-3
VD18 80457487-001